
Martin Suter
Elefant
Roman · Diogenes



Martin Suter

Elefant

Roman

Diogenes

Für Ana und Margrith

{5}Erster Teil

1

12. Juni 2016

Eine Entzugserscheinung konnte es nicht sein, er hatte genug getrunken.

Schoch versuchte, das Ding zu fokussieren, das tief hinten in der Unterspülung des Uferwegs stand, dort, wo die Höhlendecke auf den sandigen Boden traf.

Ein Kinderspielzeug. Ein Elefäntchen, rosarot, wie ein Marzipanschweinchen, aber intensiver. Und es leuchtete wie ein rosarotes Glühwürmchen.

Es kam vor, dass jemand seine Höhle entdeckte. Manchmal fand er Fixerbesteck oder Kondome oder Junkfood-Verpackungen. Aber Spuren von Kinderbesuchen hatte er bisher noch nie entdeckt.

Er schloss die Augen und versuchte, so etwas wie Schlaf zu finden.

Schoch hatte einen Drehrausch. So nannte er die Räusche, bei denen sich alles drehte, sobald er im Schlafsack lag. Er hatte in all den Jahren nicht herausgefunden, wann die Räusche zu Drehräuschen wurden. Manchmal war er sich sicher, dass es an der Menge lag, dann wieder neigte er dazu, die Ursache in der Mischung zu vermuten. Aber dann gab {6}es Fälle wie diesen, wo er – soweit er sich erinnern konnte – weder mehr noch anders als am Vortag getrunken hatte und sich dennoch alles drehte.

Vielleicht spielte das Wetter eine Rolle. Auf dem Heimweg hatte der Föhn die dicken Wolken über den Fluss gejagt, und manchmal waren sie aufgerissen und hatten für einen Augenblick einen weißen vollen Mond enthüllt. Vollmond und Föhn, vielleicht war das die Erklärung für die Drehräusche. Wenigstens für ein paar davon.

Auch was mehr half, Augen auf oder zu, hatte er nie herausgefunden.

Er öffnete sie. Das Elefantenspielzeug war noch immer da. Aber es kam ihm vor, als stünde es etwas weiter rechts.

Er schloss die Augen wieder. Einen Moment lang drehte sich das Elefäntlein unter seinen Augenlidern und hinterließ einen rosa Schweif.

Sofort schlug er die Augen wieder auf.

Dort stand es, schlug mit den Ohren und hob den Rüssel zu einem S.

Schoch legte sich auf die andere Seite und versuchte, das Drehen zu stoppen.

Dabei schlief er ein.

{7}**2**

13. Juni 2016

Schoch trank schon zu lange, um noch einen nennenswerten Kater zu haben. Aber auch zu lange, um sich noch an alle Einzelheiten des Vorabends zu erinnern. Er erwachte später als sonst, mit trockenem Mund, verklebten Augen und erhöhtem Puls, aber ohne Kopfschmerzen.

Die Zweige der Büsche vor dem Höhleneingang hüpf tenunter schweren Regentropfen, und dahinter konnte Schoch in der Morgendämmerung den grauen Regenvorhang ausmachen, dessen gleichmäßiges Rauschen hereindrang. Der Föhn hatte sich gelegt, und es war ungewöhnlich kalt für Juni.

Schoch schälte sich aus dem Schlafsack, richtete sich auf, so weit es die niedrige Schlafstelle zuließ, und packte sein Bett zu einer harten Rolle zusammen. Er stopf te das Hemd in die Hose und griff nach seinen Schuhen.

Aber an der Stelle, wo er sie immer ablegte – beim Höhleneingang weit genug im Innern, so dass ein plötzlicher Regen sie nicht erreichen konnte –, fand er nur einen. Den anderen entdeckte er nach einer Weile vor der Höhle. Er lag neben einem der triefenden Büsche in einer Pfütze. Schoch konnte sich nicht erinnern, dass ihm das schon einmal passiert war, so besoffen er auch war. Vielleicht sollte er sich ein wenig bremsen.

{8}Er angelte sich fluchend den blau-weiß gestreif tenSportschuh, nahm ein zerschlissenes Frottiertuch mit dem »Nivea«-Schriftzug aus seiner Sporttasche und versuchte, den Schuh damit trockenzutupfen.

Es war aussichtslos. Schoch zog den feuchten kalten Sneaker an.

Etwas geisterte vage in seinem Kopf herum. Etwas von der letzten Nacht. Etwas Seltsames. Aber was? Ein Gegenstand? Ein Erlebnis? Wie ein gesuchtes Wort oder ein vergessener Name, die einem auf der Zunge liegen.

Er konnte es nicht festmachen, und die Kälte des Schuhs kroch sein Bein herauf und ließ ihn frösteln. Er brauchte Bewegung und etwas warmen Kaffee im Magen.

Schoch zog eine gelbe Pelerine über, die er einmal von einer Baustelle hatte mitgehen lassen. Sie war voller Teerflecken und trug das Signet eines großen Bauunternehmens, das er ebenfalls mit Teer unleserlich gemacht hatte. Nur die Wörter »Hoch- und« waren sichtbar geblieben. Er stopf teseinen Schlafsack in die fleckige Sporttasche, in der sich auch ein paar seiner anderen Habseligkeiten befanden. Ersatzunterwäsche, Socken, T-Shirt, ein Hemd, Waschbeutel und eine Brief taschemit seinen Papieren. Den Rest der Dinge, die ihm gehörten, hatte er im Heilsarmee-Wohnheim, mit dessen Verwalter er auf gutem Fuß stand, eingelagert.

Er stülpte eine Schildmütze über sein verfilztes Haar und trat ins Freie. In der Höhle ließ er nichts zurück.

Der Regen fiel so dicht, dass das gegenüberliegende Flussufer nur schwach zu

erkennen war. Er kämpf tesich die glitschige Böschung hinauf. Zweimal rutschte er aus, die {9}Hosenbeine waren auf Höhe der Knie lehmverschmiert, als er den Uferweg erreichte.

Schoch hatte den Schlafplatz von Sumi geerbt, dem Mann, der ihn auf der Gasse eingeführt hatte. Damals, als unter den Obdachlosen noch Regeln galten. Zum Beispiel die, dass man die Schlafplätze der andern respektierte. Heute war das nicht mehr so. Heute konnte es passieren, dass man nach Hause kam, und da lag schon einer. Meistens ein Arbeitsmigrant. Einer, der ins Land gekommen war, um Arbeit zu suchen.

Sumi hatte den Platz kurz nach dem Hochwasser 2005 entdeckt. So hoch war der Fluss gewesen, dass er den Uferweg an mehreren Stellen unterspült und einen großen Teil vom Wildwuchs weggeschwemmt hatte.

Zufällig hatte Sumi vom anderen Ufer aus die klaffende Stelle entdeckt. Das einzige Problem war gewesen, dass die Höhle so gut einsehbar war. Aber da kam es ihm zugute, dass er vor seiner Zeit auf der Gasse unter anderem als Hilfsgärtner gearbeitet hatte. Er grub von weiter flussabwärts, wo das Becken breiter war und das Wasser den Böschungsrand nicht erreichte, einige Stauden aus und pflanzte sie vor den Höhleneingang.

»Fluss-Bett« hatte er seine Schlafstelle getauft und fast acht Jahre dort gepennt. Schoch war der Einzige gewesen, der die Stelle kannte. »Wenn ich einmal abkratze«, pflegte Sumi zu sagen, »kannst du mein Fluss-Bett haben.«

»Du säufst uns alle unter den Boden«, antwortete Schoch dann jeweils.

Aber dann war Sumi plötzlich gestorben. Auf Entzug. Delirium tremens.

{10}Das hatte Schoch in seinem Entschluss bestärkt, nie mit dem Trinken aufzuhören.

Der Uferweg war menschenleer. Die frühen Jogger, denen er sonst um diese Zeit begegnete, hatte der Regen in den Häusern festgehalten. Es dauerte nicht lange, bis Schochs trockener Schuh ebenso durchweicht war wie der nasse. Das Regenwasser lief ihm den Bart hinunter in den Halsausschnitt seiner Pelerine. Schoch reckte sein Kinn und wischte den Bart mit dem Handrücken heraus. Er brauchte jetzt dringend seinen zweiten Kaffee, den ersten hatte er verpennt.

Weiter oben kam er an einer Flussschwelle vorbei. Dort befand sich eine kleine Plattform. Zwei Betonpfähle waren in die Böschung eingelassen, die eine Rettungsstange aus Aluminium trugen. Die Stelle war berüchtigt, weil sich nach der Schwelle, besonders bei hohem Wasserstand, eine Wasserwalze bildete. Von dort drangen jetzt Rufe herauf.

Schoch ging weiter, bis ihm die Uferbewachsung die Sicht nicht mehr versperrte. Zwei Männer, ein kleiner und ein großer, standen auf der Betonplattform am Ufer und stocherten mit der Rettungsstange in dem braunen Wasser unterhalb der Schwelle herum.

»Brauchen Sie Hilfe?«, wollte Schoch rufen, aber seine Stimme war so belegt, dass er nichts Hörbares herausbrachte.

Er räusperte sich. »He! Hallo!«

Der Große sah jetzt herauf. Ein Japaner oder ein Chinese.

»Ist jemand hineingefallen?«

{11}Jetzt sah auch der Mann mit der Rettungsstange herauf. Ein kurzgeschorener Rothaariger.

»Mein Hund!«, rief er.

Schoch hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Todeswalze«, rief er, »da kommt keiner lebend raus. Die hat schon manchen geschluckt. Vergessen Sie es. Passen Sie lieber auf, dass Sie nicht auch noch reinfallen!«

Der Mann mit der Rettungsstange stocherte weiter. Der andere winkte ihm zu. *»Thanks!«,* rief er, dann wandte auch er ihm wieder den Rücken zu.

Schoch ging weiter. »Ich habe sie gewarnt«, murmelte er. »Ich habe sie gewarnt.«

{12}3
25. April 2013

Die Raben lauerten auf der Brüstung der Restaurantterrasse auf eine kleine Unaufmerksamkeit des Kellners, der das warme Büfett bewachte. Die Brandung des Indischen Ozeans war bis hierherauf zu hören.

Jack Harris saß am zweithintersten Tisch. Von dort hatte er den besten Blick auf die Mischung aus Rucksacktouristen, Geschäftsleuten und den letzten Expats, die noch immer an ihrem Jour fixe im Galle Face Hotel festhielten.

Seit bald drei Wochen hing er nun schon hier herum und wartete und trank zu viel Lion Lager. Manchmal kam er mit einem Touristen ins Gespräch, und einmal gelang es ihm, eine allein reisende Amerikanerin mit seinem Beruf so zu beeindrucken, dass sie mit auf sein Zimmer kam. Harris war Veterinär, Spezialgebiet Elefanten.

Aber meistens verbrachte er die Nacht alleine im Zimmer. Es war immerhin gut gelegen. Nicht direkt aufs Meer hinaus, sondern auf den großen Platz, wo früher die Kolonialherren Golf spielten und wo sich jetzt viele Souvenirstände und Garküchen befanden. In den einsamen Nächten öffnete er manchmal eines der beiden Fenster, steckte sich eine Zigarette an und sah hinunter auf die Lichter des belebten Platzes und auf die fluoreszierende Brandung des Ozeans.

{13}Stimmen und Gelächter vermischten sich mit Musikfetzen, von den Garküchen stiegen Rauchschwaden ins Licht der Glühbirnen, und manchmal trug der Wind den Duft von Holzkohle und heißem Kokosöl herüber.

Harris stand auf und bediente sich am Büfett. Bereits zum zweiten Mal. Er schaufelte sich ein unkulinarisches Durcheinander aus Currys und Stews und Gratins auf den Teller und ging an seinen Tisch zurück, auf den das Personal inzwischen unaufgefordert ein *»Reserved«*-Schild stellte.

Er aß auch zu viel.

Jack Harris war vierzig, stammte aus Neuseeland und sah aus wie ein etwas massig geratener Crocodile Dundee. Fand er. Seine Frau, die ihn vor inzwischen acht Jahren – wie die Zeit verging! – verlassen hatte, fand, er sehe eher aus wie ein Schafscherer.

Die Scheidung hatte ihn aus der Bahn geworfen. Er lebte mit seiner Frau Terry und den Zwillingen Katie und Jerome in einem großen Bungalow in Fendalton, dem schicksten Vorort von Christchurch, führte mit einem Partner eine Tierklinik und verdiente gut.

Klar: Er hatte sich ein paar Affären erlaubt, aber gerade, als er sich Besserung gelobt hatte, erwischte er Terry mit seinem Freund und Partner. Ein fürchterlicher Schock. Er war bereit gewesen, den beiden zu verzeihen und einen Neubeginn zu wagen. Doch Terry wollte zwar schon einen Neubeginn, aber nicht mit ihm. Nach

der Scheidung heiratete sie seinen Partner.

Er, Jack, verdingte sich als Tierarzt bei verschiedenen Wildreservaten Asiens. In Neuseeland war er seither nur dreimal gewesen, um seine Kinder zu sehen. Inzwischen {14}waren sie Teenager geworden und hatten ihm bei ihrer letzten Begegnung zu verstehen gegeben, dass sie nicht mehr allzu großen Wert auf seine seltenen Besuche legten. Seither beschränkten sich seine Kontakte mit ihnen auf kleine Überweisungen zum Geburtstag und zu Weihnachten und gelegentliche verlegene Skype-Sitzungen. Alimente musste er keine bezahlen, seine eigenen Seitensprünge waren bei der Scheidung nicht aufgeflogen.

Ein paar Tische weiter vorne fütterten zwei Touristinnen die Raben. Sie waren ihm schon beim ersten Mal, als er zum Büfett ging, aufgefallen. Um die dreißig, deutschsprachig, keine Schönheiten, aber fest entschlossen, in diesen Ferien mehr zu erleben als fremde Kultur und Natur, dafür hatte er einen Blick.

Sie amüsierten sich darüber, dass die Vögel auf den Tisch flogen und aus ihren Tellern naschten. Jack hatte schon damit punkten können, dass er Touristinnen, die das taten, darauf aufmerksam machte, dass auf diese Art Kryptokokkose und Ornithose übertragen würden. Was nicht ganz falsch, aber auch nicht ganz richtig war. Er war drauf und dran, ans Dessertbüfett zu gehen und auf dem Rückweg am Tisch der beiden eine entsprechende Bemerkung fallenzulassen, als sein Handy klingelte.

Auf dem Display stand »Roux«.

Jack Harris meldete sich, hörte zu, sagte: *»Hold on«,* klaubte einen Stift aus der Jacke und notierte eine Reihe Zahlen auf die Rückseite des Blattes mit den Tagesspezialitäten. *»I thought it would never happen«,* bemerkte er noch, beendete das Gespräch und wählte eine Nummer.

»Kasun?«, rief er ins Telefon, so laut, dass ein paar Gäste {15}zu ihm herübersahen. *»Race to Ratmalana. Now!«* Er machte dem Kellner das internationale Zeichen für »die Rechnung, bitte«, und als dieser sie nicht gleich brachte, ging er ihm entgegen und signierte. Noch auf dem Weg zum Zimmer rief er seinen Kontakt am Heliport an.

Harris bestellte ein Taxi und zog hastig seine Arbeitskleidung an – khakifarbene Hose, verwaschenes kurzärmeliges Jeanshemd. Er holte seinen Instrumentenkoffer aus dem Schrank, er hatte ihn für diesen lange erwarteten Fall bereits gepackt und immer wieder kontrolliert.

Keine fünf Minuten nach dem Anruf saß er im Taxi zum Flughafen Ratmalana fünfzehn Kilometer südlich von Colombo.

Eine knappe Viertelstunde später war er dort. Kasun, der junge Mann, den ihm das Department of Wildlife Conservation zur Seite gestellt hatte, erwartete ihn vor einer Robinson R44, einem leichten, dreiplätzigen Helikopter, dessen Rotoren zu drehen begonnen hatten, als Jacks Taxi in Sicht gekommen war.

Als Harris die Maschine erreichte, saß Kasun bereits angeschnallt auf dem Rücksitz und hatte die Kopfhörer auf. Jack nickte ihm zu, begrüßte den Piloten und

überreichte ihm die Notiz mit den Koordinaten. Er schnallte sich an und setzte den Kopfhörer auf.

Der Pilot erhöhte die Drehzahl, die kleine Maschine hob langsam ab, stieg und schwebte einen Moment über der Piste. Dann senkte der Pilot ihre Nase, und sie nahmen Fahrt auf Richtung Südosten.

{16}4

Am selben Tag

Sie waren die letzten Kilometer auf geringer Höhe über der Bahnlinie geflogen und sahen den stehenden Zug von weitem. Ein paar Meter hinter der Lok war eine Gruppe von Menschen um den verletzten Elefanten versammelt.

Der Pilot zog die Maschine höher, um sich einen Überblick zu verschaffen. Unweit der Unglücksstelle lag eine Lichtung, an deren Rand ein paar Hütten standen. Genug Platz, um zu landen.

Bis auf ein paar alte Frauen und kleine Kinder war das Dorf wie ausgestorben. Wer nicht bei der Feldarbeit war, hatte sich zur Unfallstelle begeben.

Beladen mit Instrumentenkoffer, Hartschalenkühlbox und Materialcontainer eilten der untersetzte Harris und sein großgewachsener, zartgliedriger Assistent auf dem schmalen Pfad, der von der Lichtung in den Wald mündete, zur Bahnstrecke.

Es war, wie meistens in Sri Lanka, über dreißig Grad heiß bei einer Luftfeuchtigkeit von über neunzig Prozent. Als sie die Trasse erreichten, klebte Harris' Hemd an seinem massigen Oberkörper. Sie kämpf tensich den Schotter hinauf und begannen, zwischen den Schienen nordwärts zu gehen. Die Unfallstelle musste gleich hinter der Kurve liegen.

{17}Kein bisschen Schatten fiel auf die Bahntrasse, sie waren der glühenden Sonne ausgeliefert. Es stank nach dem erhitzten Teer, mit dem die Holzschwellen getränkt waren. Und nach den Klos der Passagierwaggons.

Jetzt war die Lok zu sehen und gleich darauf die Menschenansammlung neben der Trasse.

Kurz bevor sie die Gruppe erreichten, überließ Harris seinem einheimischen Helfer den Vortritt, damit er ihnen Platz schaffte. Kasun gab barsche singalesische Anweisungen, von denen Harris nur die englischen Worte »National Wildlife Department« verstand. Sofort gingen die schaulustigen Dorfbewohner und die Zugpassagiere zur Seite.

Vor ihnen lag der kleine Elefant, neben ihm kniete eine junge Frau und strich ihm über die Stirn.

»It's okay, it's okay«, sagte sie mit tränenerstickter Stimme.

Das Tier hatte die Augen weit aufgerissen, es biss auf seinen Rüssel, und die Hinterbeine waren unnatürlich abgewinkelt. Harris stellte seinen Koffer ab und öffnete ihn.

»Are you a doctor?«, fragte die Touristin in amerikanischem Englisch.

Harris nickte. Er nahm eine Spritze und eine Ampulle aus dem Koffer und zog sie auf.

»Will it be okay?«, fragte die Amerikanerin besorgt.

Harris nickte. Er hob das rechte Ohr des schwerverletzten Tiers an. Das

Venennetz auf der Rückseite zeichnete sich überdeutlich ab. Harris wählte eine fingerdick angeschwollene Vene, setzte die Nadel und injizierte den Inhalt der Spritze.

»Painkiller?«, fragte sie.

{18}Harris nickte wieder. *»Painkiller«,* murmelte er und sah auf die Uhr.

Das Elefäntchen schien sich zu entspannen. Der Rüssel glitt aus dem Maul und legte sich auf das zertretene Gras wie eine müde Schlange. Die Touristin strich weiter über die Stirn des Elefantenbabys, die dünn mit langen Haaren bewachsen war. »Bschsch«, machte sie, wie zu einem Kind, das am Einschlafen war.

Harris sah auf die Uhr und machte Kasun ein Zeichen. Der verstand und berührte die Touristin an der Schulter. Sie schrak zusammen und blickte zu ihm auf.

Harris sah jetzt, wie jung das tränennasse Gesicht war.

»Let's go, Miss«, sagte Kasun.

Die Amerikanerin sah Harris hilfesuchend an.

Er nickte. *»Everybody leaves now. We have to do some surgery.«*

Langsam rappelte sie sich auf, blickte auf das Elefantenbaby hinunter, wischte sich mit den Handballen die Tränen weg und sah Harris an. *»You've put it to sleep, haven't you?«*

Harris gab keine Antwort.

Sie wandte sich um und ließ sich vom Zugführer zur Gruppe von Passagieren führen, die ein paar Waggons weiter im Schatten des Waldrandes warteten.

Harris entledigte sich seines schweißnassen Hemds und zog einen grünen Chirurgenkasack über. Kasun knöpf teihn am Rücken zu und reichte ihm das Desinfektionsmittel. Das Glyzerin, das es enthielt, ließ die Hände leichter in die Chirurgenhandschuhe gleiten.

Harris horchte den kleinen Elefanten mit dem Stethoskop ab. Nach drei Minuten nickte er Kasun zu, der jetzt {19}ebenfalls sterile Einweghandschuhe trug. Der griff in den Instrumentenkoffer und reichte ihm das große Skalpell.

Neben der achtzehnten Rippe unterhalb der Wirbelsäule setzte Harris die Klinge an und öffnete die Lumbalregion des toten Elefanten.

{20}5

Am selben Tag

Sitz 11A besaß zwei Vorteile: Es gab keinen Nachbarsitz, und er war der hinterste in der Business Class dieser Boeing 787–9. Dahinter befand sich etwas Platz für die Kühlbox mit den Ovarien des Elefantenbabys.

Harris hatte gerade noch die Etihad 265 erreicht, die ihn um einundzwanzig Uhr in etwas über vierzehn Stunden von Colombo über Abu Dhabi nach Zürich brachte. Er trank sich durch die Champagner, Bordeaux und Liköre der Speisekarte und war jetzt bei den Gutenachtbierchen angelangt. Vielleicht würde er noch etwas Schlaf finden in den restlichen vier Stunden des Fluges.

Die Business Class war nur etwa zur Hälfte besetzt. Die meisten Passagiere schliefen, aber da und dort flackerte noch bleich ein Bildschirm.

Über einem der Sitze ging plötzlich ein Licht an. Ein paar Augenblicke später bewegte sich der Vorhang der Bordküche, und eine Flugbegleiterin kam heraus, ging auf das Licht zu, beugte sich hinunter, wechselte ein paar Worte und ging wieder. Kurz darauf kehrte sie mit einem Tablett zurück. Ein Glas stand darauf und eine Dose Bier.

Noch jemand, der nicht einschlafen konnte.

Harris war froh, dass diese Mission zu Ende ging. Er hatte für eine Weile die Nase voll von den Tropen und freute {21}sich auf Europa, auf kühle Nächte und Fachgespräche mit Kollegen. Und auf die Anerkennung, die man ihm, wenigstens für kurze Zeit, für das Gelingen des Vorhabens entgegenbringen würde.

Harris setzte den Kopfhörer auf und wählte den Country-Kanal. *Lucille* von Kenny Rogers lief. Der Song, der ihn während der schlimmsten Zeit seiner Trennung begleitet hatte.

You picked a f inetime to leave me, Lucille
With four hungry children
And a crop in the f ield
I've had some bad times
Lived through some sad times
But this time your hurtin' won't heal
You picked a f inetime to leave me, Lucille

Die gelassene Stimme des Captains weckte ihn. Sie durchquerten eine Zone mit Turbulenzen, erklärte sie, und die Passagiere seien gebeten, sich anzuschnallen.

Harris ärgerte sich. Er war angeschnallt. Die Turbulenzen hätten ihn kaum geweckt. Im Gegenteil: Harris liebte Turbulenzen.

Dabei hatte er früher unter Flugangst gelitten. Und zwar krankhafter. Er war bis zu seinem zweiunddreißigsten Lebensjahr nur ein einziges Mal in ein Flugzeug gestiegen. Damals war er sechzehn und hatte beim Wettbewerb einer Zigarettenmarke einen Rundflug gewonnen. Von Queenstown nach Milford Sound in einer Gippsland GA-8, einem einmotorigen australischen Flugzeug mit Platz für sieben Passagiere.

{22}Die Maschine geriet in einen Sturm, hoch über dem zerklüfteten Fjord, und Harris schwor sich, nie mehr ein Flugzeug zu betreten, falls er den Horror überleben würde.

Diesen Vorsatz führte er gleich nach der angsteinflößenden Landung auf dem winzigen Milford Sound Airstrip aus. Er weigerte sich, wieder an Bord zu gehen, und fuhr die fünf Stunden nach Queenstown auf der Ladefläche eines Holztransporters zurück.

Den nächsten Flieger hatte er erst mit zweiunddreißig, kurz nach der Trennung von Terry, bestiegen: Mit der Air New Zealand von Christchurch über Auckland nach Perth und von dort aus mit der South African Airways nach Johannesburg und Kapstadt. Fast dreißig Stunden war er unterwegs gewesen, und keine Sekunde hatte er um sein Leben gebangt. Er hing nicht mehr so daran.

Seit diesem zweiten Flug seines Lebens genoss er es sogar zu fliegen. Er vertraute sich bedingungslos der Maschine und ihrem Piloten an, wie ein Kängurubaby dem Beutel seiner Mutter.

Und jetzt brachte ihn dieser Pilot wegen ein paar Turbulenzen um das bisschen Schlaf, das ihm noch bis zur Landung blieb.

{23}6

26. April 2013

Der Regen hatte nachgelassen, und der Himmel war klarer geworden. Roux konnte die Etihad im Anflug sehen. Aber der Stau hatte sich nicht aufgelöst. Noch zwei Kilometer weit würde er stoppen und anfahren, stoppen und anfahren, bis er die Ausfahrt zum Flughafen erreichte.

Er ärgerte sich. Über die Wetterprognose, die nur stimmte, wenn man nicht darauf angewiesen war. Über den Flughafen Zürich, der nie aufhörte, Baustelle zu sein. Und über sich selbst, der nicht einmal für diesen Termin, auf den er so lange gewartet hatte, pünktlich sein konnte.

Natürlich würde Harris anrufen und am Zoll warten, bis er mit den nötigen Papieren eintraf. Aber Roux war ungeduldig. Er wollte die Lieferung endlich in Besitz nehmen. Er hatte lange genug darauf gewartet.

Die Flughafenausfahrt kam in Sicht, noch ein paar hundert Meter, bis er aus dem Stau ausscheren und Gas geben konnte. Adele sang *When we were young*. Roux' behaarte Finger trommelten im falschen Takt auf das Lenkrad.

Eine Verkehrsmeldung unterbrach den Song und warnte vor dem Stau auf der A51, in dem er steckte. »Ach ja?«, murmelte er. »Ein Stau?«

Roux war Mitte vierzig. Obwohl er drahtig war und nicht besonders klein, besaß er etwas Untersetztes, was er {24}einem großen Kopf und einem kurzen Hals zu verdanken hatte. Er trug sein spärliches rötliches Haar kurzgeschoren und seine dichten Brauen sorgfältig getrimmt, was die Wülste über den Augen betonte und seiner Untersetztheit auch noch etwas Bulliges verlieh.

Endlich hatte er die Stelle erreicht, wo der linke Sicherheitsstreifen sich zur Ausfahrt hin öffnete. Aber die Kolonne stand schon wieder, und die Lücke zwischen dem Straßenpfosten und dem Heck des Volvos vor ihm war zu schmal für seinen BMW. Wenn die Arschlöcher vor ihm besser aufschließen würden, wäre er längst am Flughafen.

Er hupte.

Nichts geschah.

Er hupte wieder, diesmal länger.

Der vorderste Wagen, den er sehen konnte, setzte sich ein Stück weit in Bewegung. Der dahinter schloss zu ihm auf, der nächste auch und der nächste. Nur der Volvo vor ihm blieb stehen.

Roux drückte wütend auf die Hupe und blieb darauf. Der Mann hinter dem Steuer des Volvos straf teihn mit einem langsamen und nachdrücklichen Kopfschütteln. Dann startete er den Motor und rückte mit aufreizender Langsamkeit ein Stück vor.

Sobald die Lücke groß genug war, trat Roux aufs Gas und fuhr hupend und mit

quietschenden Reifen in die Ausfahrt hinein.

{25}7
Am selben Tag

Die Zollabfertigung bestand aus einem großen Raum mit Schaltern aus Edelstahl. An den offenen Eingängen strömten die Passagiere vorbei, die den grünbeschilderten Ausgang gewählt hatten, nichts zu verzollen. Ganz selten folgte jemand dem roten Schild und betrat die Abfertigung.

Dort wartete Harris nun schon seit zwanzig Minuten neben seinem Rollkoffer. Die Kühlbox hatte er auf eine der metallenen Ablagen gestellt.

Er war sich nicht sicher, ob er Roux wiedererkennen würde, er besaß kein gutes Gedächtnis für Gesichter und hatte ihn nur einmal am Rande eines Kongresses in London gesehen, ein Kongress für Fortpflanzungsspezialisten zur Bekämpfung von Unfruchtbarkeiten. Sie saßen beide in einem Vortrag über das Heranreifenlassen von Elefanteneizellen im Körper von Ratten. Harris trieb sich dort herum, weil er sich Kontakte zu Forschern erhoffte, die Spezialisten für die Feldarbeit suchten. Roux brauchte jemanden, der ihm die Eierstöcke eines Elefanten beschaffen konnte.

Sie begegneten sich nach dem Vortrag – Harris hatte später das Gefühl, nicht zufällig – im ›Ye Olde Rose & Crown‹, einem Pub neben dem Kongresshotel. Harris saß allein an der Bar, und Roux gesellte sich zu ihm mit zwei randvollen {26}Half Pints of Bitter. »Nichts Traurigeres als ein Mann alleine im Pub«, sagte er in schweizerdeutsch gefärbtem Englisch. Bei der zweiten Runde – für Harris war es bereits die dritte – wusste Roux bereits, dass er Veterinär mit Spezialgebiet Elefanten war, und bei der nächsten fragte er unverblümt, ob er wisse, wie man am besten an den Eierstock eines asiatischen Elefanten rankomme.

Harris wusste es.

»Jack! Sorry, traf ficjam!«, sagte der Mann, der mit ausgestreckter Hand auf ihn zukam. Harris hätte ihn tatsächlich nicht wiedererkannt. Er hatte ihn kleiner und dicker in Erinnerung.

Er ergriff die Hand und drückte sie. Sie war feucht. Richtig, das war ihm schon beim letzten Mal aufgefallen. Handschweiß.

Roux hatte schon beim Händedruck an Harris vorbei zur Kühlbox geschaut. Jetzt entzog er ihm die Hand und legte sie auf den Deckel des Behälters. *»At last«,* sagte er, »endlich.«

Ein Zollbeamter schlenderte auf sie zu. Harris hatte ihn schon informiert, dass es sich hier um einen Organtransport handle und er auf den Empfänger warte, der über die nötigen Unterlagen für die Einfuhrformalitäten verfüge.

Roux wies sich aus und überreichte ihm ein dünnes Dossier. Die Umschlagseite trug den rotgelben Schriftzug *Gentecsa* und den Slogan: *Forschung für übermorgen.*

Der Beamte glitt mit dem Zeigefinger über die Rubriken und wählte die Informationen aus, die er in sein Formular übertragen musste. Als er damit fertig

war, deutete er mit dem Kinn auf die Kühlbox.

{27}»Ist das wirklich nötig?«, fragte Roux. »Es ist wichtig, dass das Organ auf null bis vier Grad gekühlt bleibt.«

»Ich kann Sie ohne Augenschein nicht durchlassen.«

Roux seufzte und gab Harris ein Zeichen, die Box zu öffnen. *»Just a second«,* fügte er hinzu.

So viel Englisch verstand der Beamte auch. *»As long as it takes«,* korrigierte er.

Harris ließ die Spannverschlüsse aufschnappen und klappte den Deckel auf. Zwischen blauen Gefrierelementen lag eine sterile Box aus milchigem Kunststoff. Harris machte keine Anstalten, sie zu öffnen, bis der Zöllner ihn dazu auf forderte.

»Sie gefährden ein wissenschaftliches Projekt zur Arterhaltung«, maulte Roux.

»Sie sind es, der die Sache in die Länge zieht«, erwiderte der Beamte.

Roux nickte Harris zu, und der löste widerwillig den grünen Deckelrand vom Behälter.

Was sie sahen, war klein wie eine Kinderfaust und besaß eine Struktur wie ein Gehirn. Es war gräulich und glänzte feucht.

»Nicht anfassen!«, befahl Roux.

Der Beamte nahm ein Handy aus einem Futteral, das er am Gürtel trug, und machte ein Foto. Dann gab er das Zollgut frei.

So kam Sabu in die Schweiz.

{28}8

28. April 2013

Auf dem nassen Parkplatz spiegelten sich ein paar wenige Autos und einige erleuchtete Fenster der ehemaligen Drahtfabrik, die nun zu einem Bürogebäude umgebaut worden war. Es waren die Räume der Gentecsa auf der zweiten Etage, in denen noch Licht brannte.

Roux und zwei Assistentinnen standen um einen Tisch aus Edelstahl, über Miss Playmate gebeugt, wie die Assistentinnen die Laborratte getauft hatten.

Miss Playmate hieß so, weil sie nackt war. Sie war eine kastrierte, exogen auf die Belange des Elefantengewebes eingestimmte Nude-Ratte, eine Laborratte, der der Thymus fehlte, damit sie keine T-Lymphozyten ausbildete. Denn die waren für die Abstoßung von Implantaten verantwortlich. So konnte Roux ihr das mit Tausenden von Eizellen besetzte kleine Stück Rinde vom Eierstock einpflanzen, ohne dass sie das fremde Gewebe abstieß.

Miss Playmate war anästhesiert und lag unter der gleißenden OP-Leuchte, alle viere gespreizt und mit Gummibändern fixiert. Ihre Bauchdecke war aufgeschnitten, und Roux arbeitete mit Skalpell und Pinzette in ihrem Innern. Eine der Assistentinnen hielt mit kleinen Retraktoren die Wunde offen, die andere reichte ihm die Instrumente, die er barsch verlangte, und tupf teihm in immer kürzeren {29} Abständen den Schweiß ab, der zwischen Haubenrand und Mundschutz von den getrimmten Brauen tropf te.

Es ging darum, Miss Playmate ein Stück Ovarrinde von dem Elefantenbaby aus Sri Lanka mit Tausenden noch nicht befruchtungsfähigen Eizellen einzusetzen. Dort konnten sie ausreifen. Nach etwa einem halben Jahr würde Roux sie genetisch modifizieren können.

Er hatte die Operation schon oft gemacht, davon zeugten die Spitzhörnchen, Rhesusaffen und Kaninchen, die in den abgedunkelten Räumen entlang des Korridors grünlich, bläulich und rötlich leuchteten. Aber dies war seine erste Elefanteneizelle. Und der Elefant, den er mit ihr erschuf, würde – wenn alles gutging – nicht nur im Dunkeln leuchten, seine Haut wäre auch bei Tageslicht von kompaktem Rosa.

Das war nämlich seine große Entdeckung, von der nur seine Mitarbeiterinnen und seit einiger Zeit leider auch ein stiller Teilhaber wussten. Es war ihm gelungen, in die Eizellen eine Kombination aus Luziferin und dem Pigment von Mandrillaffen zu integrieren!

Luziferine sind Stoffe, die zum Beispiel Glühwürmchen zum Leuchten bringen. Und Mandrillaffenpigment ist der Stoff, der die Farben in Gesicht und Hintern der Mandrillaffen erzeugt. Roux hatte das Rot der Nase verwendet.

Das schönste Resultat dieser Experimente war Rosie, ein Skinny Pig, ein

haarloses Meerschweinchen. Roux hatte die beiden Gene in die Eizelle injiziert, diese befruchtet und in die Gebärmutter eines normalen Meerschweinchens eingepflanzt.

Nach zwei Monaten gebar die Leihmutter zwei {30}pinkfarbene Meerschweinchen. Eines davon war tot. Aber das zweite, Rosie, lebte, sah aus wie aus Marzipan und leuchtete im Dunkeln wie eine wandelnde Leuchtreklame.

Und zwar ohne dass sie von Licht in einer bestimmten Wellenlänge angeleuchtet werden musste, liebes Nobelpreis-Komitee! Rosie leuchtete! Sie reflektierte nicht nur einfach, wie die Versuchstiere von Professor Dr. Richard Gebstein!

Gebstein war Roux' Arbeitgeber gewesen. Er war der Leiter und Besitzer eines gentechnischen Labors, das unter anderem an der Markierung von Genen forschte, eine Arbeit, bei der oft fluoreszente Proteine oder Enzyme eingesetzt wurden. Roux kam direkt nach seiner Promotion zu Gebstein und arbeitete bei ihm fast zehn Jahre lang als unterbezahlter Forscher.

In dieser Zeit gelang es ihm – halb zufällig, halb absichtlich –, eine leicht grünlich fluoreszierende Ratte zu generieren. Und da machte er den großen Fehler, sie seinem Chef zu zeigen. Gebstein war hocherfreut, gab ihm eine nicht eben großzügige Gehaltserhöhung und stellte ihn frei für die Forschung an dieser Entdeckung. Unter der Auf lage,niemanden in diese einzuweihen.

Roux arbeitete Tag und Nacht an seinem Geheimprojekt, und in weniger als einem Jahr gelang ihm die Wiederholung des Experiments. Sein Chef feierte ihn gebührend, doch nur ein paar Wochen nach diesem Erfolg war plötzlich Sand im Getriebe. Es begann mit einem Streit über eine Lappalie. Roux hatte sein Mittagessen, das wie immer aus einem Sandwich bestand, im Labor verzehrt, und Gebstein hatte ihn dabei erwischt. Essen in einem gentechnischen Labor {31}dieser Sicherheitsstufe war zwar eine Verletzung des Reglements, aber noch nie hatte sein Chef eine Bemerkung darüber gemacht, die über »guten Appetit« hinausging. Diesmal hatte er ihn angeschnauzt. Und Roux hatte zurückgeschnauzt.

Das war der Anfang eines Zerwürfnisses, das in kurzer Zeit zu Roux' Entlassung geführt hatte. Und von dem er spätestens dann wusste, dass Gebstein es absichtlich herbeigeführt hatte, als er dessen Publikation zu den Zwischenergebnissen von Roux' Experimenten las. Roux selbst war mit keinem Satz erwähnt.

Die Publikation erregte viel Aufsehen in der Welt der Wissenschaft und auch in der des Journalismus und wurde sogar in der Forschung von Roger Tsien, Martin Chalf ieund Osamu Shimomura zitiert, die für die Entdeckung von grün fluoreszierenden Proteinen und deren Anwendung mit dem Nobelpreis für Chemie ausgezeichnet worden waren. Zu Roux' großer Schadenfreude wurde Gebstein in der Begründung der Königlich Schwedischen Akademie der Wissenschaften mit keiner Silbe erwähnt.

Seither war Roux auf Rache aus. Er hatte ein eigenes gentechnisches Labor gegründet, das nur einem einzigen Firmenzweck diente: das von Gebstein zu konkurrenzieren und zu überflügeln. Der Gedanke daran verlieh ihm seit Jahren die Kraft und Energie, Nächte durchzuarbeiten, vor Bankangestellen Bücklinge zu

machen und immer wieder Wege zu finden, den Konkurs abzuwenden.

Der wissenschaftliche Erfolg des Unternehmens war immer nebensächlicher geworden und der kommerzielle immer nötiger.

{32}Sein Projekt besaß das Potential, den doppelten Durchbruch zu schaffen: den finanziellen und den wissenschaftlichen. Wenn es ihm gelang, patentierbare Tiere zu generieren, die nicht nur im Dunkeln leuchteten, sondern auch bei Tageslicht eine spektakuläre Farbe besaßen, war er in jeder Beziehung ein gemachter Mann.

Wenn er in seinen kurzen Nächten keinen Schlaf fand, stellte er sich das Gesicht von Gebstein vor – den gepflegten weißen Bart, die gefönten weißen Haare, die fiedrigen weißen Brauen, die goldene randlose Brille, die ganze auf gelehrt getrimmte Visage –, wenn er ihm das Übernahmeangebot machte, das so gewaltig sein würde, dass er es nicht ablehnen konnte.

Roux nähte Miss Playmate wieder zu und gab sie in die Obhut von Vera, die nicht nur seine Assistentin, sondern auch seine Tierpflegerin war.

{33}9

13. Juni 2016

Schochs Hand war nicht die einzige, die zitterte. In der ›Morgensonne‹ hatte um diese Zeit fast jeder Mühe, die Tasse zu halten. Es roch nach Filterkaffee, Alkoholfahnen und rauchgeschwängerten feuchten Kleidern. Die Luft war schlecht, aber wenn ein Neuankömmling einen Moment in der offenen Tür stehen blieb und die Tische der überfüllten Gaststube nach einem freien Platz absuchte, riefen die, die schon einen hatten, »He-he-he!« und »Loch zu!«.

Die meisten hatten die Nacht draußen oder in einem ungeheizten Unterschlupf verbracht und waren hier, um sich außen und innen aufzuwärmen.

Schoch trank hier sonst jeden Morgen seinen zweiten Kaffee. Den ersten nahm er im ›Presto‹, einem Tankstellenshop, der schon um sechs Uhr öffnete.

Aber an diesem Morgen hatte er verschlafen und sich direkt in die ›Morgensonne‹ begeben. Den zweiten Kaffee zog er ohnehin vor. Hier konnte man sitzen, und der Kaffee war besser. Die frommen Sprüche, die überall in der kleinen, schmucklosen Gaststube hingen, waren zwar etwas gewöhnungsbedürf tig,aber wenn ein Obdachloser die Wahl hat zwischen frommen Sprüchen und teurem Kaffee, braucht er nicht lange zu überlegen. Wer wollte, konnte hier auch etwas essen. Aber Schoch wollte nicht, nicht um diese {34}Zeit. Da war sein Magen noch zu unzuverlässig. Nie konnte man wissen, wie er auf feste Nahrung reagierte. Er musste ihm Zeit geben. Und etwas Kaffee.

Gegen Mittag hatte sich sein Magen jeweils so weit eingependelt, dass er ihm eine kleine Mahlzeit zumuten konnte. Die nahm er je nach Finanzlage entweder im ›Treff-Treff‹ ein, wo sich seinesgleichen traf zum Duschen, Wäschewaschen und für vier Franken Mittagessen, oder in der Gassenküche, wo das Essen nichts kostete. Wenn er etwas Härteres als Apfelsaft zum Essen brauchte, aß er im ›AlkOfen‹, einem Treff für Säufer, wo man ebenfalls duschen und waschen konnte, aber zu einer günstigen Mahlzeit auch sein mitgebrachtes Bier trinken durf te.

Am Abend speiste er meist im ›Achtundsechzig‹, wo es – aber nur abends – eine ordentliche Mahlzeit umsonst gab.

Um diese frühe Stunde – es war kurz nach acht – waren die meisten Gäste in der ›Morgensonne‹ schweigsam. Aber ein paar Laute gab es immer. Es waren die, die um diese Zeit schon etwas intus hatten. Schoch gehörte zu den Schweigsamen. Er trank nicht vor zehn Uhr. Und auch wenn er etwas getrunken hatte, redete er nicht viel. Und wenn er redete, tat er es leise. Das verlieh ihm etwas Geheimnisvolles. Das und die Tatsache, dass man nichts wusste über ihn. Von den meisten anderen auf der Gasse kannte man die Geschichte, wusste, was sie hierher verschlagen hatte und was sie früher waren. Aber von Schoch wusste man nichts. Er war plötzlich da gewesen mit dem alten Sumi. Die beiden waren unzertrennlich gewesen, waren

zusammen herumgezogen und hatten sich gegenseitig gestützt, wenn sie sich nicht mehr auf den Beinen halten konnten.

{35}Schoch soll es auch gewesen sein, der Sumi fand, als dieser abgekratzt war. Es hieß, er sei nicht am Saufen gestorben, sondern am Aufhören.

Schoch hatte sich danach niemand Neuem angeschlossen. Er blieb freundlich distanziert und geheimnisvoll.

Ein junger Mann, den er hier noch nie gesehen hatte, wahrscheinlich ein abgewiesener Asylbewerber, der untertauchen musste, machte den Platz gegenüber frei. Ein paar Sekunden später saß Bolle auf dem Stuhl. Er klopf tezur Begrüßung mit den Knöcheln auf den Tisch und sagte: »Sauwetter.«

Bolle gehörte zu den Lauten. Er wusste immer etwas zu erzählen, aber nicht immer war es etwas Neues. Schoch ging ihm aus dem Weg, aber in dieser Situation blieb ihm nichts anderes übrig, als seine Gegenwart zur Kenntnis zu nehmen. Er zuckte mit den Schultern und konzentrierte sich auf seine Tasse.

Bolle war auf einem Auge blind. Es sah aus wie das Weiß eines zu kurz gekochten Eis. Daher auch sein Spitzname Bolle. *»Das rechte Auge fehlte, / Das linke marmoriert. / Aber dennoch hat sich Bolle / Janz köstlich amüsiert.«*

Er versuchte, sich der älteren Dame, einer der vielen frommen Freiwilligen, die hier aushalfen, bemerkbar zu machen. Als sie zu ihm herübersah, rief er: »Einen Kaffee Schnaps!« Er war der Einzige, der lachte, alle anderen kannten den Witz seit langem.

Oder sie verstanden ihn nicht, wie sein afrikanischer Sitznachbar, der »*no* Deutsch« sagte, als Bolle lachend »Kaffee Schnaps« wiederholte und ihn angrinste.

{36}Bolle erklärte: »*No* Alkohol«, der Sitznachbar erwiderte: *»No thank you.«*

Das löste bei Bolle einen Lachanfall aus. *»No thank you!«,* wiederholte er. *»No thank you!«*

Als er sich erholt hatte, wandte er sich Schoch zu. »Gestern hat mir einer einen Zwanziger gegeben, ich schwör's. Ich sitze im ›Sternen‹ und frage einen, der auch dort sitzt, ob er mir ein Bier zahle, mein Portemonnaie sei gestohlen worden. Und der gibt mir einen Zwanziger. Kannst Wale und Albi fragen, die waren dabei. Zwanzig Stutz, ohne Scheiß!«

Schoch nickte gelangweilt. »Vielleicht kein Kleingeld.«

»Dachte zuerst, der sei einer von uns, so wie der angezogen war. Aber er saß dort mit einem eleganten Asiaten. Da hab ich's probiert.«

Schoch reagierte nicht darauf, und Bolle suchte nach einem neuen Thema. »Schon mal weiße Mäuse gesehen?«

Schoch nickte.

»Ich meine solche, die nicht da waren.«

Schoch schüttelte den Kopf. Aber rosa Elefanten, fuhr es ihm durch den Kopf.

»Ich schon. Gestern Nacht.« Bolles gerötetes aufgedunsenes Gesicht nahm plötzlich einen besorgten Ausdruck an. »Glaubst du, das ist schlimm?«

Schoch hatte nicht zugehört. Die Erinnerung an das rosa Elefäntchen war ganz

plötzlich aus dem Nichts aufgetaucht. Hatte er es geträumt? Oder hatte er es halluziniert?

»He! Hörst du zu?«

»Was?«

»Ob es schlimm ist, wenn man weiße Mäuse sieht, die es nicht gibt.«

{37}»Woher weißt du, dass es sie nicht gibt?«, fragte Schoch, legte den Franken für den Kaffee auf den Tisch, stand auf, wühlte an der Garderobe nach seiner gelben Pelerine und ging.

»Stimmt. Woher weiß ich, dass es sie nicht gibt?«, murmelte Bolle.

{38}
10
Am selben Tag

Die Waschmaschinen im ›Treff-Treff‹ waren alle belegt und die Duschen besetzt. An den meisten Tischen der Cafeteria warteten Leute darauf, dass etwas frei wurde. Ihre Kleider waren feucht und schmutzig, und ihre durchgefrorenen Körper sehnten sich nach einer heißen Dusche. Es konnte Stunden dauern, bis Schoch an die Reihe kam.

Er kannte die meisten der Wartenden und nickte einigen von ihnen zu. Dann ging er wieder.

Der Regen hatte etwas nachgelassen, dafür war ein giftiger kleiner Wind aufgekommen. Schoch zog die Pelerine enger um sich und machte größere Schritte.

Nach zehn Minuten hatte er den chromglänzenden WC-Container erreicht. Er war besetzt, aber wenigstens stand niemand davor und wartete. Er stellte die schwere Sporttasche neben der Tür auf den Boden und setzte sich darauf.

Bolle sah weiße Mäuse. Und er rosa Elefanten. Sumi hatte auch Tiere gesehen, Küchenschaben. »Faustgroße!«, hatte er behauptet und seine winzige Hand geballt.

Aber das war, als Sumi auf Entzug war. Schoch war nicht auf Entzug. Und Bolle? Eher nicht, aus dessen Zustand heute früh in der ›Morgensonne‹ zu schließen. Aber er hatte ja nicht erwähnt, wann er die weißen Mäuse gesehen hatte. {39}Vielleicht gestern. Vielleicht hatte er versucht, trocken zu werden, und dabei war es passiert. Er hätte fragen sollen.

Aber war es wichtig? Angenommen, man sah Tiere nur während des Entzugs: Wäre denn die Tatsache, dass er nicht auf Entzug war, der Beweis gewesen, dass das rosa Elefäntchen keine Halluzination gewesen war?

Quatsch! Rosa Elefanten!

{40}
11
Am selben Tag

Die elektrische WC-Tür glitt auf, und eine junge Frau trat heraus. Ihr blondes Haar hing in fettigen Strähnen herab, einige davon waren grüngefärbt. Sie hatte die Lippen nachgezogen, und das Dunkelrot des Lippenstifts hob sich hart von dem bleichen Gesicht ab. Sie blickte ihn aus winzigen Pupillen an, presste die große Umhängetasche fester an den mageren Körper und ging unsicheren Schrittes davon.

Schoch stand rasch auf und betrat das WC, bevor die Tür wieder zurückglitt, um sich den Franken zu sparen, den er sonst in den Einwurf hätte stecken müssen.

Das WC war aus Kunststoff und Edelstahl gebaut, ohne Fugen und Ritzen, damit man es bequem mit dem Schlauch ausspritzen konnte. Der Boden um das WC war nass vom Wasser, das die Schüssel bei jeder Türöffnung spülte und überschwemmte.

Neben der Toilette lag das WC-Papier, das die Vorgängerin benutzt hatte, um den Rand abzudecken. Der Raum roch nach Patschuliöl.

Im metallenen Waschbecken fand er eine Spritze wie die, die man aus dem zwanzig Meter entfernten Spritzenautomaten ziehen konnte. Schoch warf sie in den Müll. Dann zog er sich aus, benutzte die Toilette, kramte einen Waschlappen und eine Seife aus der Sporttasche und wusch sich.

{41}Im Spiegel sah er einen hageren Mann mit langen Haaren und zerzaustem Bart, beides schwarzbraun und grau durchsetzt wie auch die spärliche Brustbehaarung.

Er wandte den Blick ab und fuhr fort, sich zu waschen.

Hatte er gestern mehr getrunken als an anderen Abenden? Oder härtere Sachen als das billige Bier aus Literdosen aus dem Supermarkt? Wo war er überhaupt gewesen? Bei den Hündelern am Bahnhof, wie immer? Und danach in der Gassenküche zum Essen? Und dann noch an der Tramhaltestelle Hauptplatz für den Absacker?

Er erinnerte sich an nichts Außergewöhnliches. Aber war das wirklich seine Erinnerung an gestern? Worin unterschied sie sich von der an vorgestern, vorvorgestern, vorvorvorgestern? Falls gestern anders gewesen wäre als die Abende davor, und hätte er keine Erinnerung daran, würde dann nicht einfach die Erinnerung an vorgestern für die von gestern einspringen?

Schoch hatte sich längst eingestanden, dass er Alkoholiker war. Aber er war ein kontrollierter, sagte er sich immer. Er hatte seinen Alkoholismus im Griff. Er konnte aufhören, wann immer er wollte, das hatte er schon mehrmals bewiesen. Aufgehört und, weil er das geschafft hatte, wieder angefangen. Ganz aufhören würde er, wenn es dafür einen triftigen Grund gab.

War ein rosa Elefant ein triftiger Grund?

»Bist du krank?«, fragte Giorgio.

Schoch hatte das Bier abgelehnt, das er ihm angeboten hatte. »Einfach nicht durstig.«

»Seit wann trinkst du gegen den Durst?«

{42}Schoch hob die Schultern.

Giorgio war auf der Gasse der Mann, den Schoch am meisten mochte. Sein Schlafplatz lag etwa hundert Meter von Schochs entfernt, flussaufwärts. Ebenfalls eine Unterspülung des Uferwegs, nur etwas geräumiger. Giorgio brauchte auch mehr Platz, denn er besaß drei Hunde. Gehorsame Straßenmischungen mit bunten Tüchern um den Hals. Er würde für sie hungern und tat es auch manchmal, wenn es nicht für alle vier reichte. Eigentlich hieß er Georg, aber alle nannten ihn Giorgio. Der Name passte gut, denn er trug einen Schnurrbart, für dessen Pflege er einigen Aufwand betrieb, und stets ein Nickituch um den Hals, wie seine Hunde.

Giorgio war einst Versicherungskaufmann gewesen und hatte sich die Gesprächigkeit aus jener Zeit bewahrt. Die Unterhaltungen zwischen ihm und Schoch verliefen einseitig. Aber da Schoch ihm gerne zuhörte – Giorgio war weder aufdringlich noch neugierig, noch dumm – und Giorgio gerne sprach, störten sich beide nicht daran. Deswegen verbrachte Schoch die Stunden vor dem Mittagessen mit Vorliebe bei den Hündelern, obwohl er nicht viel für Hunde übrighatte. Aber es gab dort immer Bier, auch dann, wenn er seine neunhundertsechsundachtzig Franken Grundbedarf aufgebraucht hatte, die jeder Obdachlose jeden Monat vom Staat erhielt. Und sie hatten einen gemütlichen Stammplatz in der Nähe des Bahnhofs und des Großverteilers CONSU. Bei gutem Wetter am Fluss, bei Regen im Schutz der Tramstation.

Die wenigen Sitze waren besetzt, und Schoch saß am Boden, an die Rückwand der Station gelehnt, hörte Giorgio {43}zu und beobachtete die Passanten. Er kannte einige vom Sehen, so oft hatte er schon hier gesessen, wenn sie vorbeigingen, ohne ihn oder sonst jemanden aus ihrer Gruppe zu beachten. Es war auch schon vorgekommen, dass er jemanden aus seinem früheren Leben erkannte. Meistens Männer in Anzügen, aber auch ein paar Frauen in Kostümen. Alle älter geworden und alle ohne einen Blick in seine Richtung. Selbst wenn sie ihn beachtet hätten, erkannt hätten sie ihn nicht, zwölf Kilo dünner, neun Jahre älter und mit Bart.

»Häsch e Zigi?« Lillys hohe, quengelnde Stimme riss ihn aus seinen Gedanken. Schoch klaubte sein Päckchen hervor, klopf teeine Zigarette heraus, bot sie ihr aber nicht an, sondern zog sie selbst heraus und reichte sie ihr. Er wollte nicht, dass Lillys fahrige schmutzige Finger die Filter der anderen Zigaretten berührten.

Lilly war vor fünf Jahren plötzlich aufgetaucht als Freundin von Marco, einem jungen Junkie. Sie mochte knapp zwanzig gewesen sein, ein hübsches, aber jähen Gefühlsschwankungen unterworfenes Mädchen, das sich fest vorgenommen hatte, Marco von der Nadel wegzubringen. Bald hing sie selbst daran. Als er an einer Überdosis starb, war sie im vierten Monat.

Der untergewichtige Junge, den sie zur Welt brachte, wurde gleich nach seinem

Drogenentzug zur Adoption freigegeben. Lilly blieb bei den Hündelern und verkauf tesich auf dem Drogenstrich, erhöhte ihre Dosen und vernachlässigte sich immer mehr. Inzwischen sah sie aus wie vierzig und fand keine Freier mehr mit ihren mageren zerstochenen Armen und ihren schlechten Zähnen.

Schoch gab Lilly Feuer.

{44}»Eines muss man ihr lassen«, grinste Giorgio, »sie bleibt ihrer Marke treu. Raucht nur *Van Anderen*.«

»Sehr witzig«, maulte Lilly und verzog sich zu den Hunden.

Kurz nach zwölf machte Schoch sich auf zur Gassenküche. Sein Magen konnte inzwischen eine Mahlzeit vertragen.

{45}

12

Am selben Tag

Die Älpler-Makkaroni waren vielleicht doch eine zu große Zumutung für seinen Magen. Sie schwammen in dem Fett aus Zwiebelschwitze, Sahne und geschmolzenem Käse. Dazu kam die Ausdünstung seiner Tischnachbarn und der Küchengeruch, der im Raum hing. Schoch zwang sich, ein paar der verkochten Teigwaren zu essen, nachdem er sie lange auf der Gabel hatte abtropfen lassen.

Die Gassenküche war nicht berühmt für ihre Küche, aber das Essen war gratis. Im ›Treff-Treff‹ kostete das Essen vier Franken, dafür gab es im CONSU vier Literdosen Bier mit fünf Komma vier Prozent Alkohol.

Aber jetzt, wo er trocken war, könnte er sich die vier Franken ja leisten, fiel ihm ein.

Er spießte drei Makkaroni auf die Gabel und sah zu, wie das Fett abtropf te.Das Zittern der Hände beschleunigte den Vorgang ein wenig. »Weißt du, warum ich saufe?«, pflegte Bolle zu brüllen. »Gegen das Zittern der Hände!« Schochs Zittern hätte um diese Zeit normalerweise nachgelassen. Aber davon abgesehen ging es ohne Alkohol – wie erwartet – ganz gut. Nur langweilig war es.

Der Regen sah aus, als hätte er sich auf Dauer eingerichtet. Schoch ging nahe an den Hauswänden, um den Wasserfontänen der vorbeirauschenden Autos aus dem Weg zu {46}gehen. Außer ihm waren nur noch eine alte Frau und ihr Hund auf der Blechwalzenstraße unterwegs. Sie kämpf temit ihrem Schirm, ihrer großen Handtasche und dem übergewichtigen Hund, der sich mit allen vier dünnen Beinen gegen den Regenspaziergang stemmte.

Schoch betrat das Wohnheim der Heilsarmee, zog die nasse Pelerine aus und hängte sie an die Garderobe. Hinter der Glasscheibe der Empfangsloge sah ein alter Mann von seiner Gratiszeitung auf. »Ist Furrer hier?«, fragte Schoch.

Der Mann nickte. »Im Büro.«

Schoch ging auf die Tür zu, auf der »Leitung« stand, klopf teund trat ein.

Furrer war ein kahlgeschorener Mann mit einem Fünf tagebart.Er mochte um die fünfzig sein, trug Jeans, ein kariertes Hemd und ein grobes Manchester-Jackett. »Setz dich«, sagte er und wies auf einen der Besucherstühle aus dem Brockenhaus.

Schoch setzte sich.

»Ich hol uns Kaffee.« Furrer ging hinaus und kam mit zwei großen Tassen zurück.

Schoch nahm einen Schluck. Schwarz mit viel Zucker, wie er ihn mochte.

Er wusste nicht, weshalb Furrer so freundlich zu ihm war. Er war seit seinem ersten Tag als Leiter des Wohnheims so gewesen. Einen kurzen Moment hatte Schoch gedacht, Furrer sei schwul. Aber ein Blick in einen der wenigen Spiegel, denen er begegnete, hatte genügt, um diesen Verdacht als Grund auszuschließen.

Dann hatte er ihn gefragt. »Wie habe ich diese Vorzugsbehandlung verdient?«

»Du erinnerst mich an jemanden.«

{47}»An wen?«

»Weiß nicht, aber ich komme noch drauf.«

Danach war er Furrer zur Sicherheit aus dem Weg gegangen. Aber eines Abends fing er Schoch vor dem ›Achtundsechzig‹ ab und überrumpelte ihn mit der Frage: »Ich habe ein Zimmer frei, willst du es?«

Schoch schüttelte den Kopf.

»Warum nicht? Es wird Winter. Das ist keine Gelegenheit, die alle Tage kommt.«

Schoch suchte einen Moment nach einer Antwort. Dann schüttelte er starrsinnig den Kopf. »Ein Obdachloser hat kein Zimmer.«

Damals hatte Sumi noch gelebt und Schoch noch keinen festen Schlafplatz. Deshalb nahm er Furrers Angebot gerne an, seine Habseligkeiten im Wohnheim aufzubewahren. Und später, als er das »Fluss-Bett« erbte, war er dabei geblieben. In der Höhle wären sie nicht sicher gewesen.

Schoch war nicht der Einzige, für den Furrer ein paar »persönliche Effekten«, wie er es nannte, aufbewahrte. Schoch vermutete, dass er so Kontakt zu Obdachlosen halten konnte, die sich, wie er selbst, nicht domestizieren ließen. Die Spinde für diesen Zweck befanden sich nämlich in Furrers Büro, und es war schwierig, an sie heranzukommen, ohne ihm zu begegnen.

Furrer stellte die unvermeidliche Frage: »Wie geht's?« Und Schoch lieferte die gewohnheitsmäßige Antwort: »Gut.«

»So siehst du aber nicht aus.«

»Gut ausgesehen habe ich mit neunzehn.«

»Und das Zittern?«

{48}»Hatte ich da auch nicht.«

Furrer lachte und schüttelte den Kopf. Dann wurde er ernst. »Morgen um acht kommt Doktor Senn. Soll ich dich nicht eintragen?«

Doktor Senn war der Allgemeinpraktiker, der einmal die Woche im Wohnheim Sprechstunde hatte für die, die sich nicht aufraffen konnten, einen Arzt in seiner Praxis aufzusuchen.

Schoch schüttelte den Kopf. »Der macht mich auch nicht hübscher.«

»Geh doch mal in die Gruppe.«

»Die Alki-Gruppe?« Schoch zog eine Grimasse.

»Hat noch keinem geschadet.«

»Wenn ich aufhören will, hör ich auf.«

Furrer nickte bedächtig. »Dann ist ja gut.«

Schoch stand auf und ging zu seinem Spind. »Aber wenn ich aufhöre«, sagte er, mehr zu sich als zu Furrer, »was mache ich dann statt saufen?«

Die Frage war gar nicht so ironisch gemeint, wie sie geklungen hatte. Als Schoch aus dem Eingang des Heilsarmee-Wohnheims trat, wusste er nicht, wohin er sich wenden sollte. Normalerweise wäre er jetzt in Richtung CONSU gegangen, dem

Großverteiler mit dem billigsten Bier, und hätte sich ein Sixpack Pils gekauft. Bei gutem Wetter wäre er damit zum Freiland-Park gegangen und hätte sich dort auf eine Bank gesetzt oder zu den anderen Obdachlosen gesellt, je nachdem, wer dort herumhing. Bei schlechtem Wetter hätte er das Sixpack vielleicht zur Tramhaltestelle beim Bahnhof getragen und mit den Hündelern geteilt. Und bei dem Sauwetter von heute hätte er sich damit wohl {49}in den ›AlkOfen‹ verzogen. Da war es wenigstens warm und trocken.

Aber so? Ohne ein paar Bierchen? Ohne dieses kleine Glücksgefühl, das zwar nur zwei, drei Dosen lang anhielt, doch dann von etwas abgelöst wurde, das zwar nicht Zufriedenheit war, aber immerhin ihre kleine Schwester, die Gleichgültigkeit, wie sollte er da die Nachmittage und Abende totschlagen?

Sollte er sich beim *Gassenblatt* als Straßenverkäufer melden, wie es Furrer ihm immer wieder empfahl? »Da hast du einen geregelten Tag und ein eigenes Einkommen und triffst normale Leute«, sagte er. Und kannst nicht saufen, dachte er. Aber das waren eben genau die Vorteile, die für Schoch dagegen sprachen.

Ein einziges Mal hatte er es versucht. Furrer hatte ihm sechzig Franken geliehen, mit denen er zwanzig Hefte kaufen und diese mit hundert Prozent Gewinn verkaufen konnte.

Aber nach kurzer Zeit neben der Rolltreppe einer Fußgängerunterführung hatte er genug. Er kam sich blöd vor in der hellblauen Jacke und der dazu passenden Schildmütze, und es war ihm peinlich, die Leute anzusprechen. Er erinnerte sich, wie er früher, als er noch bei denen war, die angesprochen wurden, einen weiten Bogen um diese Verkäufer gemacht hatte.

Er hatte in knapp zwei Stunden ein einziges Heft verkauf t,an eine alte Frau, die aussah, als hätte sie das Geld genauso nötig wie er, und verkauf tedie übrigen neunzehn Hefte einem anderen Straßenverkäufer zum halben Preis. Die siebenundzwanzig Franken legte er in Bier und {50}Zigaretten an, und die sechzig Franken schuldete er Furrer bis zum heutigen Tag.

Schoch stand unentschlossen unter dem Vordach des Eingangs zum Wohnheim und starrte in den strömenden Regen hinaus. Er entschied sich für die Variante, die am nächsten lag.

{51}13

Am selben Tag

Zuerst dachte er, der kleine alte Mann neben ihm spreche mit seinem Gegenüber, aber dann begriff er, dass beide mit sich selbst sprachen. Den einen kannte er vom Sehen, den anderen sogar beim Namen: Ormalinger. Früher war er bei den Hündelern gewesen. Einen großen struppigen Mischling hatte er besessen, einen »Riesenschnauzschäfer«, wie er ihn genannt hatte. Bei einer Fasnacht hatte das Tier einen Fünfjährigen gebissen, der ihn als Darth Vader verkleidet mit seinem Lichtschwert bedrohte. Die Verletzung war nicht schlimm, aber der »Riesenschnauzschäfer« wurde beschlagnahmt und eingeschläfert. Das hatte den Alkoholiker zum Schwerstalkoholiker werden lassen. Dass Ormalinger inzwischen das Stadium der unverständlichen Selbstgespräche erreicht hatte, war Schoch allerdings entgangen.

Er nickte ihm zu, aber Ormalinger reagierte nicht. Wahrscheinlich konnte er sich nicht an Schoch erinnern.

Der ›AlkOfen‹ war eine Einrichtung für die Fälle, die so hoffnungslos waren, dass man es aufgegeben hatte, ihnen das Trinken zu verbieten. Es wurde zwar kein Alkohol verkauft, aber es war erlaubt, Bier und Wein mitzubringen. Die Leitung konnte auch nicht verhindern, dass man seine mitgebrachten Getränke mit anderen teilte. Und dass dabei {52}unter dem Tisch etwas Geld die Hand wechselte, war schwer zu verhindern.

Es gab ein paar, deren Nebenverdienst darin bestand, Gästen, die auf dem Trockenen saßen und nicht mehr die Kraft aufbrachten, in den nahen CONSU zu gehen, gegen einen kleinen Aufpreis Bier und Wein zu verkaufen. Bei dem Sauwetter, wie es heute herrschte, lief dieses Geschäft gut. Zu den Stammgästen war viel Laufkundschaft dazugekommen, Obdachlose, die einfach ins Trockene geflüchtet waren. Der Essraum war rammelvoll, und alle tranken.

Außer Schoch, der abgesehen von einem Teller Gratissuppe nichts Flüssiges zu sich nahm.

Er schaffte es problemlos.

Was bedeutete, dass er nicht abhängig war.

Das nächste Mal, als ihm einer der Händler ein Bier anbot, nahm er es.

Gegen die Langeweile.

{53}14
Am selben Tag

Nach dem ›AlkOfen‹ hatte er noch bei den Hündelern vorbeigeschaut, in der Hoffnung, dass Giorgio noch da war, der denselben Heimweg hatte. Schoch fühlte sich nämlich nicht mehr ganz sicher auf den Beinen.

Aber Giorgio war schon gegangen, und zu den Übriggebliebenen fand er um diese Zeit keinen Draht mehr. Aus Höf lichkeittrank er das angebotene Bier und machte sich auf den Weg.

Erst als er den Uferweg erreicht hatte, fiel ihm auf, dass es nicht mehr regnete. Der Fluss war braun und aufgewühlt und trug Äste und Baumstämme mit sich. Im Westen hellte ein schmaler sauberer Himmelsstreifen die Dämmerung auf. Schoch setzte langsam und konzentriert einen Fuß vor den anderen.

Ein Stück weiter vorne auf dem Uferweg stand einer. Er rührte sich, schien auf ihn zu warten.

Schoch kam näher und sah, dass es ein Asiate war. Klein, schmächtig, aber man wusste ja, dass die trotzdem gefährlich sein konnten mit ihren Kampfsportarten.

Schoch wollte an ihm vorbeigehen, aber der Mann ging neben ihm her und fragte etwas, das er nicht verstand. Er ging weiter.

»Wo gibt es Höhle?«

{54}Ach so, da ist einer auf unsere Höhlen aus, dachte Schoch. »Hier gibt es keine Höhlen«, antwortete er.

Aber der Asiate gab nicht auf. »Sie sicher?«

»Hau ab«, schnauzte Schoch ihn an. Jetzt blieb der Kerl zurück.

Bei der Wasserwalze stand ein alter Mann, den er vom Sehen kannte. Er besaß einen der Schrebergärten in der Nähe. »Heute haben sie einen hier herausgezogen«, sagte er.

»Einen Hund?«, fragte Schoch.

»Einen Mann. Hatte eine Tasche umhängen. Leer.«

Der Fluss zerrte an einem Plastikband, das an einen Weidenstrunk gebunden war. Es war rot-weiß gestreift wie die, mit denen die Polizei einen Tatort absperrt.

»Was wohl drin war?«, murmelte der Alte.

Schoch erwiderte nichts.

»Irgendwann kommt es zum Vorschein. Ewig behält die Walze nichts.«

Schoch wollte von den beiden Männern erzählen, die heute früh mit der Rettungsstange in der Walze herumgestochert hatten. Aber er überlegte es sich anders. Er wollte nichts mit der Polizei zu tun haben, und dem Ertrunkenen war sowieso nicht mehr zu helfen. Er ging weiter.

Die Lücke in der Wolkendecke im Westen hatte sich wieder geschlossen, und die Dämmerung verwischte die Konturen der Landschaft. Schoch musste aufpassen,

dass er keine Risse und Löcher im Asphalt übersah.

Nach etwa fünfhundert Metern hatte er die Stelle erreicht, unter der sein Schlafplatz lag. Wie immer ging er daran vorbei für den Fall, dass ihn jemand beobachtete. Und {55}wie immer pinkelte er an eine Pappel in der Nähe und sah sich dabei vorsichtig um. Als er sicher war, dass es keine Zeugen gab, kletterte er die steile Böschung runter.

Der Boden war glitschig, es wäre auch für einen jüngeren, nüchterneren Mann nicht einfach gewesen, mit der sperrigen umgehängten Sporttasche an der richtigen Stelle zum Stehen zu kommen und die zwei Meter wieder hinauf zum Höhleneingang zu klettern. Er rutschte aus und erwischte eine freigespülte Wurzel, die ihn schon mehr als einmal gerettet hatte. Der Höhleneingang lag jetzt drei Meter über ihm.

Fluchend und auf allen vieren wartete er, bis er wieder zu Atem kam.

Von hier aus wirkte es, als hätte sich der Höhleneingang verändert. Die Büsche, die im Sommer den Zugang etwas kaschierten, sahen zerzaust aus. Vielleicht eines der Gewitter dieses Tages.

Nach der Atempause begann er hinaufzukraxeln. Als er mit lehmverschmierten Händen und Knien die Büsche erreichte, sah er, dass sie übel zugerichtet waren: Blätter und Zweige waren abgerissen. Das konnte nicht der Wind gewesen sein.

Schoch schob die Tasche an den Büschen vorbei in die Höhle und kroch selbst in das Halbdunkel hinein.

Und da war es wieder, rosa fluoreszierend und mit gestellten Öhrchen – das Phantom der letzten Nacht!

Schoch hielt den Atem an und regte sich nicht.

Der Mini-Elefant stand ebenfalls reglos da. So unbeweglich, dass Schoch aufatmete. Also doch ein Spielzeug.

Er kroch vollends in die Höhle und streckte die Hand {56}danach aus. Aber bevor er es berührte, bewegte es sich. Senkte den Kopf und warf mit einem Kopfschwung den Rüssel in die Luft.

Schochs Hand zuckte zurück.

Das Wesen machte kehrt und verzog sich in die hinterste Verengung der Unterspülung. Dorthin, wo Schochs Hand es nicht erreichen konnte.

»Ich werd verrückt!«, stieß er aus.

Und noch einmal: »Ich werd verrückt!«

Und dann leiser: »Oder bin es schon.«

In der Mitte der Höhle lagen Blätter und entrindete Zweige von den Büschen vor dem Höhleneingang. Schoch las ein paar davon auf und robbte so tief in den niedrigen Teil der Ausspülung, wie es ging. Er streckte dem Winzling die Blätter hin, aber er ließ sich nicht heranlocken. Er stand nur da, fächerte ab und zu mit den Ohren oder hob drohend den kleinen Rüssel.

Schoch schnalzte mit der Zunge und sprach mit sanfter Stimme. »Komm … komm … komm, tz-tz-tz-tz.«

Das Tierchen legte die Ohren zurück und begann, mit dem Rüssel den sandigen Boden abzutasten. Manchmal rollte es die Rüsselspitze etwas ein, und manchmal hob es graziös ein Bein und ließ den Fuß locker hängen. Aber es kam keinen Schritt näher.

{57}15
14. Juni 2016

Irgendwann erwachte Schoch frierend. Er brauchte eine ganze Weile, bis er sich erinnerte, weshalb er so dalag. Vom Elefanten war nichts zu sehen, und er wollte die Sache gerade als Sinnestäuschung abtun, als er den Elefantendung entdeckte. Die gleichen brüchigen Knollen, wie er sie von Zoobesuchen in seinem früheren Leben in Erinnerung hatte, nur viel, viel kleiner, lagen dort an der niedrigsten Stelle der Höhle.

Er kroch rückwärts, bis er sich wieder halbwegs aufrichten konnte, und sah sich um. Außer ein paar Resten von Blättern und Zweigen sah er nichts Auf fälliges.

Er nahm die Schlafunterlage aus der Tasche, rollte sie aus, legte den Schlafsack darauf, entledigte sich seiner Schuhe und schlüpf tehinein. Jetzt hörte er ein Rascheln vor dem Höhleneingang, sah eine Bewegung in den Büschen und endlich auch das rosa Leuchten seiner Halluzination.

Er verhielt sich still und wartete. Und schlief ein.

Er träumte von einem winzigen rosa Elefanten, der im Dunkeln leuchtete. Jemand, den er nicht kannte, sagte: »Das ist kein Traum, das ist Wirklichkeit.« Als er wieder hinsah, war aus dem Elefanten ein Hündchen geworden. Er wollte es streicheln, aber es rannte davon. Er wollte ihm folgen, aber er konnte nicht rennen.

{58}Plötzlich war er bei der Todeswalze. Dort standen Giorgio und Bolle und fischten mit langen Stangen. »Ist jemand ertrunken?«, rief er ihnen zu.

»Du!«, antworteten sie.

Etwas umschloss seinen Daumen warm und feucht und weich.

Er spürte, wie der Traum ihn verließ. Er entfernte sich schnell und unaufhaltsam und ließ ihn allein zurück.

Aber das, was seinen Daumen umschloss, war noch immer da. Es bewegte sich, suckelte, nuckelte und lutschte.

Schoch öffnete die Augen. Die Morgendämmerung erhellte die Höhle ein wenig. Der kleine Elefant war neben seiner Hand. Auf den Hinterbeinen stand er, auf den Vorderbeinen kniete er und suckelte an seinem Daumen.

Vorsichtig hob Schoch die andere Hand und ließ sie sachte sinken. Die rosa Haut fühlte sich warm an und weich wie Schweinsleder.

Das Wesen erschrak und zog sich rasch in sein Versteck zurück. Aber nicht so tief wie zuvor. Es blieb an einer Stelle, wo Schoch es noch hätte erreichen können. Dort schlängelte es mit seinem Rüssel und sah ihn erwartungsvoll an.

Schoch kroch aus dem Schlafsack, ging von der Hocke auf die Knie und versuchte, tief und kontrolliert zu atmen, um sein Herzklopfen zu bändigen. Das, was er sah, war keine Halluzination. Halluzinationen konnte man nicht anfassen.

Aber was war es dann?

Ein Wunder? Ein Zeichen? Etwas Transzendentes?

Schoch war nie religiös gewesen, aber vor seinem Absturz hatte er durchaus daran geglaubt, dass es etwas gab, {59}was seine Wahrnehmung und sein Vorstellungsvermögen überschritt. Eine höhere Wirklichkeit und vielleicht auch eine höhere Macht.

Dieser Glaube war – wie alles andere auch – mit seinem Absturz zusammengebrochen. Und hatte sich in all den Jahren nie mehr bemerkbar gemacht.

Bis zum heutigen Tag. Denn dass sich dieses Fabelwesen aus einer anderen Welt, vielleicht sogar aus einer anderen Dimension, ihm, ausgerechnet ihm, offenbarte, musste eine Bedeutung haben.

Schoch tat etwas, was er seit seiner Kindheit nicht mehr getan hatte: Er bekreuzigte sich. Und weil ihm diese Form der Ehrerbietung angesichts der Bedeutung dieser Offenbarung und auch im Hinblick darauf, dass es sich um einen möglicherweise asiatischen Elefanten handelte, zu unangemessen schien, legte er die flachen Hände vor dem Bart aneinander und verneigte sich zu einem tiefen Wai.

Das Tier tastete mit dem Rüssel den Boden ab.

»Hunger?«, fragte Schoch. Er klaubte ein paar Blätter vom Boden und hielt sie ihm hin.

Zögernd und mit ausgestrecktem Rüssel näherte sich das Wesen. Es fasste das Blattfragment, ließ den keilförmigen Unterkiefer runterklappen und schob es in den Mund. Schoch hatte die Berührung der Rüsselspitze gespürt. Sie fühlte sich weich und seidig an.

Es hob den Rüssel und gab zu erkennen, dass es mehr wollte.

Schoch zog die Schuhe an. »Hierbleiben«, befahl er, »ich bring dir mehr.« Er schob sich an den Büschen vorbei und richtete sich auf.

{60}Die Wolken hingen tief, und der Fluss zog noch immer braun und eilig vorüber. Aber es regnete wenigstens nicht. Schoch ging zu der alten Weide, die ein Stück flussabwärts wuchs, und brach ein paar von ihren Zweigen ab. Dann riss er einige Büschel Gras aus und einen Strauß Butterblumen, die knapp über dem hohen Pegel wuchsen.

Mit dieser Ernte kämpf teer sich wieder die Böschung hinauf und kroch in die Höhle.

Sein Besuch stand noch an derselben Stelle und streckte sofort den Rüssel aus, als er das Futter sah.

Schoch fütterte das kleine Tier fasziniert und geduldig. Zweimal musste er Nachschub holen, so hungrig war es. Er schnitt auch mit dem Taschenmesser das untere Drittel einer Plastikflasche ab, füllte es mit Flusswasser und sah zu, wie es seinen Rüssel darin versenkte, Wasser ansaugte und dieses in den Mund entleerte.

So verging der Vormittag, ohne dass Schoch etwas gegessen hatte. Oder getrunken.

Seine billige Plastikuhr zeigte vierzehn Uhr, als sein kleiner Gast sich niederlegte. Schoch hielt das für eine gute Idee und legte sich daneben.

Als er erwachte, lag der Mini-Elefant an einer anderen Stelle auf der Seite. Seine Bauchdecke hob und senkte sich schnell, und sein Rüssel streckte und kringelte sich in unregelmäßigen Abständen. Überall am Boden waren Pfützen von flüssigem Kot.

Schoch legte sachte seine Hand auf den kleinen Körper, als wäre es die Stirn eines fiebernden Kindes. Er reagierte nicht. Er fasste das Tier vorsichtig um den Leib und stellte es auf die Beine.

{61}Es stand breitbeinig da, mit hängenden Ohren und hängendem Rüssel, und unter seinem Schwanz rann sein Darminhalt heraus, dünn wie Wasser. Noch bevor es aufgehört hatte, legte es sich wieder hin. Es war mehr ein Hinfallen als ein sich Hinlegen.

Bei Durchfall viel trinken, fiel es Schoch ein. Er nahm eine leere Flasche und stieg wieder die Böschung hinunter. Es ging viel besser, nach über zwanzig Stunden ohne Alkohol war er wieder ganz gut auf den Beinen.

Aber er keuchte noch immer schwer, als er mit der gefüllten Flasche wieder die Höhle betrat. Das kleine rosarote Fabelwesen lag jetzt ruhig da, sein Brustkorb hob und senkte sich nicht mehr, und der Rüssel wand sich nicht mehr, sondern lag schlapp neben den Vorderbeinen.

Schoch geriet in Panik. »Du stirbst mir nicht«, murmelte er, »du stirbst mir nicht.«

Er schüttete den Inhalt seiner Sporttasche aus, wickelte das schlaffe Tier in das Frottiertuch mit dem Nivea-Logo, legte es in die Sporttasche, hängte sie über die Schulter und ging.

{62}16

6. Juni 2013

Ein Direktor ist immer so bedeutend wie das Unternehmen, dem er vorsteht. Und der Zirkus Pellegrini war leider nicht mehr so bedeutend, wie er es einmal war.

Deswegen nannten die meisten Angestellten und alle engagierten Artisten Carlo P. Pellegrini einfach Carlo. Nur die Langjährigen, die, die noch sein Vater eingestellt hatte, nannten ihn »Herr Direktor«.

Damals war der Zirkus Pellegrini noch einer der drei wichtigsten im Lande gewesen. Er gastierte auf denselben Plätzen wie der Nationalzirkus, und seine Galapremieren waren zwar mittelständische, aber immerhin gesellschaftliche Anlässe.

Sein Niedergang begann unmittelbar nach dem plötzlichen Tod von Pellegrinis Vater Paolo. Er war mit zweiundfünfzig einer Raubtierattacke zum Opfer gefallen. Vielmehr dem abrupten Ende der Affäre des Dompteurs de Groot mit einer chinesischen Trapezkünstlerin, die sich auf Befehl ihres Vaters, dem Oberhaupt der Truppe, der Familiendisziplin unterordnen und die Beziehung beenden musste.

De Groot, ein seit fünfzehn Jahren trockener Alkoholiker, erlitt einen Rückfall und wurde bei einem Training, das er offensichtlich betrunken leitete, von Carlos Vater zur {63}Rede gestellt. Der Zirkusdirektor betrat den Käfig, wie er das schon oft getan hatte – er hatte früher selbst einmal mit Löwen gearbeitet –, und herrschte de Groot an. Er solle die Löwen in ihre Käfige bringen, befahl er, und seinen Rausch ausschlafen.

Tarzan, der Star der Raubtiernummer, kam seinem Chef zu Hilfe und griff Paolo Pellegrini an.

Er war auf der Stelle tot.

Carlo war gerade dreißig geworden und nicht auf die Rolle als Zirkusdirektor vorbereitet. Sein Traumberuf war Musiker, und er hätte ihn auch ausgeübt, wenn ihm seine einzige Schwester Melanie nicht einen Strich durch die Rechnung gemacht hätte. Sie war ein begeistertes Zirkuskind gewesen, und sie waren sich einig, dass sie die erste Zirkusdirektorin des Landes sein würde, wenn der Generationenwechsel kam. Während er, Carlo, das Zirkusleben *on tour* mit einer Rockband weiterführen würde.

Aber dann verliebte sich die Schwester in den Zauberer und Sohn einer amerikanischen Zirkusdynastie und folgte ihm in die Vereinigten Staaten. Und Carlo blieb nichts anderes übrig, als die Rolle seines Vaters zu übernehmen.

Vielleicht hätte er mehr Erfolg gehabt, wenn nicht die Witwe seines Vaters gewesen wäre. Dieser hatte nach dem Tod seiner Mutter wieder geheiratet. Alena, eine russische Zirkusprinzessin, die gleich alt wie sein Sohn war. Er hatte den Zirkus zwar demjenigen seiner Kinder vermacht, das ihn weiterführen würde, seiner

Witwe aber eine großzügige Rente ausgesetzt, die das Budget des Zirkus schwer belastete. Dazu kam, dass sie ihre Pferdenummer, mit der sie sogar einmal einen Zirkuspreis gewonnen hatte, nicht mehr {64}auf führteund Carlo als Ersatz auswärtige Artisten engagieren musste.

Er hatte sich schon zu seines Vaters Lebzeiten nicht mit ihr verstanden, aber danach war offene Feindschaft zwischen ihnen ausgebrochen. Sie hatte sich ständig in die Führung des Zirkus eingemischt und sein bisschen Autorität untergraben und mit ihren Affären mit den Artisten immer wieder Unruhe ins Team gebracht. Er war froh gewesen, als sie nach einem Urlaub auf Ibiza dort hängengeblieben war und nur noch sporadisch zurückkam. Sporadisch, aber immer überraschend.

Sein Vater hatte ihr testamentarisch lebenslanges Wohnrecht zugesichert. Das bedeutete, dass der Zirkus ihren luxuriösen Wohnwagen stets mitführen musste.

Ein weiteres Problem war, dass Carlo Pellegrini keine Beziehung zu Tieren hatte. Er hatte seine Furcht vor Pferden nie überwinden können, war ein schlechter Reiter und besaß keinen Pferdeverstand. Als er Alenas Pferdedressur verlor, war er aufgeschmissen und engagierte zweimal hintereinander mittelmäßige Pferdenummern.

Raubtiernummern verbannte er nach der Tragödie mit seinem Vater aus dem Programm und ersetzte sie durch eher komische als eindrückliche Nummern mit Schweinen, Hunden, Ziegen und anderen Haustieren. Das wäre nur dann sympathisch gewesen, wenn er für diese Auf tritteeine bessere Hand gehabt hätte. Dasselbe galt auch für die Auswahl der Artisten. Er hatte zu wenig Fachwissen und auch nicht genug Interesse, um die wirklich außergewöhnlichen Künstler zu erkennen. Und die mit dem besten Ruf in der Fachwelt konnte er sich nicht leisten. Jedes Jahr weniger.

{65}Bald traf das auch für die besten Standorte im Land zu. Er musste sich mit den zweitbesten, manchmal sogar mit der dritten Wahl zufriedengeben.

Das letzte Prunkstück des Zirkus Pellegrini waren seine Indischen Elefanten. Vier Kühe und ein halbwüchsiger Bulle. Sie waren der Stolz seines Vaters gewesen, der als bedeutender Elefantendresseur gegolten hatte. Nach dessen Tod übernahm Carlo die Nummer, obwohl er auch mit Elefanten nichts anfangen konnte.

Dass dies möglich war, verdankte er Kaung, dem burmesischen Oozie. So nannte man in Myanmar die Elefantenführer – Oozie, Kopfreiter.

Kaung war es, der die Elefanten seit Jahren betreute und dressierte und der bei allen Auf trittenam Manegenrand die Tiere führte. Schon die Dressurakte von Vater Pablo waren eine Art Playback gewesen. Er hatte nur so getan, als würden die grauen Riesen ihm gehorchen. In Wahrheit gehorchten sie nur Kaung.

Die Elefantenhaltung war eine kostspielige Angelegenheit. Ein ausgewachsenes Tier verschlang jeden Tag zweihundert Kilogramm frische Zweige, Heu, Blätter, Früchte und Gemüse. Ein Jahr nach der Übernahme des Zirkus war Pellegrini entschlossen gewesen, die Tiere abzugeben. Und er hätte es auch getan, wäre nicht Kaung gewesen. Er kam nämlich eines Tages mit der Idee, dass die Kühe für ein

internationales Zuchtprogramm Nachkommen produzieren könnten. Er wusste, dass die Auf traggeberwährend der Trächtigkeit die Kosten für Futter, Veterinär und Pflege übernahmen und nach der Geburt sogar noch einen Batzen Geld bezahlten.

{66}Das überzeugte Pellegrini. Er bewarb sich und seine Elefanten bei einem Programm, das mit künstlicher Insemination arbeitete. Drei seiner Kühe hatten schon auf diese Weise gezeugte Babys ausgetragen, und die Aussicht, dass wenigstens dieser Teil seines Geschäfts weiterhin gut laufen würde, war günstig. Die Kunden waren sehr zufrieden. Die Elefanten waren gesund und so gut dressiert, dass sie das komplizierte Prozedere geduldig über sich ergehen ließen.

»Carlo!«, rief die Frau, die den Ticketverkauf, die Buchhaltung, die Korrespondenz, das Telefon und alles andere Administrative erledigte, »dieser Roux ist da!«

Sie hatte ohne anzuklopfen seine Wohnwagentür geöffnet und zeigte hinter sich auf einen untersetzten, kurzgeschorenen Mann, der einen aufgespannten Regenschirm und eine Mappe trug.

»So bringen Sie ihn halt rein, der hat ja einen Termin«, sagte er unwirsch und sah ihr nach, wie sie, ebenfalls mit Regenschirm, zu Roux hinging und auf den Wohnwagen deutete.

{67}
17
Am selben Tag

Das rot-weiß-gelb gestreif teZelt mit dem Schriftzug PELLEGRINI stand neben der Mehrzweckhalle auf der Mehrzweckwiese einer Ostschweizer Ortschaft in der Nähe des Bodensees, eine gute Stunde Fahrt von der Gentecsa entfernt. Ein Dutzend Zirkuswagen in den gleichen Farben und noch einmal so viele bunt zusammengewürfelte Caravans und Wohnmobile drängten sich hinter dem Zirkuszelt.

Das Bild wäre weniger trist gewesen, wenn es nicht die vorletzte Station vor Saisonende gewesen wäre und es nicht so hartnäckig aus dem grauverhangenen Himmel geregnet hätte.

Die schlechtgelaunte Frau aus dem Bürowagen deutete auf den Wagen, auf dem »Direktion« stand. »Sie werden erwartet«, teilte sie Roux mit und eilte zurück zur Kasse.

Er ging die paar Meter bis zum Wohnwagen und klopf tean. Die Tür wurde geöffnet, und Pellegrini bat ihn herein.

Roux kannte den Mann aus den Medien, aber vor allem aus der Zeit, als sein Vater »Von Löwen zerfetzt!« wurde, wie es das Boulevardblatt nannte. Die Übernahme des Zirkus und die andeutungsvolle Frage, wann Pellegrini heirate, um die Dynastie zu sichern, hatten den Boulevard noch eine Zeitlang beschäftigt, danach war es immer stiller geworden um den Direktor und seinen Zirkus.

{68}Roux hatte ihn schlanker in Erinnerung, ansonsten hatten ihn die vergangenen sieben Jahre nicht sehr verändert. Pellegrini war einen Kopf größer als er, trug die etwas zu schwarzen Haare schulterlang und hielt sich etwas gebeugt, wie es viele große Männer tun.

Der Direktionswagen wurde dominiert von einem mächtigen Schreibtisch mit drei Besucherstühlen. Der übrige Platz wurde von einer Sitzgruppe aus drei Sesseln und einem Sofa eingenommen. Die Wände waren tapeziert mit alten Zirkusplakaten und Fotos aus fünfundachtzig Jahren Zirkus Pellegrini. Der Direktor schien zu überlegen, ob er seinem Gast einen Besucherstuhl gegenüber dem Schreibtisch anbieten oder sich mit ihm in die Sitzgruppe setzen solle, und entschied sich für die Sitzgruppe.

»Jetzt bin ich aber gespannt«, sagte Pellegrini.

Roux stellte seine Mappe neben den Sessel. »Ich suche eine Elefantenleihmutter.«

Pellegrini lächelte. »Sie meinen, eine Elefantenkuh für eine künstliche Befruchtung. Das hätten Sie mir auch am Telefon sagen können. Es ist kein Geheimnis, dass wir das machen.«

»In diesem Fall muss es aber eines bleiben. Es handelt sich nicht um eine künstliche Besamung.«

Pellegrini sah ihn erwartungsvoll an.

»Es handelt sich um einen Blastozystentransfer. Wir setzen einen null Komma zwei Millimeter großen Embryo direkt in die Gebärmutter ein.«

»Na und?«

»Es handelt sich um eine genetisch veränderte Blastozyste«, sagte Roux.

{69}»Ach so, verstehe. Möchten Sie einen Kaffee?«

»Ganz gerne.«

Pellegrini stand auf und ging zur Espressomaschine, die auf einer Kommode stand. »Lungo oder Espresso?«

»Espresso, bitte, schwarz, ohne Zucker. Wollen Sie nicht wissen, wie?«

Pellegrini wählte eine Kapsel, schob sie in die Maschine und ließ den Espresso heraus. »Sie meinen, *wie* genetisch verändert?«

Roux bejahte.

Pellegrini machte auch für sich einen Espresso, stellte die beiden Tassen auf das Clubtischchen und setzte sich. »Nein«, sagte er, »ich will nicht wissen, wie. Ich will nicht einmal wissen, dass.«

»Verstehe.« Roux war das recht. Er hatte ohnehin nicht vorgehabt, ihm die Wahrheit zu sagen. Er hätte ihm erzählt, dass er an einem Projekt arbeite, das Elefanten gegen Herpes resistent machen solle. Der Elefanten-Herpes war eine der häufigsten Todesursachen bei in Gefangenschaft lebenden asiatischen Elefanten.

»Das Problem ist ein anderes«, erklärte Pellegrini nun. »Rupashi ist trächtig, Sadaf auch, Trisha ist am Säugen, und Fahdi ist ein Bulle.«

Roux wurde klar, dass es jetzt um den Preis ging, er hatte sich informiert: Asha, die vierte, erfahrenste Kuh, stünde zur Verfügung. »Und Asha?«, fragte er arglos.

»Asha ist reserviert«, entgegnete Pellegrini schnell.

»Verbindlich?«

»Sozusagen.«

»Will heißen?«

{70}»Unterschrieben ist noch nichts. Aber mündlich verbindlich.«

»Wir wären bereit, angesichts der Besonderheit des Projektes über die branchenüblichen Konditionen hinauszugehen.«

»Wer ist wir?«

»Ich und die internationale Gruppe, die hinter mir steht.«

»Darf man erfahren, welche Gruppe?«

»Nein, aber ich kann Ihnen versichern, dass es sich um einen sehr solventen Partner handelt.«

Pellegrini nickte. Dann seufzte er. »Eine Absage an die anderen Interessenten würde sich sehr negativ auf zukünftige Projekte mit diesen auswirken.«

»Dem würden wir selbstverständlich Rechnung tragen«, versicherte Roux.

»Und der Tatsache, dass das Projekt geheim ist, natürlich auch, nehme ich an. Eine zusätzliche Komplikation.«

»Selbstredend.«

Pellegrini führte Roux zum Stallzelt, um ihm Asha zu zeigen, die Elefantenkuh, die als Leihmutter in Frage kam.

Es war still im Stall, nur das gelegentliche Schnauben eines Pferdes und das Rascheln des Heus, von dem die Elefanten fraßen. Asha war die äußerste in der Elefantenbox. Ein asiatischer Pfleger stand bei ihr, fütterte sie mit Karotten und sprach leise mit ihr in einer fremden Sprache.

»Darf ich Ihnen Kaung vorstellen, unseren Elefantenflüsterer? Kaung, das ist Dr. Roux. Er möchte sich Asha als Mutter für sein Baby leihen.«

Kaung legte die Hände vor dem Gesicht zusammen und {71}verneigte sich. Roux nickte, ließ ein »Hallo« verlauten und wandte sich wieder Pellegrini zu.

Es dämmerte bereits, als sich Pellegrini zum Umziehen für die Vorstellung zurückzog. Die schlechtgelaunte Frau aus dem Bürowagen saß grellgeschminkt an der Abendkasse und wartete auf die ersten Kurzentschlossenen.

{72}18

Am selben Tag

Schon Kaungs Vater war Oozie gewesen. Und dessen Vater auch. Sie lebten in der Nähe von Putao, ganz im Norden des Landes, und arbeiteten in Holzfällercamps. Schon mit fünf Jahren ritt Kaung einen Elefantenbullen, der tonnenschwere Teakstämme schleppte.

Als er elf war, riss er aus und landete nach monatelanger Irrfahrt als Kindermönch in einem buddhistischen Kloster nördlich von Mandalay. Er war ein guter Schüler und wurde an die Universität geschickt.

Am 8. August 1988 nahm er an den Demonstrationen gegen die Unterdrückung durch die Regierung teil, die später als der 8888-Aufstand bekannt wurden. Das Militär brachte Tausende um und folterte Zehntausende.

Kaung gelang die Flucht, er schlug sich über Laos nach Thailand durch und heuerte in Bangkok auf einem Frachter an, der unter liberianischer Flagge fuhr.

Erst im Sommer 1990 wagte er sich zum ersten Mal an Land. Er ging in Rotterdam von Bord und stellte einen Asylantrag, der ihm angesichts der Lage in Burma gewährt wurde.

Schwieriger war es, Arbeit zu finden. Seinen Traum, weiterzustudieren und Lehrer zu werden, musste er begraben. Es gelang ihm schließlich, als Hilfsarbeiter bei einem {73}Zirkus unterzukommen. Dort entdeckte man, wie gut er mit Elefanten umgehen konnte, und beschäftigte ihn fortan als Elefantenpfleger.

Nach zwei Jahren verkauf teder holländische Zirkus zwei seiner Elefanten an Paolo Pellegrini. Kaung begleitete sie auf der Reise. Es war vorgesehen, dass er die ersten zwei Wochen bei ihnen blieb. Aber Paolo Pellegrini erkannte sofort die gute Hand, die der Oozie mit Elefanten hatte. Er machte ihm ein Angebot. Dieses war zwar kaum großzügiger als das der Holländer, aber das Essen war besser, die Unterkunft menschenwürdiger, und er wurde mit Respekt behandelt. Kaung nahm es an.

Seither betreute er die Elefanten des Zirkus Pellegrini. Und seit dem plötzlichen Tod des Vaters kümmerte er sich für dessen Sohn hinter den Kulissen weiter um deren Dressur.

{74}19
29. Oktober 2013

Ashok stand gleichmütig im Vorraum der Elefantenboxen. Sein rechtes Hinter- und sein linkes Vorderbein waren mit einem Seil festgebunden.

Der Mahout von Ashok hielt den Rüssel des Bullen und sprach beruhigend auf ihn ein. Neben dem Tier wartete ein Helfer mit einem Fischernetz mit Stiel. Das Netz war mit einem Plastikbeutel ausgelegt.

Der junge Mann hinter dem Elefanten stand auf einer soliden Plattform. Er trug eine Kunststoffschürze und armlange Untersuchungshandschuhe und räumte den Dung aus dem Enddarm. Als dieser leer war, reichte ihm ein Pfleger einen Wasserschlauch, mit dem er den Darm ausspülte.

Danach steckte er seinen Arm bis zur Achselhöhle hinein und begann, die Prostata zu kneten und massieren.

Ashok ließ alles geduldig geschehen. Es war nicht sein erstes Mal, er war ein trainierter Samenspender, der Stolz eines kleinen zoologischen Gartens in der rumänischen Provinz.

Langsam begann aus der faltigen Vorhaut der graue Penis zu wachsen. Der junge Mann auf dem Podest verdoppelte seine Anstrengungen, und der S-förmige Penis erigierte zu seiner vollen Länge von fast zwei Metern. »Bereit machen zum Empfangen!«, keuchte der Mann.

{75}Der Helfer hielt den Auf fangbeutelam langen Stiel ans Ende des Penis und fing das Sperma auf, das kurz darauf herausfloss.

Ein Laborant füllte es in einen kleinen gläsernen Präparatebehälter, gab das Nährmedium und – zum Schutz der Zellen gegen die scharfen Eiskristalle – etwas Glyzerin dazu, etikettierte ihn mit »Roux/Gentecsa« und legte ihn in einen Gefrierautomaten, der den Inhalt des Behälters schonend auf minus 196 Grad herunterkühlte. Nach zwanzig Minuten versenkte er ihn im Dampf eines Flüssigstickstoffbehälters.

{76}
20

4. November 2013

Vor zwanzig Tagen hatte Roux von Pellegrini endlich die freudige Nachricht erhalten, dass Ashas LH-Test positiv war. Das bedeutete, dass die Eizelle in fünfundzwanzig Tagen bereit sein musste. So genau ließ sich das bei Elefanten voraussagen.

Damit sich die Zelle zum genau richtigen Zeitpunkt zur Blastozyste im richtigen Stadium entwickelt haben würde, musste sie genau fünf Tage vor der Übertragung befruchtet werden. Also jetzt.

Roux' Hand war nicht ruhig genug für diese Arbeit. Er hatte einen Monitor an dem Mikroskop angeschlossen, an welchem Vera, seine Assistentin, arbeitete, und verfolgte den Vorgang wortreich.

»Den da, ja, den da! Nein! Nicht den, den anderen. Ja, den, den!«

Vera blickte konzentriert in die Okulare und hatte ihren rechten Unterarm auf ein kleines Kissen aufgelegt, damit sie die haardünne Glasnadel präziser führen konnte.

Auf dem Monitor sah man die Spermien in der Petrischale. Sie schwammen in einer zähflüssigen Lösung, die ihr Tempo etwas bremsen sollte. Veras Glasnadel verfolgte sie.

Sie ließ ab von dem Spermium und nahm sich das vor, welches Roux meinte.

{77}»Ja, ja!«, rief er, »diesen Burschen meine ich! Pack ihn!«

Vera versuchte, die Glasnadel auf den kleinen Schwanz des Spermiums zu legen, aber es entkam.

»Mein Gott, ist denn das so schwierig?«, stöhnte Roux.

Vera arbeitete schon zu lange für Roux, als dass sie sich noch von ihm nervös machen ließ. Es misslang ihr drei weitere Male, aber beim fünf tenVersuch erwischte sie es. Das Spermium wurde einen Augenblick von der Glasnadel festgehalten, dann schwamm es mit geknicktem Schwänzchen weiter. So langsam, dass Vera es ohne große Mühe in die Pipette saugen konnte.

»Endlich«, brummte Roux.

Vera nahm die Petrischale mit den Spermien vom Objekttisch, und Roux holte die erste Schale mit der jetzt befruchtungsfähigen Eizelle aus dem Brutschrank.

Er trug sie zum Mikroskoptisch. Feierlich, denn was er in den Händen hielt, war das Resultat der Arbeit vieler Jahre, der Grund, weshalb er bis über die Ohren verschuldet war und seine Gentecsa zur Hälfte einem stillen Teilhaber überlassen musste, dessen Name ein Geheimnis war, das außer diesem nur er kannte.

Die Eizellen, von denen er hoffte, dass sie ihn aus der ausweglosen Situation befreien würden, hatte er genetisch verändert. Wie damals die von Rosie, dem rosaroten leuchtenden Skinny Pig: Er hatte das Pigment von der Nase des

Mandrillaffen und das Luziferin eines Glühwürmchens der Art *Lampyris noctiluca* integriert.

Sechs Eizellen hatte er – besser gesagt, hatte Vera unter seiner Anleitung – auf diese Weise präpariert. Für den Fall, dass die hochkomplizierte Übertragung auf die {78}Elefantenkuh schiefgehen sollte. Die, die nicht gebraucht wurden, würde er für andere Gelegenheiten einfrieren.

Vera spannte die Petrischale in den Präparatehalter ein, und Roux setzte sich vor den Bildschirm.

»Konzentrier dich!«, befahl er.

Sie sah von den Okularen auf und warf ihm einen gelangweilten Blick zu. Dann holte sie tief Luft und machte sich an die Arbeit.

Die Glasnadel erschien auf dem Bildschirm, schubste die Eizelle sachte vor das Ende der Haltenadel und verschwand wieder aus dem Bild.

In die Stille des Raumes drang kurz Veras tiefes Einatmen, bis sie die Luft anhielt.

Jetzt kam die hauchdünne Spitze der Mikropipette ins Bild. Sie näherte sich der Eizelle und traf sie genau in der Mitte. Die Zellwand leistete etwas Widerstand, es entstand eine kleine Delle, sie gab nach, und die Pipette drang ein.

Noch immer hielten beide die Luft an.

Vorsichtig löste Vera die Injektion aus.

Es war deutlich zu sehen, wie das Spermium durch den dünnen Kanal getrieben wurde und die Spitze verließ.

Vera zog behutsam die Pipette aus der Zelle.

Dann erst atmete sie aus und holte Luft.

»Yes!«, stieß Roux hervor und klopf teVera auf die Schulter. Dann stand er auf und holte die nächste Eizelle.

{79}21

8. November 2013

Dr. Horàk war eine der großen Kapazitäten auf dem Gebiet der künstlichen Besamung von Elefanten. Und einer der wenigen, dem mit seinem Team schon die Übertragung einer befruchteten Eizelle gelungen war.

Roux kannte er zwar nicht, aber als langjähriger früherer Mitarbeiter von Professor Gebstein, einem führenden Forscher auf dem Gebiet der Markierung von Genen, besaß dieser hervorragende Referenzen. Und das Projekt der Immunisierung gegen Elefanten-Herpes klang interessant. Horàk glaubte zwar nicht an dessen Erfolg, aber eine Gelegenheit, die Techniken der Blastozystenübertragung seines Teams zu üben, Flug, Hotel, Spesen und Honorar bezahlt, ließ er sich ungern entgehen.

Zudem kannte er Pellegrini und seine erfahrenen Elefanten. Und vor allem seinen Oozie, ein echter Elefantenflüsterer und eine große Hilfe.

Der führte gerade Asha herein, ohne Seil und ohne Stock, sie ging neben ihm, so geräuschlos wie der barfüßige Burmese, Kaung.

Sie befanden sich in einer leeren Scheune in einem Dorf in der Nähe von St. Gallen. Neben einem Pfeiler, der den Dachgiebel stützte, stand ein niedriges Podest. Dahinter ein paar Tische voller Elektronik. Dr. Horàk war von vier {80} Assistenten begleitet, alle in grünen Kitteln, Schürzen und Handschuhen.

Auch Roux war da. Er stand im grünen Operations-Outf itmit etwas Sicherheitsabstand neben Pellegrini, der im frischgebügelten Overall mit dem Zirkuslogo ein wenig verkleidet aussah.

Kaung sagte etwas, und Asha blieb stehen, drehte sich um hundertachtzig Grad und stieg von der Seite auf das Podest. Der Oozie legte ihr ein Stück Karotte auf die rosa Spitze ihres Rüssels, sie rollte es ein, steckte es sich ins Maul und kümmerte sich nicht um den Assistenten, der ihren Darm ausräumte und spülte.

Auch als Dr. Horàk die Rektalsonde einführte, um zu prüfen, auf welcher Seite ihr Eisprung stattgefunden hatte, ließ sie sich nichts anmerken.

Jetzt begann die knifflige Arbeit. Horàk musste das vier Meter lange Endoskop im richtigen Gebärmutterhorn positionieren. Der Weg führte durch den einen Meter fünfzig langen Scheidenvorhof, erst neunzig Zentimeter waagrecht, dann sechzig Zentimeter senkrecht. Danach ging es vorbei am Jungfernhäutchen, das bei Elefantenkühen erst bei der Geburt reißt und danach wieder zusammenwächst, und weiter durch die Scheide, deren viele Falten das Endoskop immer wieder behinderten. Schließlich musste das Endoskop auch noch die Gebärmutterwand überwinden bis gut einen Meter vor die Stelle, wo der Eisprung lag.

Der Mann am Endoskop öffnete das Ventil des Kanals für das Kohlendioxid.

Asha hatte während dieser Prozedur aufgehört zu fressen. Das war die einzige

Reaktion auf Dr. Horàks Aktivität.

{81}Das Endoskop, das Horàk positionieren musste, enthielt drei Arbeitskanäle. Einen für die Führung des Katheters, einen, durch den die Salzlösung floss, mit der man die Optik reinigen konnte, falls sie verschmiert war, und einen für das Kohlendioxid, mit dem der Gebärmutterkanal zur besseren Übersicht aufgeblasen werden konnte.

Eine halbe Stunde dauerte es, bis das Ende des vier Meter langen Endoskops dort lag, wo Horàk es haben wollte.

Er ließ sich von einem Assistenten ablösen und führte die fünf Meter lange Führungsröhre durch den Arbeitskanal des Endoskops. Und noch einen Meter darüber hinaus bis zur Uterusspitze.

Inzwischen hatten die zwei anderen Assistenten am Lupenmikroskop die Spitze des Transferkatheters mit der Blastozyste beladen, wie der Embryo in dieser Entwicklungsphase hieß. Sie überreichten den Katheter Horàk.

Vorsichtig führte er ihn in die Führungsröhre ein und schob ihn langsam bis zum Ende des Endoskops.

Zum ersten Mal wurde Asha etwas unruhig. Kaung streichelte ihren Rüsselansatz und sprach beruhigend auf Burmesisch auf sie ein.

Horàk führte den Transferkatheter weiter.

Es war die kritischste Phase der Übertragung. Die Katheterspitze konnte zu nahe an die Wand des Gebärmutterkanals geraten, oder der Assistent konnte den Mechanismus aus Nervosität für den Bruchteil einer Sekunde zu früh auslösen, und der Embryo wäre verloren.

Aber der Assistent behielt die Nerven. Horàk konnte das Ende des Katheters bis zur Uterusspitze führen.

»Jetzt«, sagte er mit ruhiger Stimme.

{82}Der Assistent löste aus. Horàk begann, den Katheter zurückzuziehen, und sein Helfer saugte das CO_2 durch seinen Arbeitskanal wieder ab.

»Und?«, fragte Roux ungeduldig.

»Alles okay«, antwortete Horàk.

Roux klatschte enthusiastisch in die Hände. Pellegrini fiel ein.

Horàk winkte ab. »Ich bin der Pilot, der es nicht mag, wenn die Passagiere nach der Landung applaudieren. Landen ist mein Job.«

{83}22

Ende 2013 bis Juni 2014

Sieben Wochen später kam Dr. Horàk in Begleitung eines Assistenten wieder vorbei und führte die erste transrektale Sonographie durch.

Horàk stellte fest, dass sich der Embryo in der Gebärmutterschleimhaut eingenistet hatte.

Roux feierte den Befund mit einem Besuch im ›Red Moon‹, der seinen stillen Teilhaber, Champagner, Hotelzimmer und »Geschenk« für Semira aus Bukarest inbegriffen, an die viertausend Franken kostete.

Nach weiteren vier Wochen hatte sich der Embryo »gut entwickelt«, und die Hormonwerte der Urinproben waren zufriedenstellend.

Weitere vier Wochen später ähnelte er bereits einem kleinen Elefanten. Dr. Horàk bescheinigte dem Fötus »eine schöne Entwicklung, vielleicht etwas klein«.

Im sechsten Monat konstatierte Horàk: »Stagnation. Normalerweise müsste der Embryo in diesem Stadium mindestens doppelt so groß sein.«

Einen Monat später stattete er Asha seinen letzten Besuch ab. »Nicht lebensfähig«, lautete die Diagnose. »Passen Sie auf, dass sie den Fötus loswird, wenn er in der Gebärmutter abstirbt. Damit Sie die Kuh nicht verlieren«, sagte er zum Abschied.

{84}23
21. Juni 2014

Bereits am nächsten Tag kam Dr. Reber ins Spiel.

Dr. Hansjörg Reber war der Tierarzt des Zirkus Pellegrini. Er besaß eine Einmannpraxis in Graufeld, einem Kaff im Oberland. An drei Vormittagen empfing er Patienten in der Praxis, Hunde, Katzen, sogar Tauben und Meerschweinchen. In der übrigen Zeit machte er Hausbesuche bei Bauern und Pferdebesitzern.

Doch seine Leidenschaft waren die Elefanten. Er hatte sich auf diesem Gebiet weitergebildet, als Volontär beim Zoo und bei einem halbjährigen Praktikum im Pinnawela Elefantenwaisenhaus in Sri Lanka.

Nur gab es leider nicht viele Gelegenheiten, dieses Wissen auch anzuwenden. Deshalb stellte er es dem Zirkus Pellegrini umsonst zur Verfügung und berechnete nur die Behandlung der Pferde und der beiden Lamas. Pellegrini hingegen erlaubte sich, Rebers Dienste in der Betreuung von Asha an Dr. Roux weiterzuverrechnen.

Am Tag nach der Diagnose von Dr. Horàk kam Dr. Reber für eine Routine-Ultraschalluntersuchung bei den beiden trächtigen Elefanten Rupashi und Sadaf, die im vierzehnten und im zehnten Monat waren.

Pellegrini, der die Embryoübertragung bis jetzt vor ihm geheim gehalten hatte, weihte ihn nun ein und bat ihn, {85}auch bei Asha eine Ultraschalluntersuchung durchzuführen.

Dr. Reber bestätigte den Befund von Dr. Horàk: viel zu klein, nicht lebensfähig.

»Aber jetzt lebt es noch?«, wollte Pellegrini wissen.

»Das Herz schlägt.«

»Und wenn es stirbt, wie bekommen Sie es dann raus?«

»Ich nehme an, Asha wird es abortieren.«

»Und wenn nicht, holen Sie es raus?«

»Das kann ich nicht. Zu gefährlich. Ich komme da nicht hin. Und operieren geht nicht.«

»Dann verliere ich sie?«

»Ich gehe davon aus, dass sie den Fötus selbst loswird. Ich habe sogar schon von Fällen gehört, wo eine Elefantenkuh jahrelang einen toten Fötus in der Gebärmutter getragen hat. Ohne Probleme.«

Pellegrini war nicht überzeugt. »Hoffentlich haben Sie recht.«

»Machen Sie sich keine Sorgen. Ich komme ohnehin einmal im Monat, um nach Rupashi und Sadaf zu sehen, dann untersuche ich auch Asha. Und wenn es ihr in der Zwischenzeit nicht gutgeht, dann merkt es Kaung und ruft mich an, nicht wahr, Kaung?«

Der Oozie, der das Gespräch, den Arm um Ashas Rüssel geschlungen, schweigend und ausdruckslos verfolgt hatte, nickte.

{86}
24
Juni bis November 2014

Roux verlor keine Zeit. Sobald der letzte Zweifel ausgeräumt war, dass das Experiment misslungen war, sah er sich nach einer neuen Leihmutter um. Er fand eine bei einem kleinen österreichischen Zirkus, was verkehrstechnisch zwar etwas umständlich, aber dafür viel kostengünstiger war. Ein wichtiger Aspekt, denn Pellegrini war er vertraglich verpflichtet, für Ashas Pflege, Nahrung und tierärztliche Betreuung aufzukommen, bis sie wieder für die Zucht eingesetzt werden konnte. Er hoffte, dass Asha bald ihre Fehlgeburt hatte, damit er die Doppelbelastung loswurde.

Dazu kam, dass er es kaum erwarten konnte, den Fötus zu untersuchen. Und zu sehen, ob er rosa war und Luziferasen enthielt, die ihn zum Leuchten gebracht hätten.

Er war mit Pellegrini so verblieben, dass er ihn sofort benachrichtigen würde, wenn es so weit sei.

In Österreich verlief die Übertragung der Blastozysten nicht so reibungslos wie bei Asha. Die Elefantenkuh war nicht so stoisch wie Asha, und er musste nach den Angaben von Dr. Horàk eigens einen Eisenkäfig anfertigen lassen. Beinahe wäre dieser nicht rechtzeitig fertig geworden, und um ein Haar hätten sie den Eisprung verpasst.

Trotzdem missriet die Übertragung. Bei zwei Versuchen bewegte sich die Kuh plötzlich, und Horàk verlor sowohl {87}die vorgesehene Blastozyste als auch die, die er in Reserve hatte.

Vier Monate mussten sie warten, bis Roux neue Blastozysten präpariert hatte und der Zyklus der Kuh eine nächste Übertragung erlaubte. Und es würden noch weitere sieben Wochen vergehen, bis er die Gewissheit hatte, dass der Embryo sich eingenistet hatte.

Ab und zu rief er Pellegrini an, und jedes Mal versicherte der ihm, dass das Herz von Ashas Fötus noch schlug.

»Sind Sie sicher?«, fragte er ihn, als er fünf Monate, nachdem die Veterinäre ihn für nicht lebensfähig erklärt hatten, noch immer dieselbe Auskunft erhielt.

»Das sagt jedenfalls Dr. Reber«, sagte Pellegrini.

Roux hatte ihn im Verdacht, die Sache in die Länge zu ziehen, um seine Beiträge nicht zu verlieren. »Wann kommt er das nächste Mal?«

»In etwa vier Wochen, der genaue Termin steht noch nicht fest.«

»Ich möchte dabei sein. Geben Sie mir Bescheid.«

{88}25
19. Dezember 2014

Das Quartier für tourneefreie Zeiten des Zirkus Pellegrini lag in der Industrie- und Landwirtschaftszone eines Dorfes im Kanton Thurgau. Pellegrinis Vater hatte dort auf einem Grundstück Stallungen und Lagerschuppen gebaut, zwei Containerbüros aufgestellt und einen Zwanzigjahresvertrag für ein Bauernhaus abgeschlossen, in dem die Familie zwischen den Tourneen wohnte.

Dort stattete Dr. Hansjörg Reber dem Zirkus seine nächste Arztvisite ab. Das Quartier der Elefanten bestand aus einer bei Bedarf abtrennbaren Box aus Beton und Eisenstangen mit schweren Gittertoren, die auf einen kleinen, ebenfalls mit schweren Eisenstangen gesicherten Vorplatz hinaus ins Freie führten.

Pellegrini erwartete ihn in der Box von Asha. Mit ihm der Oozie und einer, den er nicht kannte und den Pellegrini als Paul Roux vorstellte, den Forscher und Besitzer des Embryos.

Der Mann war Reber auf Anhieb unsympathisch. Und der erste Eindruck wurde sofort bestätigt durch die Selbstsicherheit, mit der er auf trat,die autoritäre Art, mit der er seine Wünsche äußerte, und die Herablassung, mit der er dem Oozie begegnete.

»Dann lassen Sie mal sehen«, befahl er.

{89}Der Fötus war jetzt knapp achtundfünfzig Wochen alt und konnte mit einem Ultraschallgerät von außen gesehen werden. Reber stellte es auf den Klapptisch, der neben Asha stand. Das Gerät sah aus wie ein Laptop aus der Zeit, als diese noch schwer und dick und klobig waren.

Kaung trug reichlich Ultraschallgel auf die Flanke der Leihmutter auf, und Reber begann, den Schallkopf über die Stelle zu führen.

»Ich sehe nichts«, erklärte Roux nach ein paar Augenblicken vorwurfsvoll.

»Sie sehen die Därme der Mutter. Es kann lange dauern, bis sich der Fötus zeigt.« Und boshaft fügte Reber hinzu: »Falls wir ihn überhaupt sehen.«

Roux warf Pellegrini einen vorwurfsvollen Blick zu und wandte sich wieder dem Bildschirm zu. »Sind Sie sicher, dass es noch da ist?«

»Wo soll es denn sonst sein?«, fragte Reber.

»Abort.«

»Das hätte Kaung bemerkt.«

Der Oozie schüttelte den Kopf. »Nicht fort, noch da«, sagte er.

Und plötzlich tauchte es auf zwischen den grauen fließenden Umrissen. Ein kleines Spielzeugelefäntchen, dessen Rüsselchen deutlich zu erkennen war. Nur einen Augenblick, dann war es weg.

»Lebt es noch?«, fragte Roux.

»Ich glaube schon.« Reber ließ die Aufzeichnung mehrmals schweigsam in

Zeitlupe laufen.

»Und?«, fragte Roux.

Reber antwortete nicht. Noch dreimal wiederholte er die {90}Sequenz, dann war er sich sicher. »Das Herz schlägt«, stellte er fest.

»Das heißt, es könnte sein, dass es die Tragezeit überlebt?«

»Ganz ausschließen kann ich es nicht. Aber ob es dann lebensfähig ist mit dieser Wachstumsstörung …«

»Aber der Fötus wächst?«

»Falls ja, dann extrem langsam.«

»Wie groß wäre es dann, zum normalen Geburtszeitpunkt in – wie vielen Monaten?«

»Etwa sieben bis acht, vielleicht auch neun.« Pellegrini brauchte nicht nachzurechnen, er hatte die Daten dieses Geschäfts, das ihm jetzt vielleicht entging, im Kopf.

»Wie groß es wäre, lässt sich nicht sagen. Zuerst müsste man wissen, ob der Embryo überhaupt wächst«, gab Reber zu bedenken.

»Und wie finden Sie das heraus?« Roux klang wieder vorwurfsvoll.

»Wenn ich ihn mit der letzten Aufzeichnung verglichen habe.«

»Dann vergleichen Sie!«

Reber nickte. »Das werde ich tun. Und Herrn Pellegrini das Resultat mitteilen.«

»*Mir* werden Sie es mitteilen!«, befahl Roux. »Der Fötus gehört *mir*.«

Reber sah ihn ruhig mit seinen durch die Brille vergrößerten Augen an. »Herr Pellegrini ist mein Arbeitgeber.«

»Aber ich bin seiner«, bellte Roux.

Sein erster Eindruck hatte Hansjörg Reber nicht getäuscht.

{91}26
Am selben Tag

Die Straße war auf beiden Seiten von Apfelbäumen gesäumt. Der BMW fuhr etwas zu schnell, Roux war mit seinen Gedanken weit weg. Bei dem zu kleinen Elefanten und in der Zukunft.

Ganz ausschließen, dass das Tier lebend zur Welt kommt, konnte der Veterinär nicht. Es war also möglich, dass er in etwa neun Monaten der Besitzer eines winzigen rosaroten Elefanten war, der nachts leuchtete!

Eine kleine Kurve zwang ihn, das Tempo zu drosseln, und erst dabei bemerkte er, wie schnell er gefahren war.

Das wäre nicht nur wissenschaftlich der große Durchbruch, sondern auch kommerziell! Sein stiller Teilhaber war jemand, der wusste, wie man so etwas managte. Internationale Patente, Pressearbeit, Marktpositionierung. Gab es einen saudischen Prinzen, der seinen Kindern nicht gern einen kleinen leuchtenden rosaroten Elefanten schenken würde? Gab es einen Genforscher, der nicht begeistert gewesen wäre, seine Zellen in einer beliebigen Farbe leuchtend markieren zu können?

Sein stiller Teilhaber war ein chinesisches Gentechnik-Unternehmen. Eines der großen. Eines, das täglich massenweise Erbgut entschlüsselte. Eines, bei dem Tag und Nacht die Sequenzierungsmaschinen liefen. Eines, das mit dem {92}CRISPR/Cas-System experimentierte, einer Methode, mit der man DNA schneiden und verändern konnte.

Es war ein Geheimnis, das für einen wie Roux schwer zu wahren war. Er, der kleine Forscher mit seinem Dreipersonenbetrieb, hatte einen Fuß in Chinas gigantischer genetischer Industrie! In dem Land der Welt, das am wenigsten Berührungsängste mit der Genmanipulation kannte. In dem es schon jetzt eine Fabrik gab, die hunderttausend Rinder im Jahr klonen konnte, mit dem Ziel, den Ausstoß auf eine Million zu steigern. Einem Land, das sich vorgenommen hatte, das Genom all seiner eins Komma vier Milliarden Einwohner zu entschlüsseln, und dabei war, die größte Gendatenbank der Welt aufzubauen!

Mit dieser biotechnischen Großmacht arbeitete seine Gentecsa zusammen. Und kein Mensch durf tees wissen. Noch nicht!

Eine Schranke senkte sich in einiger Entfernung, und wieder bemerkte Roux beim Abbremsen, wie sich seine Geschwindigkeit ungewollt gesteigert hatte.

Eine in den Farben Weiß, Rot, Gelb und Schwarz bemalte Lok mit einem einzigen Waggon fuhr vorbei. Die wenigen Passagiere waren alle in irgendetwas Unsichtbares vertieft.

Die Schranke öffnete sich wieder, das Warnlicht hörte auf zu blinken. Roux gab Gas, und der Wagen setzte sich wieder in Bewegung.

Vor ihm türmte sich eine schwarze Wolkenwand, als hätte der kleine Zug sie eingeschleppt.

{93}27
9. Januar 2015

Reber hatte die Standbilder der beiden letzten Sonographien vermessen und war zum Schluss gelangt, dass der Fötus gewachsen war. Nicht viel, anderthalb Zentimeter vielleicht, aber gewachsen.

Das teilte er Pellegrini telefonisch mit. Er konnte nicht sagen, ob die Neuigkeit den Zirkusdirektor gefreut oder enttäuscht hatte.

Eine gute Stunde nach diesem Anruf klingelte sein Handy. Zu seiner Überraschung war es Kaung, der Oozie.

Reber hatte zuerst etwas Mühe, zu verstehen, was er von ihm wollte. Aber bald wurde ihm klar, dass er ihn sprechen müsse. »Gibt es Probleme mit einem der Elefanten?«, fragte er.

»Ja, gibt.«

»Soll ich kommen?«

»Nein, ich kommen.«

»Wann?«

»Morgen.«

»So dringend?«

»Stark dringend.«

Sie verabredeten sich in einer Kneipe in der Nähe der alten Kaserne. Kaung kannte sie, weil der Zirkus Pellegrini dort schon gastiert hatte.

{94}Es war fünfzehn Uhr, der ›Sternen‹ war fast leer. Es roch noch nach den Menüs des Mittags und schon nach denen des Abends. Reber war pünktlich, aber Kaung saß schon dort. Allein an einem Tisch bei einem Fenster mit einem Tüllvorhang aus der Zeit vor dem Rauchverbot. Er wartete klein und schmal vor einem Fläschchen Mineralwasser und trug Anzug und Krawatte. Als Reber sich dem Tisch näherte, stand er auf und reichte ihm die Hand.

Kaum hatten sie sich gesetzt, platzte Kaung heraus: »Kleine Elefant gehören nicht Herr Roux. Gehören Asha.«

Reber wusste nicht, was er darauf erwidern sollte. Schließlich sagte er: »Er wird ohnehin nicht überleben.«

»Wird«, entgegnete der Oozie trotzig.

»Was macht Sie so sicher?«

»Asha gute Mutter. Baby nicht krank, nur klein. Kaung auch klein.«

»Was darf es denn sein?« Die Serviertochter hatte die Gläser von einem verlassenen Tisch abgeräumt und wollte Rebers Bestellung entgegennehmen, da sie nun schon mal in der Nähe war. Sie mochte um die fünfzig sein und hatte vergeblich versucht, sich ein paar Jahre davon wegzuschminken.

Reber bestellte einen Kaffee und wandte sich wieder Kaung zu. »Wir können

nichts tun, nur abwarten. Jedes Mal, wenn ich komme, schaue ich, wie es ihr geht und ob der Fötus noch lebt. Und Sie rufen mich, wenn etwas nicht stimmt.«

Die Bedienung brachte den Kaffee in einer großen, braun glasierten Tasse auf einem Unterteller, auf dem ein trockenes Gebäck lag.

{95}»Darf ich gleich kassieren?« Sie traute Gästen nicht, die sie noch nie gesehen hatte.

Reber wollte für beide bezahlen, aber Kaung hatte sein Mineralwasser schon begleichen müssen.

Als sie wieder allein waren, fragte Reber: »Was haben Sie sich von diesem Treffen versprochen, Kaung?«

Der Oozie zögerte. Er trank einen Schluck Wasser, stellte das Glas ab, richtete sich auf und sah Reber ins Gesicht. »Sie kleiner Elefant schützen. Vielleicht heilig.«

Reber wusste, dass in Myanmar weiße Elefanten als heilig galten. Er hatte auch gelernt, dass es ein weißer Elefant war, der Maya, der Mutter von Buddha, dessen Geburt im Traum prophezeit hatte. Es war ihm auch klar, dass im Hinduismus der Gott Ganesha, der elefantenköpfige Sohn von Shiva und Parvati, verehrt wurde. Aber die bevorstehende Geburt eines heiligen Elefanten mitten im Thurgauischen war nun doch ein Aspekt, mit dem er nicht gerechnet hatte.

Aber Kaung sah ihn so ernsthaft und erwartungsvoll an, dass er nur ohne Ironie zu nicken und zu antworten vermochte: »Vielleicht.«

Der Oozie lächelte nun zum ersten Mal und sagte: »Darum Sie helfen.« Dann erlosch sein Lächeln, er sah an Reber vorbei zu etwas hinauf. Reber wandte sich um und sah einen bärtigen verwahrlosten Mann hinter sich stehen. Er sah ihn aus einem rotgeränderten Auge an, das andere schien blind.

»Kannst du uns das Bier bezahlen, mein Portemonnaie wurde gestohlen.« Er deutete auf einen Tisch am anderen Ende der Gaststube. Dort saßen zwei Männer, die {96}ebenfalls aussahen wie Obdachlose. Sie winkten zu ihm herüber.

Reber nahm seinen Geldbeutel aus der Tasche, suchte nach einer Zehnernote, fand nur einen Zwanziger und gab sie dem Mann.

»Wow! Du bist ein Monsieur!«, brüllte der, schüttelte Reber stürmisch die Hand und ging zurück zum Tisch.

Reber hörte die Serviertochter sagen: »Hast du es wieder mal geschafft, Bolle.«

Kaung hatte die Szene interessiert verfolgt und lächelte. »Sie guter Mann«, sagte er nun. Und nach einer kurzen Pause wieder ernst: »Roux nicht guter Mann.«

Reber widersprach nicht.

»Wenn kleiner Elefant leben, Roux darf nicht haben«, verkündete er. Ein unumstößlicher Beschluss.

»Und wie wollen Sie das verhindern?«

»Sie helfen.«

{97}28

28. Januar 2015

Eine Leihmutter in Deutschland wäre besser gewesen, dachte Roux jedes Mal, wenn er mit hundertdreißig über die österreichische Autobahn schleichen musste. In Deutschland könnte er die gut zweihundert Stundenkilometer seines BMW318 voll ausfahren.

Die Leihmutter im österreichischen Zirkus machte Probleme. Der Fötus hatte sich bisher normal entwickelt, aber nun waren die Hormonwerte der Kuh plötzlich »etwas grenzwertig«, wie sich Horàk ausdrückte. Horàk, der ihm ohnehin, wenn er ihn traf, jedes Mal mehr auf den Geist ging. Aber was sollte er tun? Horàk war der Einzige, der eine Elefantenblastozyste einigermaßen zuverlässig übertragen konnte.

Hinter ihm war einer dicht aufgefahren und bedrängte ihn mit der Lichthupe. Dabei fuhr er hundertdreißig, wie der Mercedes vor ihm. Er wollte nur nicht auf die rechte Spur rüber und zwischen den Lastwagen gefangen sein, die hundert fuhren.

Und jetzt auch noch das: Dicke Tropfen zerplatzten plötzlich auf der Windschutzscheibe.

Roux dachte nicht daran, dem Drängler hinter sich nachzugeben, und behielt die Geschwindigkeit bei.

Bryan Adams hörte auf zu singen, und das Telefon {98}klingelte. »Pellegrini« stand auf dem Display des Bordcomputers.

»Hoffentlich haben wenigstens Sie gute Nachrichten«, sagte Roux.

Die Begrüßung ließ Pellegrini für einen Moment verstummen. Dann sagte er: »Ich weiß nicht, ob Sie sie gut finden. Der Minifötus hat nicht überlebt.«

Jetzt war es Roux, dem es die Sprache verschlug. Er blinkte rechts, ging vom Gas und reihte sich zwischen zwei Lastwagen ein. Der Drängler rauschte hupend vorbei und zeigte ihm den Finger.

»Abortus?«

»Ja.«

»Soeben?«

Pellegrini räusperte sich. »Am letzten Donnerstag.«

»Was! Und ich erfahre erst jetzt davon?«, schrie er.

»Ich war eine Woche unterwegs.«

»Unterwegs! Warum unterwegs?«

Jetzt wurde auch Pellegrini laut: »Zirkusnummern ansehen, verdammt noch mal! Ich muss mich doch um das Programm der nächsten Saison kümmern!«

Roux atmete durch. Dann fragte er mit etwas ruhigerer Stimme: »Wie sieht es aus? Etwas Auf fälliges?«

Wieder musste Pellegrini sich räuspern, bevor er antworten konnte. »Nichts Auf fälliges,außer dass es sehr, sehr klein war.«

»Falls Sie es in einem normalen Tiefkühler haben, stellen Sie ihn auf Minimaltemperatur. Minus achtzehn ist mir zu riskant. Minus dreiundzwanzig wäre sicherer.«

Pellegrini antwortete nicht.

{99}Der Platzregen wurde stärker, der Lastwagen vor Roux langsamer. »Hallo! Haben Sie mich verstanden? Minus dreiundzwanzig Grad!«

»Der Fötus ist nicht gefroren«, gestand Pellegrini mit leiser Stimme.

»Was denn sonst?«

»Er ist nicht mehr hier.«

»Sondern wo?!« Jetzt brüllte Roux wieder.

»Kaung hat ihn zur Tierkörpersammelstelle gebracht. Es tut mir sehr leid.«

»Aber Sie wussten doch …«

»Ja. Ich schon. Aber Kaung nicht.«

»Ich hoffe, Sie haben ihn zum Teufel gejagt.«

»Dann kann ich die Elefanten gleich mit zum Teufel jagen.«

»Ich werde Sie verklagen!«, schrie Roux. Er scherte aus der Lastwagenkolonne aus und gab Gas.

Kurz vor der Ausfahrt Feldkirch/Frastanz wurde er von der Autobahnpolizei angehalten. Er war mit hundertachtundsiebzig Stundenkilometern unterwegs. Den BMW musste er stehenlassen.

{100}29

14. Juni 2016

Sie arbeitete zu sechzig Prozent im Tierspital, und in der restlichen Zeit hielt sie Gratissprechstunden im Hinterzimmer eines Secondhandshops, der »Gassenklinik«. Sie war deren Initiatorin, Leiterin und einzige Mitarbeiterin.

Valerie war Anfang vierzig, eine erst auf den zweiten Blick anziehende Frau. Sie trug ihr schwarzes Haar kurz und überspielte ihre Schüchternheit mit einer manchmal etwas übertriebenen Burschikosität.

Der letzte Patient war gegangen, und sie öffnete das Fenster ihres Sprechzimmers, um den Mief von Herrchen und Hund zu vertreiben.

Und da kam noch jemand.

Sie hatte ihn schon gesehen, aber sie hatte nicht gewusst, dass er einen Hund hatte. Oder war es eine Katze, die er in der Sporttasche trug und jetzt auf den Untersuchungstisch stellte?

»Ich habe eigentlich geschlossen«, sagte sie, der Ordnung halber.

»Es ist ein Notfall.«

Jetzt erinnerte sie sich, wo sie ihn schon gesehen hatte: Bei den Hündelern am Bahnhof. Es kam vor, dass sie bei denen vorbeiging, um zu sehen, ob es neue Hunde gab, die noch nie bei ihr waren und keinen Chip trugen oder nicht {101}alle Impfungen hatten und ob es Halter gab, die die gesetzlich vorgeschriebenen Hundekurse nicht absolviert hatten. Das alles kam eigentlich selten vor. Die Obdachlosen liebten ihre Hunde und wollten nicht riskieren, dass man sie ihnen wegnahm. Sie kannte Besitzer, die wegen jedem Wehwehchen ihrer Vierbeiner zu ihr gerannt kamen, aber selbst nie zum Arzt gingen, obwohl sie es dringend nötig hätten.

Trotzdem sah sie sich immer mal wieder in der Hundeszene um. Sie fühlte sich verantwortlich für die Haustiere von denen, die kein Haus hatten. Sonst hätte sie die Gassenklinik nicht zu gründen brauchen.

Der Mann, der jetzt nach Praxisschluss in ihrem Sprechzimmer stand, hing manchmal bei den Hündelern herum. Er war einer der Stillen. Und noch etwas war ihr aufgefallen: seine Zähne. Die meisten Alkis und Junkies auf der Gasse hatten schlechte Zähne. Er schien sie zu pflegen. Sie hatte ihn einmal lachen sehen, und da sah es aus, als wären sie noch recht vollständig und weiß. Vielleicht ging er ab und zu ins Ambulatorium des Zahnärztlichen Instituts, das Randständigen kostenlose Behandlungen anbot.

»Was bringst du mir da?« Auf der Gasse duzte man sich. Wie er hieß, wusste sie nicht.

Er zögerte. »Das fällt unter das Arztgeheimnis.«

Sie lächelte. »Das Tierarztgeheimnis. Noch strenger.«

Er öffnete den Reißverschluss. »Das hast du noch nie gesehen.«

»Das würde mich wundern.«

Der Mann griff in die Tasche, hob vorsichtig einen rosaroten Spielzeugelefanten heraus und legte ihn auf den Untersuchungstisch.

{102}Valerie grinste. Der Mann wollte sie auf den Arm nehmen. Oder er war nicht ganz richtig im Kopf. Das kam oft vor in der Suchtszene.

Doch dann bewegte sich das Spielzeug. Der Rüssel schlängelte sich, der kleine Körper zog sich zusammen, und etwas floss ihm aus dem Mund. Das Wesen erbrach sich.

Valerie legte die Hand auf den Mund, als wollte sie einen Schrei unterdrücken. Der Mann hatte recht, so etwas hatte sie noch nie gesehen. Es war ein winziger Elefant, höchstens vierzig Zentimeter lang und dreißig hoch. Er besaß die Proportionen eines Jungtieres und die Haut eines … eines Marzipanschweinchens! Nur ein wenig runzelig. Und mit rosa Härchen auf dem Rücken.

»Wo hast du das her?«, brachte sie hervor.

»Das erzähle ich dir dann. Tu etwas. Es stirbt.«

Das Elefäntchen krümmte sich wieder. Jetzt floss hinten etwas heraus. Wässrig, mit unverdautem Grünzeug vermischt.

Valerie ging zu einem Schrank und hängte sich eine Gummischürze um. Sie zog Untersuchungshandschuhe an und kam zurück zu dem kleinen Patienten. »Was hat es gefressen?«

»Gras, Blätter, so Zeug.«

»Kannst du es genauer beschreiben?«

»Einfach das, was so wächst, dort, wo ich schlafe.«

»Wo ist das?«

»Am Fluss.«

»Wie sah das Gras aus?«

»Wie Gras eben so aussieht. Grün und dünn und lang. Mit Blumen.«

{103}Sie horchte auf. »Gelbe?«

»Ja. Butterblumen.«

Sie ging wieder an den Schrank, holte eine Einlaufpumpe und füllte sie mit Wasser. Das Schlauchende schob sie in den Mund des Tierchens. Es sträubte sich ein bisschen, aber Valerie konnte den Schlauch behutsam tiefer in die Speiseröhre einführen, bis sie einen leichten Widerstand spürte.

»Was tust du?«, fragte der Mann.

»Magen spülen. Es hat eine Vergiftung.«

»Von was?«

»Butterblumen.«

»Butterblumen sind giftig?«

»Ja. Manche leicht, manche stark.«

»Und haben so einen gesunden Namen«, wunderte er sich.

Sie drückte vorsichtig auf die wassergefüllte Gummipumpe. Nach kurzer Zeit

floss Wasser durchmischt mit Pflanzenresten unter dem Rüssel heraus.

Valerie wiederholte die Prozedur, bis nur noch nahezu reines Wasser kam. Dann machte sie dem kleinen Elefanten einen Einlauf. So lange, bis sich auch hier das Wasser nicht mehr trübte.

Sie ging zum Medikamentenschrank und rührte eine schwarze Flüssigkeit an. Diese sog sie mit dem Mund in einen durchsichtigen Schlauch, dessen Ende sie wieder in die Speiseröhre des Patienten einführte. Dann blies sie ihm den Inhalt des Schlauches in den Magen. »Physiologische Kochsalzlösung gegen den Flüssigkeitsverlust. Und Kohlepulver. Kohle bindet die Giftstoffe«, erklärte sie.

Während der Behandlung, die beinahe eine Stunde {104}gedauert hatte, war der Besitzer des seltsamen Wesens besorgt und unbeholfen daneben gestanden. Immer wieder hatte sie es mit dem Stethoskop abgehorcht und Fieber gemessen, und jedes Mal hatte er ängstlich gefragt: »Alles okay?«

Immer hatte sie geantwortet: »Ich weiß nicht.« Es stimmte. Sie hatte keine Ahnung, wie hoch der Puls eines dreißig Zentimeter hohen rosaroten Elefanten zu sein hatte. Sie bezweifelte, ob es überhaupt jemand auf der Welt wusste.

Sie holte Frottiertücher, tupf teden Patienten vorsichtig trocken, bettete ihn auf ein zweites Tuch und deckte ihn mit einem dritten zu.

Nach einer Weile hörte er auf, den Rüssel zu kringeln und zu strecken, und schloss die Augen.

»Er stirbt«, sagte der Alki.

Sie nahm das Stethoskop und horchte. Der Puls war eindeutig niedriger als zuvor.

»Ich glaube nicht. Ich glaube, es geht ihm besser. Ich glaube, er schläft.«

Es klang, als wollte der Mann etwas antworten, konnte es aber nicht, weil seine Stimme nicht mitmachte. Sie blickte ihn an und sah, dass er feuchte Augen hatte. Er wandte sich ab und hustete.

Sie ging zum Waschbecken, füllte zwei Gläser mit Wasser und reichte ihm eines.

Er bedankte sich und trank es leer.

»Wie heißt du?«

»Schoch.«

»Und der Vorname?«

»Alle nennen mich Schoch.«

»Also, Schoch, woher hast du das?«

{105}»Es war plötzlich an meinem Schlafplatz.«

»Wo schläfst du?«

»Sag ich nicht gern.«

»Tierarztgeheimnis.«

»In einer Höhle an der Limmat.«

»Hm.«

»Es leuchtet im Dunkeln.«

Valerie warf ihm einen amüsierten Blick zu. »Würde mich nicht wundern.«

Sie sahen beide auf den Winzling hinunter. Er atmete jetzt tief und ruhig.

»Setzen wir uns«, schlug sie vor und schob ihm einen der Kneipenstühle hin, die den Besitzern der Patienten als Sitzgelegenheiten dienten. Sie nahm selbst einen.

»Wer weiß noch davon?«

»Von mir niemand.«

»Gut. Das muss auch so bleiben, hörst du, Schoch? Niemand! Der, dem das gehört, will es um jeden Preis wiederhaben.«

Er nickte.

»Was du hier hast, das gibt es gar nicht. Das ist eine Weltsensation. Ist dir das klar, Schoch?«

»Ja, verdammt noch mal!«

Beide schwiegen.

Bis Schoch fragte: »Wenn es das nicht gibt, weshalb gibt es es dann?«

»Genmanipulation.«

»Ach, du meinst …?«

»Was sonst. Das ist die große Zukunftsindustrie. Am unverfrorensten machen es die Chinesen. Die haben zum {106}Beispiel winzige Schweine gezüchtet und patentiert. Ursprünglich zu Forschungszwecken, denn Schweine sind ideale Versuchstiere. Und Minischweine viel wirtschaftlicher und einfacher zu handhaben. Doch jetzt kann man sie kaufen. Als Haustiere und Spielsachen. Mit der gleichen Technik kann man auch Mini-Elefanten machen.«

»Verrückt«, murmelte Schoch.

»Schon mal von Glowing Animals gehört?«

Schoch schüttelte den Kopf.

»Komm, ich zeig's dir.« Sie ging zu ihrem Computer und drehte den Bildschirm in seine Richtung. Dann tippte sie den Begriff in die Suchmaschine. Grün leuchtende Affen, blau leuchtende Hasen, rötlich leuchtende Schafe erschienen auf dem Bildschirm.

Schoch stand auf und kam zum Bildschirm. »Sind die echt?«

»So echt wie das dort.« Sie zeigte auf das geheimnisvolle Wesen. »Dafür hat es sogar einen Nobelpreis gegeben.«

Schoch ging kopfschüttelnd zum Untersuchungstisch und blickte auf die Kreation wie ein Vater auf sein schlafendes Baby.

Valerie stellte sich neben ihn.

»Wird es davonkommen?«

Sie hob die Schultern. »Vergiftungen können bleibende Schäden verursachen. Nieren, Leber, Kreislauf und so weiter. Ich weiß es nicht, man muss es aufpäppeln und beobachten.«

Schoch seufzte. »Super. Am besten bei mir in der Höhle.«

{107}30

Am selben Tag

Es war dunkel, als Valerie Sommers klappriger Peugeot Kombi vor einer Villa hoch oben am Zürichberg hielt. Eine Hecke, die schon lange nicht mehr geschnitten worden war, verdeckte die Sicht auf das Gebäude.

Valerie wühlte in ihrer Tasche und fand schließlich eine Fernbedienung. Sie wandte sich um zu Schoch, der neben der Tasche mit dem rosa Zwergelefanten auf dem Rücksitz saß, und sagte: »Das fällt auch unter das Tierarztgeheimnis.« Dann drückte sie auf die Fernbedienung. Ein eisernes Tor glitt quietschend und scheppernd zur Seite und gab den Blick auf eine Doppelgarage frei. Sie fuhr den Wagen davor und wartete, bis sich das Tor hinter ihnen geschlossen hatte.

Jetzt öffnete sich eines der beiden Garagentore, und sie fuhr hinein.

In der anderen Hälfte der Garage war ein grüner Mercedes älteren Jahrgangs aufgebockt. Die Kennzeichen waren abgeschraubt, und das cremefarbene Dach trug eine graue Staubschicht.

Erst als das Garagentor wieder geschlossen war, ließ sie Schoch aussteigen und ging voraus. Sie führte ihn durch mehrere Wirtschaftsräume in eine Küche und weiter in einen großen dunklen Raum.

»Guck!«, sagte Schoch. Valerie kam näher. Er hatte den {108}Reißverschluss der Sporttasche ganz geöffnet und ließ sie hineinschauen.

Der Elefant lag auf der Seite, das Auge, das man sah, war geöffnet. Und sein kleiner rosa Körper leuchtete.

Stumm betrachteten sie ihn eine ganze Weile. Dann sahen sie einander an. Valerie lächelte und schüttelte ungläubig den Kopf.

»Ich hab's ja gesagt«, flüsterte Schoch.

Sie betätigte einen Schalter, und ein paar wenige der kerzenförmigen Glühbirnen eines Messingleuchters gingen an und brachten etwas Licht in eine Eingangshalle. Der Raum war bis unter die Decke getäfelt. Ein düsterer Orientteppich bedeckte den Parkettboden. In seiner Mitte stand ein runder Tisch, der eine Messingskulptur trug. Ein Hirsch, der von einem halben Dutzend Jagdhunde angefallen wird.

Die Verzierungen der schweren Eingangstür wiederholten sich bei den fünf weiteren Türen, die von der Halle in andere Räume führten. Über jeder war im Holz der Täfelung eine helle Stelle zu sehen. Jede besaß die Form eines Schildes wie die, auf die man Jagdtrophäen montiert. Es roch nach Staub und abgestandener Luft.

»Wer wohnt hier?«, fragte Schoch.

»Niemand«, bekam er zur Antwort.

Sie ging zu einer der Türen und öffnete sie. Dahinter war ein Lift. Auch er war ganz mit Holz ausgekleidet. Ein Spiegel mit blinden Stellen war in die mittlere Täfelung eingelassen.

Sie fuhren in die erste Etage. Hier war die Luft noch muffiger. Das Licht aus dem Aufzug fiel in eine Diele, in die drei Korridore mündeten. Auch sie war mit einem dicken {109}Teppich ausgelegt. Und auch hier stand ein runder Tisch, genau in der Mitte des Raumes. Darauf die Bronze einer nackten Bogenschützin.

Valerie ging voraus in einen der Korridore. An dessen Ende öffnete sie eine Tür, und sie befanden sich in einem geräumigen Zimmer mit einem Doppelbett, einer Sitzgruppe und einer Tür, die in ein Bad führte.

Es roch nach Kanalisation. Valerie drehte den Wasserhahn des Waschbeckens und der Badewanne auf und betätigte die WC-Spülung. »Die Siphons trocknen aus, wenn lange kein Wasser fließt. Darum stinkt es hier so.«

In einem Schrank fand sie ein Frottiertuch, das sie Schoch reichte. »Warte noch eine Stunde, falls du nicht kalt duschen willst. Ich schalte gleich den Boiler ein.«

Als Schoch zögerte, fügte sie hinzu: »Schaden würde es nicht.«

Sie gingen zurück ins Schlafzimmer. »Setz dich, ich bin gleich wieder hier.«

Sie verließ den Raum und kam mit einem kleinen Hundebettchen zurück. Es war aus Peddigrohr geflochten und hellblau gestrichen. Der Rand war in der Mitte heruntergezogen, um einem kleinen Hund den Einstieg zu erleichtern. An vielen anderen Stellen war er abgenagt. Eine dünne Matratze lag darin. Sie hatte ein paar Löcher, durch die man gelben Schaumstoff sah.

Sie hoben den kleinen Elefanten aus der Tasche und legten ihn ins Körbchen.

»Ich weiß nicht viel über Elefanten, aber wenn ich mich nicht irre, werden sie die ersten zwei, drei Lebensjahre gesäugt.«

{110}»Womit?«

»Elefantenmilch.«

»Wo bekommt man die?«

»Ich weiß nicht, ob sie Kuhmilch vertragen. Ist vielleicht zu fett. Morgen erkundige ich mich.« Sie zog ein Handy aus der Tasche. »Kannst du damit umgehen?«

»Schon, wenn es stimmt, dass alles immer einfacher wird. Früher konnte ich es.«

»Ich wähle meine Nummer, siehst du?« Sie zeigte es ihm. »So, jetzt musst du nur noch auf die grüne Taste drücken, ›Nummer wählen‹. Dann klingelt es bei mir. Das machst du, sobald du denkst, dass mit ihm etwas nicht in Ordnung ist, und ich komme sofort.«

»Du schläfst nicht hier?«

Sie schüttelte den Kopf. »Hier kann ich nicht schlafen.«

»Wem gehört das Haus?«

»Meinen Eltern.«

»Wo sind sie?«

»Tot.«

»Verstehe.«

»Du bleibst drinnen, zeigst dich nicht, öffnest niemandem, verhältst dich still. Morgen früh bringe ich euch beiden zu essen.« Sie deutete auf einen mächtigen

antiken Schrank. »Da drin ist Bettwäsche.«

»Benutze ich nicht.«

»Hältst du es aus ohne Essen bis morgen früh?«

Er nickte. »Bin nicht so der Esser.«

»Und ohne Trinken? Geht es ohne, Schoch?« Sie musterte ihn skeptisch.

»Bin auch nicht so der Trinker.«

{111}31

Am selben Tag

Auf dem Perserteppich lag er weicher, als er es gewohnt war. Er hatte den großgeblümten Überwurf vom Bett genommen und sich damit zugedeckt. Als Kopfunterlage diente ihm ein Sitzpolster, das er von einem Sessel entfernt hatte. So konnte er in das hellblaue Hundekörbchen sehen, wo der Miniaturelefant lag.

Er hatte nun seit über drei Stunden nicht mehr erbrochen und auch keinen Durchfall mehr gehabt. Einmal hatte er versucht, sich aufzurichten, es aber nicht geschafft.

Aber er schlief nicht. Seine runden Augen waren weit aufgerissen, er bewegte den Kopf immer wieder unruhig, und sein Rüssel war meistens in Bewegung.

Mehrmals hatte Schoch versucht, seine Hand auf den warmen weichen Körper zu legen, aber jedes Mal war das Phantasiewesen noch unruhiger geworden, als wollte es sie abschütteln.

Jetzt lag er einfach daneben und beobachtete es.

Von ganz weit weg drangen drei Glockenschläge herein. Der Wind war in dem alten Baumbestand zu hören.

Läden und Vorhänge waren geschlossen, aber Schoch hatte ein Fenster geöffnet, damit frische Luft hereinkam.

Wer hat so ein Haus und wohnt nicht darin?, fragte er sich. Kann nicht darin schlafen, behält es aber?

{112}Das Elefäntlein zog die Vorderbeine an, schob sie unter den Körper und versuchte, sich hochzustemmen.

»Psch«, machte Schoch, »psch, psch.«

Es schien darauf zu reagieren. Auf jeden Fall drehte es den Kopf ein wenig in seine Richtung und legte ihn wieder auf das zerschlissene Polster.

»Psch, psch, psch«, machte Schoch wieder und legte seine Hand sachte auf den kleinen, leicht bebenden Körper.

»Psch, psch, psch.«

Diesmal ließ es sich die Hand gefallen. Es schien sich sogar zu entspannen.

»Psch, psch, psch.«

Die runden Augen fielen zu. Öffneten sich wieder. Fielen zu. Öffneten sich. Blieben zu.

Schoch wagte es nicht, die Hand wegzuziehen. Er versuchte, sie so leicht wie möglich zu machen, und betrachtete das schlummernde Lebewesen, wie es friedlich dalag in seinem eigenen rosa Licht. Ein Wesen von einem anderen Stern.

Schochs Blick fiel auf seine Hand: zitterig, grob und schmutzig. Sachte stand er auf, ging ins Badezimmer und fand eine Nagelbürste. Auch eine neue Handseife lag in einer der vielen Schubladen. Als er sie aus dem gefältelten lindgrünen Papier

packte, blätterte etwas von der brüchig gewordenen äußersten Schicht ab.

Er hielt die Seife unter das laufende Wasser und drehte sie in beiden Händen, bis sie schäumte. Dann wusch er die Hände gründlich, bürstete das Schwarz unter den langen, brüchigen Nägeln weg und trimmte sie mit einer Nagelschere, die er in einem unvollständigen Maniküretui fand.

{113}Auf Zehenspitzen ging er ins Schlafzimmer zurück.

Das kleine Geschöpf lag einen Meter neben dem Körbchen und versuchte, auf die Beine zu kommen. Schoch eilte hin, kauerte sich nieder, hob es auf, stellte es sachte auf die Beine und ließ es vorsichtig los.

Da stand es nun, breitbeinig und mit hängendem Rüssel und so wackelig, als könnte es jeden Moment wieder umfallen.

Schoch hob es auf und legte es ins Körbchen zurück. »Keine Angst, ich gehe nicht weg, ähm …« Wie hießen Elefanten?

Er kannte nur einen Elefantennamen: Sabu. So hieß der Elefant, der vor ein paar Jahren in Zürich aus dem Zirkus abgehauen war, ein ausgiebiges Bad im See genommen hatte und durch die Bahnhofstraße spaziert war. Der Name war ihm geblieben, weil der Elefant ihm imponiert hatte. Er war, wie er, aus einem komfortablen Leben abgehauen.

»Keine Angst, ich hau nicht ab – Sabu.«

{114}32

15. Juni 2016

Er erwachte davon, dass jemand an seinem kleinen Finger lutschte. Sabu hatte das Körbchen verlassen und leuchtete neben seiner linken Hand.

Er zog sie behutsam weg und sah auf die Uhr. Es war bereits sieben. Durch den Spalt eines Vorhangs drang etwas Licht herein. Er schob ihn ein wenig zur Seite. In einem der Fensterläden fehlte eine Lamelle, und er konnte ein paar Tannen erkennen, die auf einer ungemähten Wiese standen, und einen Pavillon mit Gartenstühlen, die gegen die Kante eines Tisches gekippt waren.

Ein paar Akkorde einer Rockgitarre erschreckten ihn. Auch Sabu stellte die Ohren und hob den Rüssel.

Es dauerte, bis er merkte, dass die Musik von Valeries Handy kam. Er drückte auf »Annehmen«.

»Alles in Ordnung?«, fragte ihre besorgte Stimme.

»Der Elefant hat Hunger.«

»Woher weißt du das?«

»Er lutscht an meinem Finger.«

»Gutes Zeichen. Ich bringe etwas, sobald die Läden geöffnet haben.«

»Die, die ich kenne, haben jetzt geöffnet.«

»Aber die haben kein Kokosöl.«

Die zwei Stunden Wartezeit verbrachte Schoch damit, {115}sich mit dem Handy vertraut zu machen. Er hatte in seinem früheren Leben sehr wohl Handys besessen, nur konnte man damals damit keine Videos aufnehmen. Er machte ein paar Versuche mit Sabu, die immer wieder an seinem kleinen Finger saugen wollte.

Endlich vernahmen sie das Quietschen des elektrischen Tors. Kurz darauf kam, schwer beladen, Valerie ins Zimmer.

Sie packte ihre Einkaufstaschen aus. Thermosflaschen, Tupperware, Zweige mit grünem Laub, Mineralwasserflaschen. »Kokosöl ist die Basis. Elefantenbabys vertragen das Fett der Kuhmilch nicht. Kokosöl, angereichert mit allerlei Mineralien und Vitaminen. Ich bringe dir die Zubereitung bei.«

Sie schüttelte eine der Babyflaschen, nahm den Schutzdeckel ab und reichte Schoch das Fläschchen.

»Ich?«

»Wenn es schon an deinem Finger lutscht.«

Er kauerte sich zu Sabu hinunter und hielt ihr den Sauger hin.

Ohne zu zögern, nahm sie ihn ins Maul und begann zu suckeln.

»Na also!« Valerie strahlte.

Schoch lächelte. »Glaubst du, sie kommt durch?«

»Kommt auf dich an.«

»Auf mich?«

»Ob du es schaffst, das alle drei Stunden zu machen. Und vierundzwanzig Stunden bei ihm zu sein.«

Schoch sah sie entgeistert an.

»Das sind die Spielregeln bei der Handaufzucht von Elefanten.«

{116}»Das kann ich nicht ohne Hilfe.«

Sie schüttelte den Kopf. »Mich brauchst du nicht anzuschauen. Ich habe einen Beruf.«

»Ich auch.«

»Welchen?«

»Obdachloser.«

Sie sahen dem Babyelefanten zu, wie er stürmisch an der Flasche sog. »Sabu«, sagte Schoch. »Ich habe sie Sabu getauft.«

»Woher bist du so sicher, dass es ein Mädchen ist?«

»Da unten ist nichts.«

»Bei den Elefanten sind die Hoden in der Bauchhöhle versteckt. Und der Penis in der Bauchhaut.«

»Sie könnte also auch ein Männchen sein?«

»Ein Bulle, sagt man bei Elefanten.«

Sie betrachteten den kleinen suckelnden Winzling. »Ein Bulle«, sagte Schoch und grinste.

»Es gab einen indischen Hollywoodschauspieler, der Sabu hieß«, sagte Valerie.

»Und die Elefantendame, die aus dem Zirkus ausgerissen ist, hieß auch so.«

Sabu hatte das Fläschchen leer. Valerie hielt ihr einen Zweig hin. Der Elefant angelte ihn sich mit dem Rüssel und rupf temit dem Maul die Blätter ab.

»Und du musst auch Hunger haben.« Valerie holte ein paar in Folie eingewickelte Schinkenbrote aus einer der Einkaufstaschen.

»Danke.«

»Und etwas zu trinken.«

Sie stellte eine Flasche Mineralwasser neben die Brote.

{117}»Oder eher so was?« Sie stellte eine Literdose Bier daneben.

Schoch schüttelte den Kopf. »Nimm das wieder mit.«

Sie packte das Bier wieder ein und holte zwei Medikamentenschachteln aus der Tasche. »Clomethiazol. Gegen das Reißen. Und Clonidin. Gegen das Zittern.«

»Kannst du auch gleich wieder mitnehmen.«

Aber sie legte die beiden Medikamente auf das Nachttischchen. »Für alle Fälle.«

Sabu warf den nun kahlen Zweig in hohem Bogen weg und wollte offensichtlich mehr. Valerie legte von dem mitgebrachten Grünzeug auf den Boden, und Sabu machte sich darüber.

»Und gestern noch fast gestorben«, sagte Schoch.

»Vielleicht war es mehr eine schwere Magenverstimmung als eine Vergiftung«, vermutete Valerie.

Wie zur Bestätigung ließ Sabu ein paar Kugeln Dung auf den Teppich fallen. Valerie lachte. »Stubenrein wirst du sie jedenfalls nie bekommen.«

Sie stellte zwei Becher auf die Wäschekommode, schraubte eine Thermosflasche auf und schenkte dampfenden Kaffee ein. »Milch? Zucker?«, fragte sie.

»Zucker. Viel.«

Sie reichte ihm die Tasse und schälte eines der Schinkenbrote aus der Folie. Zu seiner Überraschung konnte er es essen, obwohl es noch nicht zehn Uhr war.

»Und jetzt? Wie weiter?«, fragte er mit vollem Mund.

Valerie hob die Schultern bis zu den Ohren und ließ sie ratlos fallen.

»Vielleicht gibt es eine Stelle, die sich um Versuchstiere {118}kümmert. Eine Organisation oder so«, schlug Schoch vor. »Oder der WWF, vielleicht auch der Tierschutzverein.«

Valerie zweifelte. »Vereine, die Tiere schützen, sind meistens etwas blauäugig. Das müssten knallharte Typen sein. Die müssten eine Art Zeugenschutzprogramm einrichten. Wie im Film.«

»Als ich noch Filme schaute, gingen solche Programme am Schluss meistens schief. Irgendjemand erkannte den Zeugen.« Er trank einen Schluck Kaffee.

Valerie hatte eine Idee. »Greenpeace! Das ist doch ein Fall für die. Die sind gut organisiert und haben Geld.«

»Greenpeace? Die sind gut im An-die-Öffentlichkeit-Gehen. Aber ob die auch das Gegenteil können?«

Valerie raffte sich auf. Sie wurde im Tierspital erwartet. »Ich werde mich umhören und ein paar Nachforschungen betreiben. Ich komme nach Feierabend. Vielleicht habe ich dann schon eine Lösung. Vergiss nicht, alle drei Stunden das Fläschchen, nicht zu viel Grünzeug und du …«, sie deutete auf die Medikamente auf dem Nachttisch, »wenn es nicht geht, nimmst du je zwei von denen. Im Abstand von fünf Stunden.«

»Ich hab’s im Griff, verdammt«, schnauzte er.

{119}33
Am selben Tag

Sabu schlief, und Schoch spürte die Unruhe, die sich meldete, wenn sein Zehn-Uhr-Bier überfällig war. Er beschloss zu duschen. Aber als er die große Badewanne mit den Löwenfüßen sah, ließ er ein Bad einlaufen. Das erste seit … Er wusste nicht wie vielen Jahren.

Das Wasser floss rostrot aus dem Hahn, er musste es lange laufen lassen, bis es klar wurde.

In einem Porzellangefäß fand er blaugrünes Badesalz. Es war so zusammengepappt, dass er es ganz in die Wanne stellte, in der Hoffnung, dass es sich auf löste.

Sabu schlief und ließ sich weder durch das Rauschen des Wassers noch durch das Pfeifen der Wasserleitung stören. Schoch zog sich aus, wickelte das Badetuch um die Hüften und brachte seine Kleider ins Erdgeschoss. Dort hatte er eine Waschküche gesehen, als sie angekommen waren.

Die Waschmaschine war ein altes Modell, aber nicht viel älter als die, die er von den gemeinnützigen Waschgelegenheiten her kannte. Er fand sogar die angefangene Packung eines Waschpulvers, das es längst nicht mehr gab. Es war zu einem einzigen Stück verklumpt, aber es gelang ihm, ein wenig davon abzubrechen. Er setzte die Maschine in Gang und fuhr wieder in die obere Etage hinauf.

Sabu schlief noch immer.

{120}Die Badewanne war voll, das Badesalz fast aufgelöst, das Wasser hatte dessen blaugrüne Farbe angenommen und roch altmodisch gut.

Er legte das Badetuch auf einen Badezimmerhocker und brauchte eine ganze Weile, bis er seinen Körper an das zu heiße Wasser gewöhnt hatte und er sich setzen und schließlich hinlegen konnte.

Den Kopf zurückgelehnt, die Augen geschlossen, ließ er die unruhigen Hände schwimmen, wie er es als Kind getan hatte.

Wie viel hätte er als Junge gegeben für einen kleinen lebenden rosa Elefanten, der leuchtete in der Nacht! Er hatte nur ein Meerschweinchen besessen. Johnny. Er stellte sich nach einem Jahr als Weibchen heraus und starb kurz darauf. An Herzverfettung, wie sein Vater behauptete. Wenn er ehrlich war, war Schoch über das frühe Ableben nicht unglücklich gewesen. Er musste den Stall nicht mehr ausmisten, und seine Mutter lag ihm nicht mehr wegen des Gestanks in den Ohren.

Schoch erwachte, weil das Wasser kühl geworden war. Er ließ heißes nachlaufen und wusch sich mit der bröckelnden Seife. Auch für Haare und Bart musste er sie benutzen, Shampoo hatte er keines gefunden.

Als er aus dem Bad gestiegen und der Wasserspiegel gesunken war, hatte sich ein dunkler Rand festgesetzt. Schwärzer noch als der aus seiner Jugend.

Er schrubbte das Bad mit einer Wannenbürste, die bei dieser Prozedur einen großen Teil ihrer Borsten verlor.

Plötzlich hörte er hinter sich ein seltsames Geräusch. Etwas zwischen Quietschen, Piepsen, Fiepen. Er wandte sich {121}um. Hinter ihm stand Sabu mit erhobenem Rüssel und gestellten Ohren und sah den nackten Mann an.

Schoch setzte den Stöpsel wieder in den Abfluss der Badewanne und ließ nochmals zehn Zentimeter Wasser einlaufen. Dann hob er Sabu auf und stellte sie ins Wasser.

Nur einen kurzen Moment stutzte sie. Dann tauchte sie den Rüssel ins Wasser und duschte sich den Rücken.

{122}34
Am selben Tag

Schoch war bei seiner Suche nach etwas, das er anziehen konnte, auf das Elternschlafzimmer gestoßen. Es war doppelt so groß wie das Zimmer, in dem er übernachtet hatte, besaß ein Bad mit einem Jacuzzi und einen begehbaren Schrank, der zu zwei Dritteln mit Damenkleidern und zum Rest mit Herrenanzügen gefüllt war.

Er nahm einen Anzug von der Kleiderstange und hielt ihn in die Höhe. Ein unbestimmtes Grau, dreiteilig. Er legte ihn auf das riesige Doppelbett, nahm das Jackett vom Bügel und probierte es an.

Valeries Vater musste etwa gleich groß wie er gewesen sein. Aber viel dicker. Das Jackett hing an Schoch herunter wie ein Clownskostüm. Früher hätte es ihm gepasst.

Schoch fand ein paar Hosenträger und probierte die Hose an. Der gleiche clowneske Effekt, aber bis seine eigenen Kleider trocken waren, ging es. Das gestreif teHemd, das er wählte, sah mit hochgekrempelten Ärmeln akzeptabel aus.

Die Socken passten. Nur die kaum getragenen Wildlederschuhe waren ihm viel zu klein. Er musste mit seinen ausgelatschten Sneakers vorliebnehmen.

So gekleidet machte er einen Rundgang durch das große Haus. Im Erdgeschoss befanden sich ein Wohnzimmer und {123}ein Esszimmer, beide mit französischen Fenstern, die vermutlich auf eine Terrasse hinausgingen. Auch hier waren die Vorhänge zugezogen und die Läden geschlossen.

Im rechten Winkel zu den beiden großen Räumen lagen kleinere – eine Bibliothek, ein Salon, der als Fernsehzimmer benutzt worden war, ein Billardzimmer und etwas, das aussah wie ein Jagdsalon. Auch hier zeugten helle Stellen auf der Täfelung davon, dass Trophäen abgeschraubt worden waren. Offenbar hatten hier ebenfalls viele Bilder gehangen, aus den hellen Vierecken mit Nägeln am oberen Rand zu schließen.

In zwei Vitrinen waren Jagdwaffen aufgereiht. Beide waren abgeschlossen. Aber die Schränke daneben waren unverschlossen. Sie enthielten Jagdliteratur, Becher und Pokale von Schützenfesten, eine Sammlung von Humpen und Schnapsgläsern mit Jagdmotiven und Stapel gerahmter Schwarzweißfotos von Jagdgesellschaften vor ihrer Strecke. Auf jedem war ein manchmal dicker, manchmal schlanker, meistens breit lächelnder Mann zu sehen, wahrscheinlich Valeries Vater.

Der Inhalt dieser Schränke war unordentlich eingeräumt und stammte wohl aus den leeren Vitrinen und Regalen im Raum.

Einer der Schränke enthielt eine Hausbar voller Gläser in allen Formen und Größen. Zuunterst war ein kleiner Kühlschrank eingebaut, dessen Tür von einem eingeklemmten Lappen ein wenig offen gehalten wurde. Darüber gab es einen

Humidor, in dem noch ein paar Dutzend Zigarren lagen.

Im Regal über den Gläsern waren Flaschen aufgereiht. {124}Angebrochene und noch verschlossene mit Single Malt, Gin, Wodka, Likören und Obstschnäpsen.

Schoch schloss den Schrank und setzte seinen Rundgang fort.

In der Bibliothek gab es ein ganzes Regal mit Jagdliteratur. *Die Magie der Jagd, Vor und nach der Jägerprüfung, Jägerwege, Auf Großwildjagd in Afrika.* Auf dem Umschlag des letzteren Bandes war eine Elefantenkuh mit ihrem Kalb abgebildet. Schoch nahm es mit. Vielleicht konnte er etwas lernen.

Im kleinen Salon stieß er auf einen schmiedeeisernen Zeitschriftenständer. Er blätterte in den Illustrierten und Magazinen. Alle waren aus dem Jahr 1997, die meisten an eine Frau Johanna Sommer adressiert. Wohl Valeries Mutter.

Die Küche sah aus wie die eines Restaurants: große Edelstahlarbeitsflächen, Herde mit Gas- und Elektrokochstellen, mehrere Kühlschränke, alle mit Lappen versehen, die dafür sorgten, dass sie offen blieben und innen nicht schimmelten. Ein Anrichteraum mit zwei Durchreichen gehörte dazu und ein kleiner Personalraum mit einer Garderobe und einer Toilette. In einem der Spinde hing die Arbeitskleidung eines Kochs, in einem anderen eine Servierschürze und ein gestärktes Häubchen.

Von dem Korridor, der in die Wirtschaftsräume und die Garage führte, ging eine Treppe hinunter. Unten befand sich der technische Raum mit einer großen Ölheizung. Daneben gab es noch eine Tür. Schoch öffnete sie und machte Licht.

Er befand sich in einem geräumigen Weinkeller. Die {125}Regale waren zu zwei Drittel leer. Aber noch immer lagerten hier schätzungsweise dreihundert Flaschen Wein. Fein säuberlich angeordnet nach Anbaugebiet, Domaine und Jahrgang.

Schoch blieb nicht lange. Aber lange genug, um festzustellen, dass keine Flasche jünger als zwanzig war.

Sabu stand bei der Tür, als er zurückkam, als hätte sie auf ihn gewartet. Schoch kauerte sich zu ihr hinunter. Sofort umwickelte der kleine Rüssel seinen Zeigefinger, zog ihn mit erstaunlicher Kraft heran und nahm ihn ins Maul.

»Ich weiß, zweites Frühstück«, sagte Schoch, befreite den Finger und ging zur Kommode, auf der Valeries Einkäufe standen. Aus einer der Thermosflaschen füllte er ein Fläschchen bis zu der Markierung, die Valerie ihm gezeigt hatte, und hielt Sabu den Sauger hin. Sie begann sofort gierig zu trinken.

»Auch durstig«, murmelte Schoch.

{126}35

Am selben Tag

Valerie nutzte die erstbeste Gelegenheit, um sich von der Arbeit im Tierspital abzusetzen und zu recherchieren. Sie fand nichts über Forschungsprojekte zur Miniaturisierung und gleichzeitigen Einfärbung zu leuchtenden Tieren. Auch zu der Frage, an welche Organisation sie sich mit dem Problem Sabu wenden könnte, wurde sie nicht fündig. Aber sehr bald stieß sie auf eine Krankheit, die in der Humanmedizin »mikrozephaler osteodysplastischer primordialer Zwergwuchs Typ II« hieß. Es handelte sich um eine Krankheit, deren Ursache in einem Problem mit dem Eiweiß liegt, das für die Zellteilung verantwortlich ist. Ein ähnliches Eiweiß springt für das kranke ein, aber der Mensch bleibt klein.

Es gab ausgewachsene Menschen mit dieser Krankheit, die nicht größer waren als sechsundfünfzig Zentimeter. Aber Valerie fand keine Hinweise darauf, dass davon auch Tiere betroffen sein konnten.

Sie wurde zu einem Notfall gerufen: Eine sehr elegante, sehr aufgelöste Dame hatte in ihrer Garageneinfahrt ihren eigenen Scottish Terrier überfahren. Das Tier hatte beide Hinterläufe und zwei Wirbel gebrochen und musste eingeschläfert werden. Sie gab der Frau ein Beruhigungsmittel, und weil diese danach ihren Porsche nicht mehr selbst nach {127}Hause fahren konnte, musste sie ihr Gesellschaft leisten, bis der Fahrer der Firma, der ihr Mann vorstand, eingetroffen war und sie nach Hause chauffierte.

Als sie endlich wieder an ihren Bildschirm zurückkehren konnte, schwor sie sich, ihr Pensum in der Tierklinik auf vierzig Prozent zu reduzieren und das als Gassentierärztin auf sechzig zu erhöhen. Sie las sich wieder ins Thema primordialer Zwergwuchs ein.

Dabei erfuhr sie, dass die von der Krankheit Betroffenen eine niedrige Lebenserwartung besaßen. Ihre Blutgefäße bildeten Ausstülpungen oder Verengungen, was oft zu Hirnblutungen oder Schlaganfällen führte.

Die Nachricht stimmte sie gleichzeitig traurig und hoffnungsvoll.

{128}36

Am selben Tag

Schoch brachte die Flaschen aus der Hausbar in den Weinkeller, schloss ab und steckte den Schlüssel in die Hosentasche. Er hatte vor, ihn Valerie zu geben. Zur Sicherheit.

Er gab gerade Sabu das Fläschchen und filmte sie dabei, als Valerie zurückkam. Sie wusste nicht, ob sie befremdet oder amüsiert sein sollte, als sie ihn im Anzug ihres Vaters sah. Sie entschied sich dafür, die Sache zu übersehen.

»Sie ist kein Bulle«, eröffnete er ihr.

»Hast du nachgeschaut?«

Er nickte. »Da ist nichts in einer Hautfalte.«

»Umso besser.«

Schoch widersprach. »Nein, nicht besser. Elefanten sind matrilinear. Die weiblichen bleiben immer bei der Mutter und werden von ihr geprägt. Steht dort drin.« Er deutete mit dem Kinn zu dem Großwildjagdbuch, das er auf dem Bett liegen hatte.

»Und wie es aussieht, bin ich jetzt die Mutter.« Er lächelte zu Sabu hinunter, die heftig am Fläschchen zog. »Ich kann doch nicht für den Rest meines Lebens hier Verstecken und Elefantenkuh spielen.«

»Das musst du auch nicht. Sie wird wohl nicht sehr alt werden.« Angesichts seiner Reaktion wünschte sie, sie hätte es ihm etwas schonender beigebracht.

{129}»Wie kommst du auf den Quatsch?«, fragte er empört.

»Ich habe mich über diese Form von Zwergwuchs informiert. Nicht die, bei der die Neugeborenen normal geboren werden und disproportional wachsen und als Erwachsene aussehen wie …«

»Liliputaner«, ergänzte Schoch. »So hat man sie früher genannt. Sondern welchen?«

»Den mikrozephalen osteodysplastischen primordialen Typ II. Den, bei dem die Menschen bereits sehr klein auf die Welt kommen und sehr langsam, aber proportional wachsen und am Schluss aussehen wie Miniausgaben des Originals. Den, der auf Sabu zutrifft.«

»Und weshalb sagst du, dass sie nicht lange leben wird?«

»Menschen mit dieser Krankheit sterben oft jung.«

»Sabu ist kein Mensch.«

»Ich will damit bloß sagen: Falls du an der Entscheidung nagst, ob du Sabu … wie soll ich sagen … adoptieren willst, es wäre keine Lebensentscheidung.«

Sie sahen beide Sabu zu, wie sie mit leicht zur Seite geneigtem Kopf und erhobenem, weggedrehtem Rüssel am Fläschchen saugte.

»Wie alt ist sie etwa?«

»Sie hat noch Babyproportionen. Ich glaube nicht, dass sie viel älter als ein Jahr ist.«

Schoch sah Sabu prüfend an.

»Du könntest hier wohnen«, schlug Valerie vor.

»Und was tu ich den ganzen Tag alleine in diesem Riesenhaus?«

»Du wärst ja nicht allein.«

Sabu hatte die Flasche leer. Schoch stellte sie weg und {130}begann, sie mit Karottenstücken zu füttern. Er legte eines in die flache Hand, und Sabus Rüssel holte es sich und steckte es ins Maul.

»Wie viele Muskeln besitzt der Mensch?«, fragte Schoch.

»Wenn ich mich richtig erinnere, etwa sechshundertfünfzig.«

»Der Elefant etwa vierzigtausend. Allein im Rüssel. *Vierzigtausend!*«

»Denk darüber nach.«

»Was tu ich dann den ganzen Tag?«

»Was tust du denn jetzt den ganzen Tag?«

Schoch überlegte.

Valerie ermunterte ihn. »Das wäre doch eine Aufgabe.«

»Eben.«

Er sah, dass Valerie auf eine Erklärung wartete, und lieferte sie: »Das ist es genau, was ich nicht will. Eine Aufgabe. Glaubst du, ich wäre obdachlos, wenn ich eine Aufgabe wollte? Einer wie ich, der will kein Obdach und keine Aufgabe. Jemand wie ich will nur eines: seine Ruhe!«

Valerie, die gern das letzte Wort hatte, sagte: »Die hättest du hier.«

Als sie gegangen war, fiel ihm ein, dass er ihr den Schlüssel zum Weinkeller hatte aushändigen wollen.

{131}37
16. Juni 2016

Schoch erwachte kurz nach zwei Uhr nachts, weil Sabu ihn weckte. Es waren die seltsamen hohen Trompetentöne, die sie ausstieß, wenn sie gefüttert werden wollte.

Er hatte bis spät in der Nacht von seinem improvisierten Bett aus die schlafende Sabu beobachtet und über den Vorschlag von Valerie nachgedacht. Darüber musste er eingeschlafen sein, und er erinnerte sich nicht, ob er zu einer Entscheidung gekommen war.

Er lag noch immer auf der Seite mit Blick auf das Körbchen. Es war leer. Und etwas drückte gegen seinen Bauch.

Sabu lag auf der Seite, den Kopf auf das gebeugte rechte Vorderbein gelegt, den Rüssel ein wenig nach innen gebogen und den Rücken an seinen Bauch geschmiegt.

Sie musste gespürt haben, dass Schoch wach war, denn sie hob den Kopf ein wenig und öffnete die Augen. Ihre Blicke begegneten sich. Sabu brachte den Kopf wieder in die ursprüngliche Lage, schloss die Augen und schlief weiter.

Schoch verzichtete darauf, das Licht zu löschen, legte die Hand auf den kleinen Körper und war auch bald wieder eingeschlafen.

Beim zweiten Mal erwachte er davon, dass jemand im Zimmer war. Valerie. Sie hatte ihre Einkaufstaschen {132}abgestellt und war dabei, mit ihrem Handy die Idylle zu fotografieren.

Schoch zog vorsichtig den Bettüberwurf weg, der ihm als Decke diente, und stand auf.

Valerie machte ein Video von ihm, wie er zerzaust in Hemd und Hose, beides viel zu weit und zerknittert, vor dem winzigen rosa Elefanten stand. »Das ist garantiert das erste Mal, dass in diesen Kleidern geschlafen wurde.«

»Nachher zieh ich mich um. Meine Sachen müssten trocken sein.«

Valerie steckte das Handy weg und begann, die Lebensmittel für Sabu und Schoch auszupacken. »Hast du es dir überlegt?«, fragte sie. Es sollte beiläufig klingen.

Schoch nickte.

»Und?«

»Ich tu’s«, murmelte er. Und rasch fügte er hinzu: »Vorläufig.«

{133}38
17. Juni 2016

Am nächsten Morgen war Sabu verschwunden.

Als Schoch erwachte – er schlief durch, seit er nicht mehr trank –, war das Hundekörbchen leer. Sie lag auch nicht davor oder daneben.

Er stand auf und begann zu suchen. Im Schlafzimmer war sie nicht zu sehen. Im Badezimmer auch nicht. Den Raum konnte sie nicht verlassen haben.

Oder doch? Konnte es sein, dass er in der Nacht im Halbschlaf die Badezimmertür mit der Zimmertür verwechselt hatte und Sabu unbemerkt hinter ihm hinausgeschlüpft war?

Unbemerkt? Ein rosa leuchtender Elefantenzwerg?

Dennoch öffnete er die Tür, machte Licht und sah sich in der Diele um. Nichts.

Schließlich entdeckte er sie unter dem Bett. Ganz zuhinterst stand sie bockstill. Wie damals bei ihrer ersten Begegnung in seinem Fluss-Bett. Ein Spielzeug außer Reichweite.

»Komm, Sabu«, rief er.

Aber sie rührte sich nicht. Sie hielt den Kopf gesenkt, ihr Rüssel bildete eine senkrechte Linie und zuunterst einen kleinen Haken.

Schoch ging ins Bad. Danach schlüpf teer in den {134}geräumigen Schlafrock von Valeries Vater und sah wieder unter das Bett. Das gleiche Bild. Eine kleine rosa leuchtende Elefantenstatue.

Er ging hinunter in die Küche und wärmte den vom Vortag übriggebliebenen Kaffee auf. Dann rührte er Sabus Ersatzmilch für den Tag an, schnitt Apfel- und Karottenstücke, toastete zwei Scheiben Brot, bestrich sie mit Honig, räumte alles auf ein Tablett und ging zurück in die obere Etage.

Sabu befand sich jetzt mitten im Zimmer. Sie hatte seine Hose, sein Hemd und seine Wäsche, die vom Polstersessel herunterhingen, erreicht und im Zimmer verteilt. Sie hatte die Ohren gestellt und schlenkerte mit dem Rüssel.

So klein wie sie war, es gelang ihr, bedrohlich auszusehen.

Als er an diesem Abend Valerie davon erzählte, sagte sie: »Sie will sich Respekt verschaffen. Ich habe Schoßhündchen erlebt, die glaubten, sie seien große böse Hunde. Und weißt du was? Ihre Herrchen glaubten es zum Schluss auch.«

Schoch nickte. »Das gibt es auch bei Menschen. Hab ein paar davon kennengelernt.«

»Über dein früheres Leben musst du mir bei Gelegenheit erzählen.«

»Bei Gelegenheit.« Und nach einer Pause: »Glaubst du, sie weiß nicht, dass sie klein ist?«

Valerie dachte nach. »Nein. Sie hat ja keinen Vergleich. Aber bestimmt fühlt sie sich wie ein Elefant. Stolz wie ein Elefant. Angsteinflößend wie ein Elefant.

Würdevoll wie ein Elefant.«

{135}»Und sie findet, dass wir ihr den Respekt nicht entgegenbringen, den man einem Elefanten schuldet.«

»Tun wir ja auch nicht.«

Von nun an veränderte sich ihre Beziehung. Valerie und Schoch begegneten Sabu mit der Scheu, die man einem so unwirklichen Wesen entgegenbringt, und überließen ihr die Initiative, ob sie zutraulich, reserviert, verspielt oder seltsam sein wollte.

Schoch kam die Bereinigung seines Verhältnisses zu dem kleinen Elefanten nicht ungelegen. Es verschaffte ihm die Möglichkeit, etwas mehr zu lesen. Denn er hatte nach all den Jahren das Lesen wiederentdeckt.

Valerie hatte ihm alles, was sie über Indische Elefanten fand oder bestellen konnte, mitgebracht. Auch eine Lesebrille hatte sie ihm gekauft. Besser gesagt, zwei. Die erste war zu schwach gewesen. Er hatte eine mit eins Komma fünf bestellt. Das hatte er immer gehabt, eins Komma fünf. Es hatte sich dann herausgestellt, dass er inzwischen eine mit drei brauchte. Neun Jahre hatte er praktisch nicht mehr gelesen.

Er las nicht nur Elefantenfachliteratur. Er konnte sich einen Cocktail aus allem zusammenstellen, was er in der seltsamen Bibliothek der Villa fand. Unberührte Luxusausgaben großer Klassiker, deutsche Übersetzungen internationaler Bestseller aus den achtziger und neunziger Jahren und das Gesamtwerk von Annette von Droste-Hülshof f.

Als Leseraum hatte er sich die Waschküche ausgesucht. Sie besaß ein vergittertes Fenster, das er öffnen konnte, weil es von einem großen Kirschlorbeer abgeschirmt war. Wenn man so lange im Freien gelebt hatte wie Schoch, brauchte {136}man manchmal frische Luft und Tageslicht. Dazu kam, dass der Boden aus Klinker war und zwei Abflüsse besaß. Er konnte ihn nach der Lesezeit mit dem Schlauch abspritzen. Denn Sabu, die ihm beim Lesen Gesellschaft leistete, machte tatsächlich keine Anstalten, stubenrein zu werden.

Sabu hatte begonnen, ihre Essenszeiten selbst zu bestimmen. Sie verweigerte immer wieder die Flasche zu den regelmäßigen Zeiten und forderte sie, wann immer sie Appetit hatte. Manchmal versuchte Schoch, sie zu ignorieren, aber sie wurde aufsässig, machte ihre seltsamen Geräusche, stupste ihn mit der Stirn und ließ nicht locker, bis er sein Buch weglegte und sie fütterte.

Er selbst hielt sich an seine Essenszeiten. Um zwölf kochte er eine Kleinigkeit für sich. Sein Repertoire war nicht groß, aber es umfasste Tomatenspaghetti, verschiedene Eierspeisen, gebratenen Fleischkäse, Bratwurst und so weiter.

Während er kochte, vergnügte sich Sabu in der Küche entweder mit einem roten Gummiknochen, den Schoch in einem Abstellraum gefunden hatte, wo noch andere Hundeutensilien verstaut waren, drehte ihre feierlichen Runden oder nahm ihre meditativen Posen ein.

Nach vier Uhr begannen die Uhren langsamer zu gehen. Jetzt begann die Zeit, in

der er den Alkohol am meisten vermisste. Er hatte keine Entzugserscheinungen, wenn man das leichte Zittern der Hände als das bezeichnete, was es war: Nervosität.

Aber es quälte ihn wieder das Symptom, das ihn zum Trinker gemacht hatte: die verdammte Langeweile.

{137}39
18. Juni 2016

Am Mittag machte Schoch sich eine Käseschnitte mit Schinken und Ei. Die Idee war ihm zufällig gekommen. Er hatte in einem der vielen Geschirrschränke eine Gratinschale entdeckt, wie er sie aus früheren Zeiten kannte: außen orange, innen weiß glasiert. In solchen Gefäßen wurden früher im Speisewagen die Käseschnitten serviert. Im selben Augenblick, als er sie entdeckte, konnte er sie riechen und schmecken. Sein Entschluss stand fest: Heute gab es Käseschnitte.

Er heizte den Backofen vor, schnitt eine große Scheibe Brot ab, legte eine Tranche Schinken darauf und drei Scheiben Emmentaler Käse.

Schoch überlegte kurz und ging dann durch den Korridor zur Treppe, die zum technischen Raum führte. Er öffnete die Tür zum Weinkeller, wählte eine Flasche Weißwein, zufällig gab es einen Aigle les Murailles, wie er ihn damals im Speisewagen zur Käseschnitte bestellt hatte.

In der Küche entkorkte er die Flasche, goss ein wenig Wein in einen Teller, räumte Schinken und Käse von der Brotscheibe, legte das Brot hinein und ließ es sich vollsaugen. Dann kam alles zurück in die Gratinschale und in den Ofen.

Er erhitzte etwas Butter in einem Bratpfännchen und {138}schlug zwei Eier hinein. Als sie durchgebraten waren, nahm er die Käseschnitte aus dem Ofen, ließ die Spiegeleier draufgleiten und trug sein Mittagessen zum Tisch.

Der Käse war gelbglänzend unter dem Ei herausgelaufen und brutzelte am Rand der Glasur. Die dünnsten Stellen des Eiweiß schimmerten bläulich, und die Butter hatte die Ränder der Spiegeleier knusprig gebraten. Vom Schinken war kaum etwas zu sehen.

Und der Duft! Geschmolzener Käse und gebratener Schinken und heiße Butter und – Weißwein.

Auf Alkohol zu verzichten war kein Problem. Als Getränk. Als Gewürz schon.

Das Symptom Langeweile stellte sich an jenem Tag bereits nach dem Mittagessen ein. Die Aussicht, die Zeit bis zum Abend ohne menschliche Gesellschaft verbringen zu müssen, machte ihn kribbelig.

Er versuchte, eine Siesta zu halten, gab aber rasch auf und verließ das Zimmer.

»Kommst du mit?«, fragte er Sabu.

Sie stand mitten auf dem Teppich und schlenkerte den Rüssel stereotyp von links nach rechts und von rechts nach links.

Er ließ sie stehen und begann, im Haus umherzutigern.

Kurz nach halb drei Uhr entschloss er sich zu einer Dosis des einzigen Psychopharmakons, das gegen diese Symptome half.

Keine halbe Stunde nach der Verabreichung war er entspannt. Er ging hinauf zu Sabu. Auch sie war besser drauf. Sie hatte aufgehört, mit dem Rüssel zu schlenkern,

und kam auf ihn zu, als er das Zimmer betrat.

{139}Er spielte ein wenig mit ihr und filmte sie dabei. Danach ging er wieder runter in den Weinkeller.

Auf dem Weg zurück kam ihm eine Idee: Auf einem seiner Streifzüge durch das Haus hatte er im Abstellraum mit den Hundesachen eine Tasche gesehen, wie man sie für Schoßhündchen benutzte. Er fand sie wieder und nahm sie mit ins Schlafzimmer.

Sie war aus etwas abgenutztem dunkelblauem Wildleder, hatte einen langen Schulterriemen und war mit goldenen Nieten verziert. An beiden Schmalseiten war das Leder perforiert. An einer der Längsseiten gab es ein Fenster aus Plastik, das etwas gelb und blind geworden war.

Schoch öffnete den Reißverschluss, setzte Sabu hinein und spazierte auf und ab.

Er wusste nicht, ob es ihr gefiel oder ob es für sie zu sehr schwankte, jedenfalls legte sie sich sofort hin.

Schoch stellte die Tasche auf die Kommode. Durch das Sichtfenster war kaum etwas zu erkennen, aber wenn Sabu so da lag und ihre Haut den Kunststoff berührte, sah das nicht aus wie ein Hund.

Die richtige Menge Weißwein fördert bekanntlich die Kreativität, denn er hatte wieder eine Idee. Er hängte sich die Tasche um und ging zu dem begehbaren Schrank im Elternschlafzimmer. Dort, bei den Damenkleidern, hatte er mehrere Pelze gesehen. Er entschied sich für eine einfache schwarze Persianerstola und nahm sie mit.

Nach einem weiteren Fläschchen für beide saß er im Tram Richtung Stadt, auf dem Schoß die Hundetasche mit seinem Zwergpudel. Zum Sieben-Uhr-Fläschchen würde er längst zurück sein.

{140}
40
Am selben Tag

Bolles alter Schlafplatz war okay gewesen. Tiefgarage, nachts kaum frequentiert, trocken, warm und in der Nähe der Orte, wo er sich gerne aufhielt. Einziger Nachteil: Tagsüber tolerierten sie ihn nicht. Das war für einen, der am Nachmittag ab und zu ein Nickerchen brauchte, ein Problem. In den Notschlafstellen durf teman tagsüber nicht pennen, und auf Parkbänken, in Hauseingängen und an Tramhaltestellen wurde man gestört.

So gesehen war Schochs Verschwinden ein großer Glücksfall. Dass er rechtzeitig davon erfuhr, hatte hingegen nichts mit Glück zu tun. Das hatte er seinem Netzwerk zu verdanken. Er kannte jeden und jede in der Randständigenszene. Und er pflegte diese Beziehungen. Er besuchte die einschlägigen Treffpunkte, tauschte da ein paar Worte aus, ließ dort einen lustigen Spruch fallen und achtete darauf, dass man ihn mochte. Dieser Beziehungspflege hatte er zu verdanken, dass er von Schochs Schlafplatz erfuhr. Und davon, dass er frei geworden war.

Bolle trank einen Kaffee im Aufenthaltsraum des Wohnheims der Heilsarmee. Neben ihm saß Karlheinz und nuckelte an einem Pfefferminztee. Beide schwiegen. Bis Furrer, der Verwalter, hereinkam, durch den Raum ging, den paar Gästen zunickte und im Büro verschwand.

{141}»Jetzt muss er noch mehr Gerümpel aufbewahren«, murmelte Karlheinz.

»Warum?«, fragte Bolle.

»Auch noch das von Schoch.«

Nochmals fragte Bolle: »Warum?«

»Der ist verschwunden.«

»Seit wann?«

»Weiß nicht. Giorgio, der mit den drei Hunden …«

»Ja, ja, ich weiß schon. Er hat drei Hunde …«

»Der hat seine Sachen in seinem Schlafplatz gefunden. Sonst nimmt er die immer mit am Morgen.«

»Wo ist denn sein Schlafplatz?«, wollte Bolle wissen.

»Keine Ahnung. Aber er muss super sein. So lange, wie der dort schon pennt.«

Später hatte Bolle Lilly gefragt, die Fixerin, die mit den Hündelern herumhing. Er hatte es so eingerichtet, dass sie ihn um eine Zigarette anbettelte, was nicht schwierig war, sie bettelte immer alle um eine Zigarette an. Er gab ihr ein halbes Päckchen und fragte beiläufig, ob sie wisse, wo Giorgios Schlafplatz sei.

Es kostete ihn schließlich ein ganzes Päckchen plus fünf Franken, bis sie es ihm verriet.

Noch am selben Tag packte er seinen Rucksack und ging zu der Stelle, die sie ihm beschrieben hatte. Er fand Giorgios Höhle, obwohl sie gut getarnt war durch allerlei

Büsche und Gras. Von dort aus ging er noch etwas weiter und fand auch die von Schoch. Etwas weniger gut verborgen, die Büsche davor waren etwas zerzaust, etwas kleiner und niedriger, aber sie war trocken und gemütlich. Und Toilette und fließend Wasser vor der Tür, wie er für sich witzelte.

{142}Es roch etwas seltsam, wie in einem Stall, auf dem Sandboden gab es Stellen, die aussahen, als hätte jemand Suppe verschüttet, und überall lagen trockene Zweige und Heu herum.

Aber für einen, der in seinem letzten regulären Job Teamleiter in einer Büroreinigungsmannschaft gewesen war, stellte das kein Problem dar. Er bündelte die herumliegenden Zweige zu einem Handbesen und wischte den Dreck zur Höhle hinaus. Dann breitete er seine Schlafmatte aus, entrollte den Schlafsack, schlüpf te hinein, nahm eine Dose Bier aus dem Rucksack und stieß mit sich auf seinen neuen Schlafplatz an.

Sein einziger Nachteil war die Distanz. Vom Bahnhof aus brauchte er, je nach Alkoholpegel, fünfzehn bis zwanzig Minuten. Ein bisschen viel Aufwand für ein Mittagsschläfchen. Aber laufen, sagte er sich, ist bekanntlich gesund. Und er brauchte nicht jeden Tag eine Siesta.

Aber gleich am ersten Nachmittag nach der Annexion von Schochs Schlafplatz brauchte er doch eine. Er hatte diese glückliche Wendung in seinem Leben etwas ausgiebig gefeiert und musste sich aufs Ohr legen, wenn er am Abend wieder unter die Leute wollte.

So ging er, ab und zu ein wenig torkelnd und in ein halblautes Selbstgespräch vertieft, auf dem Uferweg in Richtung seines neuen Zuhauses. In ein paar Schrebergärten nutzten die Pächter den regenfreien Nachmittag für etwas Gartenarbeit. Aber im Westen lauerten schon die schwarzen Wolkentürme.

Etwa auf der Höhe von Giorgios Höhle stand eine Sitzbank. Auf dieser musste er sich einen Moment ausruhen.

{143}Bolle starrte in den braunen, schnellen Fluss, der seinen Unfug trieb mit dem Treibgut, das er mitführte, und nickte ein.

Ein Windstoß weckte ihn. Die Wolkentürme waren näher gerückt. Er ging die letzten hundert Meter weiter zu der Stelle, an der er den Uferweg verlassen und wo er das letzte Stück an der steilen Böschung weitergehen musste.

Vielleicht, dachte Bolle, ist das ein zweiter Nachteil des neuen Schlafplatzes: der Zugang. Wenn er eins über den Durst getrunken hatte, war der nicht ganz ungefährlich. Und eins über den Durst zu trinken war bei ihm – wenn er ehrlich war – nicht gerade eine Seltenheit.

Er war jetzt genau unter der Höhle und begann, auf allen vieren hinaufzukrabbeln. Zweimal rutschte er wieder ein Stück weit runter. Als er endlich so weit oben war, dass er an den Büschen vorbei in die Höhle hineinblicken konnte, sah er, dass jemand drin war.

Schoch!

Er wandte ihm den Rücken zu, kauerte am Boden und sprach mit jemandem.

Jetzt kam die rechte Hand, die vom Körper verdeckt gewesen war, zum Vorschein. Sie hielt ein Stück Fell und legte es auf den Boden.

Bolle wollte sich bemerkbar machen, aber was er jetzt sah, ließ ihn verstummen:

Hinter Schochs Silhouette kam etwas hervor, das aussah wie ein winziger Elefant. Er war rosarot, bewegte sich und – leuchtete schwach im Halbdunkel der Höhle!

Bolle rieb sich mit der flachen Hand über Stirn und Augen, schüttelte den Kopf wie ein nasser Hund und wandte sich ab.

{144}Halb rutschend, halb rennend flüchtete er vor seiner Vision. Als er den Uferweg erreicht hatte und mit hüpfendem Rucksack zur Stadt zurückeilte, hatte er nur einen Gedanken: Aufhören zu saufen!

{145}Zweiter Teil

1

28. Januar 2015

Kaung stand mit gesenktem Kopf im Direktionswagen. Pellegrini und Reber saßen in der Sitzgruppe, Roux stand mit rotem Kopf dicht vor Kaung und beschimpf teihn.

»Schwachkopf! Du ruinierst ein wissenschaftliches Experiment, das das Vielfache kostet von dem, was du in deinem ganzen Leben verdienst! Vollidiot!«

Reber nutzte die Pause, die Roux brauchte, um Luft zu holen. »Hören Sie doch auf. Das bringt den Fötus nicht zurück.«

Roux beachtete ihn nicht. »Was hast du dir dabei gedacht, Trottel?«

Kaung sagte etwas. So leise, dass Roux es nicht verstand.

»Was?«, brüllte er.

Etwas lauter antwortete Kaung: »Baby war tot.«

»Für die Wissenschaft war es das nicht! Für die Wissenschaft war es erst tot, als es wie Müll verbrannt wurde!«

»Entschuldigung«, murmelte Kaung zum wiederholten Mal.

»Das nützt mir nichts, deine Entschuldigung! Die kann ich mir nicht unters Mikroskop legen! Die kann ich nicht {146}chemisch analysieren! Nicht einmal den Arsch wischen kann ich mir mit deiner Entschuldigung!«

Reber erhob sich. »Kommen Sie, Kaung. Gehen wir nach den Elefanten schauen.«

Der Oozie sah unsicher zu seinem Chef. Pellegrini nickte ihm zu.

»Und ich komme mit«, schnaubte Roux und folgte den beiden.

Als sie den Stall betraten, bewegten sich die Kühe und rasselten mit den Fußketten. Das Kalb von Trisha war frei und stand neben seiner Mutter. Es war über ein Jahr alt und konnte nicht mehr unter ihr stehen. Fahdi, der Bulle, befand sich in einer separaten Box.

Reber bemerkte knapp zu Roux: »Sie dürfen hierbleiben, wenn Sie sich ruhig verhalten und die Tiere nicht verrückt machen. Sonst muss ich Sie bitten, den Stall zu verlassen.«

»Keine Angst«, schnappte Roux, »es ist nicht das erste Mal, dass ich mich in der Nähe von Elefanten aufhalte.«

Sie gingen zuerst zu Rupashi, der Elefantenkuh, die im zweiundzwanzigsten Monat trächtig war. Sie war vom Team von Dr. Horàk künstlich inseminiert worden und hatte bisher eine problemlose Tragezeit durchgemacht.

Geburtstermine sind bei Elefantenkühen schwer vorauszusagen. Sie zeigen kaum Symptome und sind fit bis kurz vor der Geburt. Kaung war der Meinung, dass sie in

einer knappen Woche werfen würde, und Reber neigte dazu, ihm zu glauben, denn er hatte schon die Geburt von Trishas Baby fast auf den Tag genau vorausgesagt.

Trotzdem wollte Reber eine Ultraschalluntersuchung machen. Kaung half ihm dabei.

{147}Alles sah normal aus bei Rupashi. Wahrscheinlich hatte Kaung recht mit seiner Prognose für nächste Woche.

Bei Sadaf, auch sie eine künstlich befruchtete Zuchtkuh, aber erst im zehnten Monat, war ebenfalls alles in Ordnung.

Reber begann, das Ultraschallgerät zusammenzupacken.

»Und Asha?« Es war Roux, der sich bis jetzt brav zurückgehalten hatte.

»Was ist mit ihr?«, fragte Reber.

»Ich will, dass Sie bei ihr auch einen Ultraschall machen.«

»Wozu?«

Roux gab keine Antwort, zog nur spöttisch die Augenbrauen hoch.

Reber verstand. »Ach so, Sie trauen mir nicht.« Er tauschte einen Blick mit Kaung.

»Sagen wir einmal, ich vertraue dem dort nicht.« Er deutete auf Kaung.

Reber überlegte kurz, dann winkte er den Oozie heran, und sie trugen die Geräte zu Asha hinüber. Roux folgte ihnen und beugte sich über den Bildschirm.

Reber schmierte Gel auf die faltige graue Haut und setzte den Schallkopf an.

Auf dem Bildschirm entstand Bewegung. Formen und Konturen, Flächen mit wechselnden Grautönen, Umrissen und Strukturen tauchten auf und verschwanden.

Minutenlang suchte Reber Ashas Flanke ab, und Roux sah über seine Schulter auf den Screen. Kaung beobachtete die Szene mit angehaltenem Atem.

»Sie geben Bescheid, wenn Sie genug gesehen haben«, bat Reber mit ruhiger Stimme.

{148}Roux ließ ihn noch ein paar Minuten weitersuchen, dann verließ er wortlos den Stall.

Als er sicher war, dass der Mann außer Hörweite war, fragte Kaung: »Wie das machen?«

Reber begann, die Gerätschaften einzupacken. »Etwas so Kleines«, erklärte er, »ist schwer zu finden.« Er lächelte. »Und leicht nicht zu finden.«

Jetzt erst sah Kaung, dass Reber Schweiß auf der Stirn hatte.

{149}

2

9. April 2015

Es war das erste Mal, dass Kaung sich mit den Pellegrinis in einem Loyalitätskonflikt befand. Er hatte ihnen viel zu verdanken. Vor allem Paolo Pellegrini, dem Vater.

Der alte Herr Direktor verstand zwar auch nicht besonders viel von Elefanten. Aber er verstand etwas von Menschen. Das hatte Kaung rasch gelernt: Um einen Zirkus zu leiten, war es wichtiger, etwas von Menschen zu verstehen als von Tieren. So erkannte man auch die Menschen, die etwas von Tieren verstanden.

Mit Carlo verbanden ihn nicht die gleichen Gefühle. Kaungs Loyalität galt dem Vater, dem Zirkus und den Elefanten. Deswegen plagte ihn auch das Gewissen nicht so sehr, dass er Carlo Pellegrini hinterging und ihn um einen Teil der Beiträge brachte, die Roux ihm eigentlich schuldete.

Kaung arbeitete wie jeden Tag mit den Tieren. Er brachte ihnen neue Kunststücke bei, half bei der Pflege des Babys von Trisha, einem Bullenkalb mit dem Namen Nilay, hatte ein Auge auf die beiden Trächtigen, Sadaf und Rupashi, und mehr als eines auf die offiziell nicht trächtige Asha.

Aber im Frühling dieses Jahres geriet das Geheimnis in Gefahr. Pellegrini erhielt eine Anfrage für eine weitere Leihmutterschaft.

{150}Die Anfrage kam wie gerufen, denn der Zirkus Pellegrini hatte eine flaue Saison hinter sich, und die Zuwendungen für Ashas Unterhalt und Pflege, die nach dem Abort des lebensunfähigen Fötus ausblieben, fehlten.

Von den vier Kühen war eine am Säugen und zwei waren trächtig. Aber Asha kam theoretisch in Frage.

Es waren nun über zwei Monate vergangen, seit sie ihren Fötus verloren hatte. Bei wild lebenden Elefanten betrug die Zeit, bis der Zyklus wieder begann, bis zu zwei Jahren. Aber für eine in Gefangenschaft lebende Elefantenkuh wäre ein Wiederbeginn des Zyklus zwei Monate nach einer Fehlgeburt schon möglich.

Die Anfrage kam wieder über Dr. Horàk. Er wollte jede Woche Ashas Progesteronspiegel messen, um ihre Empfängnisbereitschaft zu prüfen.

Als Kaung von Pellegrini den Auf tragerhielt, wöchentlich eine Urinprobe von Asha zu machen, rief er erschrocken Dr. Reber an.

Der erschrak auch. Wenn Horàk eine Urinprobe von Asha in die Finger bekam, würde er am nächsten Tag wissen, dass sie trächtig war.

»Kaung, kannst du erkennen, wann eine Elefantenkuh für den Bullen bereit ist?«

»Kann.«

»Ist Trisha bereit?«

»Ist nicht.«

Sie legten auf.

Kurz darauf gelang es Kaung, etwas Urin von Trisha aufzufangen.

{151}3
17. April 2015

Nach der Abendvorstellung wollte Pellegrini noch einmal nach Rupashi sehen. Das tat er sonst nie, aber Kaung hatte eine Andeutung gemacht, dass er nicht glaube, dass Rupashi am nächsten Tag auf tretenkönne.

Er betrat das Stallzelt und stellte den nassen Schirm in einen Eimer vor den Elefantenboxen. Eine mit Karton abgeschirmte Korbleuchte, die in den Stäben der Box hing, warf etwas Licht auf die Elefanten. Alle lagen. Kaung hatte sich in einer Ecke der Box mit einer Pferdedecke eine Schlafstelle eingerichtet und stand behende auf, um den Direktor angemessen zu empfangen.

»Hast du schon mit der Nachtwache angefangen?«, fragte er.

»Morgen oder nächster Tag Baby kommt«, antwortete Kaung.

»Woran siehst du das?«

»An Augen.«

Pellegrini schaute durch die Gitterstäbe forschend in das sichtbare Auge der Elefantenkuh und sah nichts. Er wandte sich zur Nebenbox, wo Asha schlief, und näherte den Kopf den dicken, weit auseinanderstehenden Gitterstäben, die im oberen Drittel der Holzkonstruktion eingelassen waren, bis die Krempe seines Zylinders anstieß.

{152}So betrachtete er eine Weile stumm den schlafenden Elefanten. Dann sagte er: »Es wäre gut für den Zirkus, wenn Asha wieder bereit wäre für den Bullen.«

»Weiß. Aber ist nicht. Noch lange nicht.«

Pellegrini riss sich von dem Anblick los. »Das muss Doktor Horàk nicht unbedingt wissen, nicht wahr?«

»Muss nicht.«

Der große bekümmerte Mann im Frack nickte, wandte sich um, nahm seinen Schirm und ging.

Am folgenden Tag wurde Rupashi unruhig und schreckhaft. Sie urinierte in kurzen Abständen und setzte oft kleine Kotkugeln ab. Die Unruhe übertrug sich auf die anderen Elefanten. Kaung beschloss, sie während der Vorstellung im Stall zu lassen. »Zu gefährlich«, befand er.

Am nächsten Tag verstärkten sich Unruhe und Schreckhaftigkeit. Rupashi hörte auf zu fressen. Sie warf Sägemehl unter sich und auf ihren Rücken.

In der Nacht beobachtete Kaung, dass sie etwas Schleim verlor. Am Morgen ging er zu seinem Chef und sagte: »Am Abend Doktor muss kommen.«

Noch bevor Dr. Reber im Stallzelt der Elefanten eintraf, verlor Rupashi den Schleimpfropfen, der während der Trächtigkeit den Muttermund umgab. Zwei Zirkusarbeiter trennten mit einer Zwischenwand einen Bereich ab, in dem Rupashi von den anderen Elefanten nicht gestört werden konnte. Als Reber kam, befand sich

Rupashi in den ersten Wehen, die das Baby in die Geburtsposition trieben.

Sie legte sich auf den Boden, wälzte sich, stand wieder auf, schlug sich mit dem Schwanz zwischen die Hinterbeine, immer beruhigt und getröstet von Kaung.

{153}Als der Morgen graute, brach Rupashi die Geburt ab.

Dr. Reber blieb noch zwei Stunden, aber der Elefantenkuh war nichts mehr anzusehen, außer dass sie noch ein wenig Schleim und Blut verlor.

Reber hatte schon bei anderen Elefantengeburten über dieses Phänomen gestaunt. Um ungestört zu sein, gebaren die Mütter in der Nacht. Doch weil eine einzige Nacht für den Vorgang oft nicht ausreichte, unterbrachen sie ihn am Morgen bis zum nächsten Abend.

Er fuhr in die Praxis und kam am Abend wieder.

Rupashi stand in der Wurfbox, nahm Sägemehl vom Boden auf und streute es sich auf den Rücken. Kaung kauerte vor ihr und sprach mit ruhiger Stimme auf Burmesisch. Sonst war niemand da. Die Vorstellung würde bald beginnen.

Die anderen Elefanten waren bereits für ihren Auf trittgeschmückt. Sie trugen ledernen, mit glitzernden Nieten beschlagenen Kopfschmuck und bunte Decken, die beidseits bis zu den Knien hinunterhingen.

Als Kaung Reber sah, erhob er sich. »Muss umziehen«, erklärte er und eilte hinaus. Rupashi warf den Kopf hin und her, wie um Kaungs Abgang zu missbilligen. Dann legte sie sich hin. Trisha, deren Platz gleich neben der Abtrennung von Rupashis Box war, näherte sich, so weit es die Fußkette zuließ, der Zwischenwand und streckte ihren Rüssel zwischen den Gitterstäben hindurch.

Kaung kam zurück. Er trug jetzt einen roten Turban, ein weißes kragenloses Hemd und ein gelbes indisches Beinkleid. Er kauerte sich zu Rupashi hinunter und sprach wieder auf sie ein.

{154}Jetzt begann das Zirkusorchester zu spielen. Es bestand aus drei Mann und viel Elektronik und war alles andere als eine passende Begleitmusik zu dem ergreifenden Vorgang, dessen Zeugen sie waren.

Rupashi bewegte den Rüssel, als suche sie Kaung. Er hielt ihr die Hand hin, und sie hielt sie fest. So blieb sie eine Weile still liegen, bis Pellegrini mit zwei Zirkusarbeitern kam. Er trug Frack und Zylinder und eine blütenweiße Reithose.

»Wo bleibst du?«, rief er in den Stall.

Kaung erhob sich, und Rupashi tat es ihm nach. Er flüsterte ihr etwas zu, tätschelte ihren Rüssel und rief die Elefanten. Sie folgten ihm widerstrebend. Fahdi, der Bulle, als Erster, dann Asha, gefolgt von Sadaf. Trisha mit dem Kleinen bildete das Schlusslicht.

Reber war jetzt alleine mit Rupashi. Er hörte das Orchester schwerfällige Elefantenmusik spielen.

Die Elefantenkuh begann, mit Heu zu spielen und Sägemehl zu werfen. Ab und zu schlug sie sich mit dem Rüssel gegen den Bauch oder biss sich auf die Rüsselspitze.

Reber wurde nervös. Er hoffte, dass Kaung bald zurückkam. Er hatte schon viele

Elefantengeburten erlebt, aber noch nie war er dabei alleine gewesen. Wenn etwas schiefging, würde er Hilfe brauchen. Und es konnte viel schiefgehen bei einer Elefantengeburt.

Rupashi drehte sich um hundertachtzig Grad, als stünde sie in der Manege. Sie schlug heftig mit dem Schwanz, und Reber sah eine kleine Wölbung unterhalb des Schwanzansatzes.

Noch immer erklang der behäbige Elefantenmarsch.

{155}Rupashi ging in die Knie, verharrte eine Weile so und stand wieder auf.

Reber nahm eine Karotte aus einem Kübel, den Kaung da hingestellt hatte, und hielt sie Rupashi hin. Sie nahm sie, spielte ein wenig damit und warf sie über ihren Rücken weg. Dann legte sie sich auf den Bauch und streckte ihre Hinterbeine aus.

Als sie wieder aufstand, ragte wie ein Ball der Anfang der Fruchtblase aus ihr heraus. Reber band die Gummischürze um und zog die Handschuhe an.

Endlich hörte die Musik auf, und ein dünner Applaus ertönte. Kurz darauf stand Kaung neben ihm.

Rupashi machte ein Geräusch, das wie ein Schrei klang. Kaung ging zu ihr und legte seine Hand auf ihren Rüsselansatz.

Die Zirkusarbeiter führten jetzt die Elefanten herein und wollten sie an ihre Plätze zurückbringen. Aber Kaung befahl ihnen, sie vor Rupashis Box stehen zu lassen. Sie drängten sich an die Gitterstäbe und sahen zu.

Die Presswehen hatten eingesetzt. Rupashi drehte sich in dem kleinen Raum im Kreis, von rechts nach links und zurück. Sie stieß wieder das Geräusch aus, das wie ein Schrei klang, und erhielt Antwort von den anderen Elefantenkühen.

Sie krümmte den Rücken und streckte ihn wieder.

Plötzlich glitten die Hinterbeine des Babys aus ihr heraus.

In der Ferne trommelte das Schlagzeug des Zirkusorchesters einen Wirbel für eine andere Darbietung.

Rupashi presste das Baby heraus. Es blieb einen kurzen {156}Moment hängen und fiel dann in einem Strom von Fruchtwasser und Blut zu Boden.

Die Elefanten vor der Box trompeteten.

Rupashi drehte sich um und befreite das Baby rasch und behutsam von seinen Fruchtblasenhüllen.

Einen Moment lag es still und ohne zu atmen da.

Rupashi schubste es mit Füßen und Rüssel hin und her, als wolle sie es wachrütteln.

Das Baby hob den Kopf und sah sich um.

Genau in diesem Moment spielte das Zirkusorchester in der Ferne einen Tusch.

Kaung sagte etwas auf Burmesisch zu dem Neuankömmling.

Die Elefanten begrüßten das Baby lautstark.

Reber kamen die Tränen. Wie bei jeder Elefantengeburt, ob sie gutging oder nicht.

Keine zwanzig Minuten später stand das Elefäntchen auf den Beinen.

Es dämmerte bereits, als Kaung Dr. Reber zum Auto begleitete. Es war die einzige Gelegenheit in dieser Nacht, unter vier Augen zu sprechen.

»Ashas Baby macht mir Sorgen«, begann Reber.

Kaung antwortete: »Keine Sorgen, alles gut.«

»Bei Elefanten lösen die Babys die Geburt aus. Das von Asha ist vielleicht zu klein dafür.«

Kaung lächelte. »Asha wird selbst auslösen. Alles gut. Keine Sorgen.«

{157}4

8. Juni 2015

Zwei Monate später erhielt Pellegrini eine knappe Nachricht von Dr. Horàk, die besagte, dass er keine weiteren Urinproben von Asha mehr benötige. Die Progesteronkurve zeige keinerlei Ausschläge, und er habe sich für eine andere Leihmutter entschieden.

Alena, Pellegrinis gleichaltrige Stiefmutter, war, von Liebeskummer aufgedunsen, aus Ibiza zurückgekommen und tyrannisierte nun ihn und den ganzen Zirkus von ihrem Luxuswohnwagen aus.

Der nächste Rückschlag war die Geburt von Sadafs Baby. Alles ging gut bis zu dem Moment, als Sadaf begann, mit Rüssel und Vorderbeinen die Fruchthüllen zu entfernen. Es war ihre erste Geburt, und sie trat – ob aus Unerfahrenheit oder Aggressivität – das Kleine so heftig, dass es, wie Dr. Reber danach diagnostizierte, eine multiple Schädelfraktur erlitt und starb.

Pellegrinis Rettung war, dass Trisha, die Elefantenmutter mit dem bald zweijährigen Kalb, endlich Brunftsymptome zeigte und er sie als Leihmutter zur Verfügung stellen konnte. Das war auch ein Glücksfall für Kaung und Dr. Reber. Die Überwachung von Trishas Trächtigkeit lieferte dem Tierarzt einen Vorwand, auch diejenige von Asha diskret zu überwachen.

{158}Diese verlief in der Tat äußerst seltsam. Der Fötus war jetzt, im achtzehn ten Monat der Trächtigkeit, längst ausgebildet. Aber er wuchs kaum. Reber schätzte seine Schulterhöhe auf weniger als zwanzig Zentimeter. Er hätte den Embryo gerne mit einem speziellen transrektalen Ultraschallsystem betrachtet, wie es Dr. Horàk besaß. Aber er musste sich mit seinem konventionellen Gerät begnügen und sich jedes Mal gedulden, bis der Minifötus in eine Position geriet, in der er sichtbar wurde.

Das winzige Herz schlug weiterhin, und die Blutwerte von Asha lagen alle im normalen Bereich.

{159}
5
Sommer 2015

Wohl war Dr. Reber bei der Sache nicht. Sein Entschluss mitzumachen war spontan gefallen. Obwohl Spontaneität keine hervorstechende Eigenschaft von Hansjörg Reber war. Er war eher systematisch, organisiert und zielorientiert. »Ein kalter Arsch«, wie ihn seine Ex manchmal genannt hatte. Aber das stimmte nicht. Er konnte auch emotional sein. »Sentimental« hatte es seine Ex genannt.

»Wenn eines deiner Viecher abkratzt«, hatte sie einmal gesagt, »bist du untröstlich. Aber wie es deinen Mitmenschen geht, ist dir scheißegal.«

»Welchen Mitmenschen?«, hatte er wissen wollen.

»Mir, zum Beispiel«, hatte sie geantwortet.

Womit sie, das musste er zugeben, nicht ganz unrecht hatte. Sie war ihm schon im ersten Jahr nach der Hochzeit egal geworden. Das war nicht einfach so entstanden, er hatte es ganz bewusst herbeigeführt. Es war seine einzige Rettung gewesen. Sie war ihm mit ihrer ständigen Unzufriedenheit über ihn, über sich, über ihr Leben, über ihre Mitmenschen, kurz, über alles, dermaßen auf die Nerven gegangen, dass er eines Tages beschlossen hatte, es sei ihm egal, was sie sage, fühle und denke. Er hatte dies, seiner systematischen und zielorientierten Seite folgend, konsequent durchgehalten und sich nach kurzer Zeit wie befreit {160}gefühlt. Dass ihm damit auch ihre Person gleichgültig geworden war, nahm er als logische Folge seiner Taktik in Kauf. Und dass ihre Ehe diesen Umstand nicht lange überdauerte, ebenfalls.

Mit dem Verlust dieses Zivilstands ging ein großer Gewinn an Freiheit einher. Die Freiheit, auf eine Karriere in der Großtierklinik, in der er arbeitete, zu verzichten. Die Freiheit, ein kleiner Landveterinär zu werden. Die Freiheit, sich in unbezahlten Volontariaten und Praktika auf Elefanten zu spezialisieren. Die Freiheit, kein reicher Mann zu sein.

Seine Ex würde dieser Liste wohl noch hinzugefügt haben: die Freiheit, sich gehenzulassen. Womit sie wiederum nicht ganz unrecht gehabt hätte.

Er hatte in der Zeit seit seiner Trennung acht Kilo zugenommen, ein Kilo für jedes Jahr. Und er war schon vor dieser Zeit kein schlanker Mann gewesen. Sein Gang war etwas gravitätisch geworden. Seine Garderobe bestand aus bequemen und praktischen Sachen, die er groß genug kauf teund so lange trug, bis es sogar den Bauern auffiel, wie schäbig sie waren.

Dr. Reber wohnte auf einem abgelegenen Bauernhof, den er im zweiten Jahr des Bestehens seiner Praxis günstig hatte kaufen können. Er war der Erste gewesen, der erfuhr, dass er zum Verkauf stand.

Der Hof Brudermatte war ein kleines Fachwerkhaus mit vier Zimmern und einer geräumigen Küche, von der aus man den Kachelofen in der Stube heizen konnte.

Ans Wohnhaus war eine große Scheune angebaut mit einem Stall für zwölf Kühe und ein paar Kälber, einem {161}Schuppen, den er als Garage benutzte, und einem Heuboden, in welchem noch Heureste des Vorbesitzers lagen.

Eines Tages wollte er die Scheune ausbauen, er wusste nur noch nicht, wozu.

Zum Haus gehörten acht Hektar Weide- und Ackerland und etwas Wald. Beides hatte er an einen Nachbarn verpachtet.

Draußen, unter den Stubenfenstern, stand eine Feierabendbank, von der aus man über die sanft hügelige Landschaft blicken konnte, mit ihren schwarzen Tannengruppen und den drei Gehöften, in denen seine Nachbarn wohnten.

Als er das Haus kauf te,hatte er sich vorgestellt, wie er auf dieser Bank sitzen und zuschauen würde, wie die Dämmerung das Land langsam einhüllte. Aber er war vielleicht zwei- oder dreimal dort gesessen. Reber hatte keine Zeit für Dämmerstunden.

Es machte ihm nichts aus, alleine auf der Brudermatte zu leben. Dreimal die Woche kam Frau Huber, räumte auf und machte sauber, was jedes Mal nötig war, und ergänzte seine Vorräte. Er aß in den Kneipen der umliegenden Dörfer oder schob tiefgefrorene Fertigpizzen, Flammkuchen und Käseküchlein in den Herd oder kochte Tomatenspaghetti, seine Spezialität.

Die Abende verbrachte er mit etwas Fernsehnachrichten und viel Fachlektüre aus dem Internet. In letzter Zeit beschäftigte er sich mit der Zwergwüchsigkeit bei Mensch und Tier. Vor allem die Form des mikrozephalen osteodysplastischen primordialen Zwergwuchses Typ II faszinierte ihn, bei der die Föten im Mutterleib kaum wuchsen, sich aber sonst normal entwickelten. Wie der Fötus von Asha.

{162}Aus Roux' Überraschung über den Wachstumsstopp seines Embryos zu schließen, war die Kleinwüchsigkeit nicht das Ziel seines Experiments gewesen. Ob es allerdings die Züchtung herpesresistenter Elefanten war, schien Reber zweifelhaft. Er hatte sich über den Hintergrund von Roux informiert und erfahren, dass dieser früher für Gebstein gearbeitet hatte, der mit Glowing Animals experimentierte. Es würde ihn nicht wundern, wenn Roux ein ähnlich kommerzielles Projekt verfolgte.

Jedenfalls war es bezeichnend, wie plötzlich sein Interesse geweckt war, als er die Möglichkeit sah, dass der Fötus überlebte und er einen Mini-Elefanten geschaffen hatte.

Kaung hatte schon recht: »Roux nicht guter Mann.« Deshalb hatte Reber auch keine Gewissensbisse. Es war ethisch nicht ganz einwandfrei, dass sie Roux verheimlichten, dass der Embryo noch lebte. Aber Roux' Vorhaben war es mit Sicherheit auch nicht.

Lange hatte Reber sich keine Gedanken darüber gemacht, denn es würde sich sicher nur noch um wenige Tage handeln, bis Kaung anrief und meldete, dass Asha das Baby verloren habe. Sie waren sich einig, dass es in diesem Fall das Wichtigste war, den toten Fötus und die Nachgeburt sofort verschwinden zu lassen. Damit Roux keine einzige Zelle davon in die Finger bekam.

Reber war kein besonders engagierter Gegner der Gentechnologie. Sie war ihm einfach unsympathisch. Er konnte mit den Leuten, die sich dafür interessierten, nichts anfangen. An der Uni waren es meistens die Technokraten gewesen. Die Forscher und Wissenschaftler.

Ihn selbst hatte zwar auch nicht die reine Tierliebe in die {163}Veterinärmedizin getrieben – es war eher der Numerus Clausus –, aber er mochte Tiere. Und Menschen, die Tiere mochten.

Doch seit er seinen Job in der Großtierklinik aufgegeben hatte und als Landtierarzt arbeitete, hatte sich sein Verhältnis zum Beruf geändert. Er war – wie sollte er es nennen? – idealistischer geworden. Die Bauern, mit denen er zu tun hatte, die meisten jedenfalls, hatten eine natürliche Beziehung zu ihren Tieren. Keine sentimentale, aber auch keine wertfreie. Auch wenn es Nutztiere waren, es waren jedenfalls keine Produkte. Und schon gar keine Organismen und Zellhaufen, mit denen sich beliebig experimentieren ließ.

Je mehr er sich in das Thema Gentechnologie einlas, desto fragwürdiger erschien sie ihm. Doch erst als er von der Entdeckung eines Systems erfuhr, das einfache, billige und effiziente Eingriffe ins Erbgut ermöglichte, wurde er ein überzeugter Gentechnikgegner.

Das System nannte sich CRISPR/Cas und erlaubte es, Gene gezielt zu zerstören, zu reparieren oder zu verändern. Man konnte damit Keimzellen gezielt modifizieren. Und Veränderungen am Erbgut eines Lebewesens betrafen nicht nur dieses, sondern alle seine Nachfahren.

Reber besaß genug Berufserfahrung, um zu wissen, wie rasch Fehler passieren, und die Vorstellung, dass sich jeder davon auf die kommenden Generationen übertragen würde, machte ihm Angst.

Und langsam wuchs in ihm die Sorge, dass der winzige Embryo ein solcher Fehler sein könnte.

Der Geburtstermin rückte immer näher, und der Minifötus war noch am Leben. Reber und Kaung mussten sich {164}darauf einstellen, dass der Elefant möglicherweise lebend zur Welt kam. Kaung war sich dessen ganz sicher. Und er selbst begann langsam auch, damit zu rechnen.

Für diesen Fall hatte er mit Kaung vereinbart, dass sie versuchen würden, die Geburt zu verheimlichen, und Reber das Wesen bei sich verstecken würde. Für die Dauer seines wohl kurzen Lebens.

{165}6

12. August 2015

Reber saß ausnahmsweise auf der Feierabendbank vor dem Haus. Den ganzen verregneten Sommer über hatte er dem Wetter die Schuld daran geben können, dass er es nicht tat. Aber an diesem Tag war die Abendstimmung vor dem nächsten Gewitter so grandios, dass er nicht anders konnte, als sich mit einer Zeitung und einer Flasche Wein hinauszusetzen.

Das Gras stand hoch und war dunkelgrün, kein Bauer hatte es gewagt zu heuen. In der aschgrauen Wolkendecke klaffte am Horizont ein rotgeränderter Riss wie eine Wunde.

Die Flasche war schon zur Hälfte leer, als er bemerkte, dass sich das Licht in ein unwirkliches Gelb verwandelt hatte. Kurz darauf begannen Gewitterböen, an seiner Zeitung zu zerren. Er sah zu, dass er ins Haus kam.

Noch bevor er die Haustür erreicht hatte, klingelte sein Handy. »Kaung« stand auf dem Display.

»Muss kommen«, sagte Kaung. »Taxi nicht finden Haus. GPS auch nicht.«

Das stimmte. Sein Haus besaß keine GPS-taugliche Adresse. »Wo sind Sie?«

»Graufeld. Muss kommen. Schnell.«

»Hat Asha ihr Baby verloren?«

{166}»Nicht verloren. Lebt. Schnell!«

Als Reber seinen SUV aus dem Schuppen fuhr, krachten die ersten Blitze. Auf halbem Weg ins Dorf prasselte ein Regen nieder, dem die Scheibenwischer kaum gewachsen waren. Von den Feldwegen flossen Bäche auf die schmale Landstraße.

Lebt? Wenn das stimmte, war das Baby vor dem frühesten Termin gekommen. Und ohne Anzeichen bei der Mutter.

Plötzlich hörte es auf zu regnen. Die Straße führte durch ein kleines Wäldchen. Reber gab Gas.

Ein paar Sekunden später prallte der Wagen wieder in eine Regenwand. Reber bremste, der SUV geriet ins Schleudern, fing sich aber wieder. Der Wein, dachte Reber. Er hatte nicht damit gerechnet, noch Auto fahren zu müssen.

Am Straßenrand schimmerten die Lichter des Waldhofs durch den Regen, des letzten Bauernhofs vor dem Dorfrand von Graufeld. Kurz darauf sah Reber das Ortsschild und die Geschwindigkeitsbeschränkung.

Sie hatten nicht verabredet, wo sie sich treffen würden, aber das Dorf war klein. Schon von weitem sah Reber das Taxischild leuchten. Es spiegelte sich auf dem nassen Dach des Wagens.

Er blendete kurz die Scheinwerfer auf und sah, wie sich eine Tür öffnete und Kaung ausstieg. Er wandte sich um, hob eine Tasche heraus und erwartete ihn im strömenden Regen.

Reber hielt an. Kaung öffnete die Tür im Fond, legte die Tasche auf den Rücksitz, schob sie hinein und sagte: »Muss bitte zahlen. Kaung zu wenig Geld.«

{167}Der Taxifahrer machte keine Anstalten auszusteigen, sondern ließ einfach das Fenster runter, sagte: »Hundertfünfzehn dreißig«, und hielt die Hand auf.

Reber gab ihm hundertzwanzig und beeilte sich, wieder hinter das Steuer zu kommen.

Das Taxi fuhr weg, aber Reber machte keine Anstalten, den Motor zu starten. Er kniete sich auf den Sitz und sah über die Rücklehne auf die Tasche.

Der Reißverschluss war offen. Kaung hielt die beiden Seiten auseinander.

In diesem Moment löschte die Automatik die Innenbeleuchtung des Wagens.

In der Tasche lag etwas, das rosa war und leuchtete.

{168}7

Am selben Tag

Kaung war sich sicher, dass es bald so weit war. Man musste nur die kleinen Anzeichen erkennen: Asha begann, stundenlang den gleichen Schritt vor und zurück zu machen. Solche Stereotypien gab es zwar bei vielen Elefanten, die in Gefangenschaft lebten, aber bei Asha war das neu. Auch das Werfen von Futter und Gegenständen passte nicht zu ihr. Sie bekam Durchfall, ebenfalls ein Zeichen, dass sie nervös war.

Dann sah er, dass sie ein wenig Schleim verlor. Spätestens jetzt hätte er Dr. Reber benachrichtigen müssen. Aber eine Visite außerhalb von seinem Turnus hätte Aufsehen erregt im Zirkus. Kaung konnte ihn immer noch rufen, wenn es unbedingt nötig wurde. Er wäre schnell hier, denn sie gastierten im Oberland, eine halbe Stunde von Dr. Rebers Dorf entfernt.

Doch Kaung rechnete nicht damit, dass es nötig war. Er war sich fast sicher, dass es eine leichte Geburt würde. Der Doktor befürchtete zwar, dass ein so winziges Baby im langen Geburtskanal steckenbleiben und ersticken könnte. Aber der Doktor hatte nie daran geglaubt, dass es überleben würde. Der Doktor war in Ordnung. Aber er glaubte nicht an Wunder.

Kaung schlief jetzt bei Asha. Das fiel nicht weiter auf, es {169}war nichts Ungewöhnliches, dass er nachts bei einem der Tiere blieb, mit ihm sprach und es mit kleinen Leckerbissen fütterte, wenn es krank war. Und Asha war ja krank. Sie hatte eine Magen-Darm-Infektion. Das hatte Kaung jedenfalls Pellegrini gegenüber als Grund genannt, weshalb sie nicht bei der Vorstellung mitmachen konnte.

Kaung saß im Lotussitz in Ashas Box und meditierte. Der Regen trommelte dumpf auf das Dach des Stallzeltes, und der Geruch des Elefantendungs vermischte sich mit dem von nassem Gras, der durch den halboffenen Eingang hereinwehte.

Ein Geräusch drang von weit außerhalb seines Bewusstseins zu Kaung. Er öffnete die Augen und sah, dass Asha den Rüssel steil in die Luft hielt und den Rücken ein wenig krümmte.

Das Geräusch kam von Trisha. Sie hatte sich aufgerichtet und stieß die Töne aus. Kaung wusste sofort, was sie bedeuteten: Ashas Wehen hatten begonnen.

Kaung stand auf, ging zum Zelteingang und zog die Planen zu. Dann eilte er zurück zu Asha, legte die Hand auf ihren Rüsselansatz und sprach beruhigend auf sie ein.

Er hatte schon als kleiner Junge gelernt, in den Augen von Elefanten zu lesen. Er erkannte ihre Angst, ihre Wut, ihr Glück und ihren Schmerz.

Asha hatte keine Schmerzen. Ihr Körper zog sich zwar wieder zusammen, doch sie schien keinen Widerstand zu spüren.

Sie presste noch einmal. Kaung sprang hinter sie. Gerade rechtzeitig, um in

einem Strahl von Fruchtwasser ein kleines Bündel aufzufangen.

{170}Asha drehte sich um.

Normalerweise würde sie jetzt das Baby mit Füßen und Rüssel aus den Fruchtblasen befreien, aber Kaung wagte es nicht, das winzige Wesen dem mächtigen Tier vor die Füße zu legen. Er begann hastig, die glitschige Fruchthülle mit bloßen Händen aufzureißen. Und erschrak.

Es war, als schälte er eine exotische Frucht aus ihrer unscheinbaren Schale.

Die Haut, die zum Vorschein kam, war von einem tiefen, kompakten, glänzenden Rosa.

Kaung befreite es ganz von der Hülle und animierte es mit kleinen Püffen.

Ja, es atmete!

Asha untersuchte das kleine Wesen flüchtig mit dem Rüssel und wandte sich ab. Kaung glaubte, in ihren Augen etwas gesehen zu haben, das es ihm ratsam erscheinen ließ zu verschwinden.

Er trug das Neugeborene aus der Box. Kaum hatte er den schweren Riegel vorgelegt, trat Asha donnernd gegen die Trennwand und trompetete einmal kurz und wütend.

Kaung ging an den Boxen mit den schlafenden Pferden vorbei zum Sattelraum. Dort trocknete er das Neugeborene mit einem Tuch und bettete es auf eine Decke.

Vor ihm lag ein perfekt geformter Elefant. Keine zwanzig Zentimeter hoch.

Er war pink.

Und ein heiliger Schein ging von ihm aus.

Kaung kniete nieder und betete.

Das Wesen bewegte den Rüssel und versuchte, den Kopf zu heben.

{171}Kaung deckte den Körper mit dem losen Ende der Decke zu und verließ den Sattelraum.

Ein paar Bretter bildeten einen glitschigen Pfad über die aufgeweichte Wiese zu den Wohnwagen. Nur in einem brannte noch Licht, in einem anderen flackerte ein Fernseher.

Er schloss die Tür seines kleinen Wohnwagens auf und ging hinein. Ohne Licht zu machen, zog er eine Tasche unter dem Bett hervor und ging im strömenden Regen den gleichen Weg zurück.

Der kleine Elefant schien sich bewegt zu haben, die Decke war etwas weggerutscht. Kaung deckte ihn wieder zu, nahm eine Thermosflasche aus der Tasche und ging zu den Elefantenboxen.

Alle Elefanten waren auf den Beinen. Asha sah noch immer aus, als würde er ihr besser aus dem Weg gehen. Er betrat die Gemeinschaftsbox der anderen und näherte sich Rupashi. Sie umarmte ihn kurz mit dem Rüssel.

Kaung tätschelte sie, führte ihr Kalb zu ihrem Euter und wartete, bis es trank. Eine Elefantenkuh ließ sich nur melken, wenn gleichzeitig an der anderen Zitze ein Kalb saugte.

Er streichelte Rupashis Euter, sie ließ ihn gewähren.

Kaung molk einen Liter ihrer Milch in die Thermosflasche.

Als er zurück in den Sattelraum kam, stand der kleine Elefant auf wackligen Beinen. Kaung füllte etwas Milch in eine Babyflasche und hielt sie ihm hin.

Er zögerte, untersuchte den Sauger mit dem Rüssel, hob ihn schließlich, öffnete das Maul, legte den Kopf ein wenig schräg und begann zu saugen.

{172}Kaung schaute dem kleinen Fabelwesen zu, wie es fast einen Deziliter von Rupashis Milch trank. Es war nicht einmal doppelt so groß wie das Babyfläschchen.

Der Regen trommelte seinen endlosen Wirbel auf das Zeltdach.

»Barisha«, murmelte Kaung, das Hindi-Wort für Regen.

Und so sollte der kleine Elefant von nun an heißen.

{173}8

Herbst 2015 bis Frühling 2016

Barishas Eintritt in das Leben von Dr. med. vet. Hansjörg Reber stellte fast alles in Frage, was für ihn bisher unumstößlich gewesen war. Er warf Prinzipien über Bord, die Reber noch nie hinterfragt, und stellte Gewissheiten zur Disposition, an denen er noch nie gezweifelt hatte.

Sein wissenschaftliches Selbstverständnis war erschüttert, er zweifelte an seinem medizinischen Urteilsvermögen, und er tat Dinge, für die er allerhand kriminelle Energie aufbringen musste, etwas, von dem er nicht gewusst hatte, dass er es überhaupt besaß.

Natürlich sagte er sich immer wieder, dass seine Motive durchwegs ethischer Natur waren. Hier hatte einer nicht in die Natur eingegriffen, um einen wissenschaftlichen Fortschritt zu erzielen, der Krankheiten heilen oder Leben retten sollte. Er hatte es getan, um eine Sensation zu erzeugen und damit womöglich ein Vermögen zu machen. Wollte er jetzt ein lebendes Spielzeug herstellen? War das Roux' Intention?

Doch mit der Frage, wie unethisch man zur Verhinderung von etwas Unethischem vorgehen durf te,hatte er sich noch nicht weiter beschäftigt.

Zweifellos hatte er sich unrechtmäßig etwas angeeignet, das nicht ihm gehörte. Etwas, das das Resultat einer {174}langjährigen und aufwendigen Forschungstätigkeit war. Er war dabei, jemanden – und mochte er noch so verachtenswert sein – um die Frucht seiner Arbeit zu bringen und eine wissenschaftliche Sensation zu unterschlagen.

Und er hatte nicht die geringsten Gewissensbisse dabei. Die einzige Sorge, die ihn plagte, war die Angst, erwischt zu werden.

Reber hatte zwar Vorkehrungen getroffen, damit das nicht geschah, aber er hatte dabei den Kreis der teilweise Eingeweihten vergrößern müssen. Frau Huber wusste, dass er in dem Stall, der nun stets verschlossen war, zu Forschungszwecken ein Tier in Quarantäne hielt.

Und Hans, ihr arbeitsloser Sohn, fuhr jeden Tag in seinem getunten, tiefergelegten Opel Astra mit einer leeren, von seiner Mutter sterilisierten Thermosflasche dorthin, wo der Zirkus Pellegrini gerade gastierte, und mit einer vollen Flasche wieder zurück, die ihm Kaung an einem Ort übergab, den er ihm vorher per SMS mitteilte.

Für den Inhalt der Flaschen interessierte er sich nicht. Für das Kilometergeld, das ihm Reber bezahlte, hingegen schon. Es war höher als üblich, nämlich ein Franken. Dazu kamen bei größeren Distanzen noch die Spesenentschädigungen für die Verpflegung, die bei Hans' Übergewicht nicht unbeträchtlich waren.

Letztendlich wusste Reber genau, weshalb ihn all die ethischen Fragen nicht

kümmerten: Er war vernarrt in Barisha.

Nicht als Veterinär, nicht als Spezialist für Elefanten, nicht als Wissenschaftler. Er war seit der ersten Begegnung mit dem kleinen Wesen verzaubert von dessen – Anmut.

{175}Ja. Er war erfüllt von einem Gefühl, das er bisher nur einmal ganz kurz gekannt hatte, in den ersten Wochen nach der Begegnung mit seiner Ex. Als er verliebt war in ihre Frische, in ihre Naivität, in ihre Pummeligkeit.

Eine ähnliche Zärtlichkeit, einen vergleichbaren Drang, sie zu beschützen, empfand er jetzt Barisha gegenüber.

Es wäre wohl jedem anderen gleich ergangen. Barisha war bezaubernd. Sie – Reber hatte mittlerweile ihr Geschlecht identifiziert – besaß den Charme, die Neugier, die Tapsigkeit und die Anhänglichkeit aller Elefantenbabys. Nur dass sie viel, viel kleiner war. Und rosa. Und im Dunkeln leuchtete wie ein außerirdisches Wesen.

Darin unterschieden sich seine Gefühle Barisha gegenüber von denen Kaungs. Sie waren zärtlich. Die von Kaung waren ehrfürchtig. Er betete sie an. Er verehrte sie wie eine Gottheit. Er legte ihr bei seinen seltenen Besuchen an seinen freien Tagen kleine Blumenkränze um den Hals.

Rupashis Milch bekam Barisha gut. Sie hatte bei ihrer Ankunft zwei Kilo vierhundertfünfzig Gramm gewogen und nahm nun jeden Tag etwa fünfundzwanzig Gramm zu. Und sie gedieh auch sonst unter Rebers Pflege. Nach ihrer Ankunft hatte er ihren Nabel desinfiziert, wie er es bei einem normalen Elefantenbaby tat. Später hatte er sie paraimmunisiert und geimpft, mit einem Bruchteil der Wirkstoffe.

Sie war unternehmungslustig, und Reber merkte, dass es ihr langweilig wurde in dem Pferch des alten Kuhstalls, gegen dessen Begrenzungen sie immer wieder anrannte.

Wenn die Luft rein und das Wetter akzeptabel waren, ging Reber mit Barisha nach draußen. Sie liebte es, im {176}ungemähten Gras zwischen dem Spalier und dem Gemüsegarten zu verschwinden und erst am Rande des Kieswegs, der zum Haus führte, wieder aufzutauchen. Manchmal wälzte sie sich und hinterließ mitten im hohen Gras Markierungen, die Frau Huber wie kleine Kornkreise vorkommen mussten.

Rebers Arbeit als Tierarzt litt unter der neuen Mitbewohnerin. Er konnte das Haus nie länger als drei Stunden verlassen, weil Barisha alle drei Stunden ihr Fläschchen brauchte. Es war schon mehrmals vorgekommen, dass er einen erstaunten Kollegen und Konkurrenten aufbieten musste, wenn er zu ungünstigen Tageszeiten zu einer kalbenden Kuh gerufen wurde.

Aber es war ihm egal, er hatte andere Prioritäten als seinen Ruf als Veterinär. Er wollte so viel Zeit wie möglich mit Barisha verbringen, denn er glaubte nicht, dass sie lange leben würde. Hirnblutungen und Gefäßverengungen bei Menschen mit mikrozephalem osteodysplastischem primordialem Zwergwuchs waren nach seinen

Informationen häufig. Weshalb sollte es bei Elefanten anders sein.

Nur an den Tagen, an denen Frau Huber sich im Haus aufhielt, oder wenn er in der Praxis oder auf Visite war, hielt sich Barisha im Stall auf. Sonst war sie bei ihm in der Küche oder in der Stube. Auch die Nächte verbrachte sie auf einer Decke neben seinem Bett. Er hatte die Teppiche zusammengerollt und auf dem Heuboden verstaut und war immer mit einer Rolle saugfähigem Papier und Hundekotsäckchen ausgerüstet. Mehr aus Rücksicht auf Frau Huber als aus eigenem Sauberkeitsbedürfnis. Er mochte den Stallgeruch von Elefanten.

{177}Die Abende verbrachte er in der Stube auf dem abgewetzten Sofa unter der Stehlampe, beides Hinterlassenschaften seines Vorgängers, und las. Oder betrachtete Barisha, die entweder auf dem Sofa oder zu seinen Füßen schlief. Und still vor sich hin leuchtete.

Er konnte sich nicht erinnern, jemals so zufrieden gewesen zu sein.

{178}9

Herbst 2015 bis Frühling 2016

Kaungs Alltag war weniger beschaulich. Er trainierte weiterhin jeden Tag mit den Elefanten. Alleine, denn Pellegrini war, wie er sagte, viel zu busy mit den Saisonvorbereitungen. Und es blieb ja noch viel Zeit, um ihn so in die Nummer einzubauen, dass man glaubte, er sei der Dompteur.

Kaung war froh darüber, so konnte er unbeobachtet jeden Tag Rupashi melken und Hans bei der Entsorgungsstelle der Gemeinde am Dorfeingang die Thermosflaschen übergeben.

An jedem zweiten vorstellungsfreien Montag setzte er sich auf den Beifahrersitz und ließ sich von Hans, einem schweigsamen draufgängerischen Fahrer, in Rekordzeit zu Barisha fahren.

Jedes Mal hatte er eine Opfergabe dabei, ein paar Blumen, in einem Körbchen oder zu einem Kranz geflochten, ein kleines, geschmücktes Arrangement von Früchten – Bananen, Äpfel, Orangen – und immer reichlich Räucherkerzen. Diese Dinge bot er dem heiligen Elefanten in einer kleinen Zeremonie dar. Der Doktor ließ sich nichts anmerken, aber Kaung wusste, dass er sich heimlich darüber amüsierte. Für ihn war Barisha das Resultat eines schiefgegangenen wissenschaftlichen Experiments. Kaung sah es ihm nach. Der Doktor wusste es nicht besser.

{179}Er verbrachte viel Zeit bei Barisha, betend und meditierend, bis Reber ihn zu seinen unvermeidlichen Tomatenspaghetti in die Küche schleppte.

Danach übernachtete er in Rebers sonst ungenutztem Gästezimmer und fuhr am Dienstagmorgen mit Hans zurück zum Zirkus. Dort molk er Rupashi und brachte die Tasche mit den Flaschen zurück zu Hans, der in einer der Dorfkneipen auf ihn wartete.

Doch an einem dieser Montage fand Kaung bei seinem Eintreffen eine überraschende Situation vor. Doktor Reber öffnete ihm die Haustür und führte ihn ohne Umstände in die Küche. Dort, neben dem Holzofen, stand Barisha. Sie trug ein kleines Bündel Kienspäne, wie sie Reber als Anmachholz benutzte, unter dem Rüssel und rührte sich nicht. Die anderen Bündel Anmachholz, die Reber in einem vernickelten Eimer aufbewahrte, waren auf dem Küchenboden verstreut.

Als sie Kaung sah, hob sie den Kopf ein wenig, als wollte sie ihm ihre Trophäe zeigen.

Kaung packte seinen Gabenkorb aus, legte den Blumenschmuck vor Barisha auf den Boden, steckte Kerzen und Räucherstäbchen an, kniete nieder, legte die Handflächen vor dem Gesicht gegeneinander und murmelte ein Gebet.

Reber verließ die Küche.

Erst als die Dämmerung hereinbrach, kam Kaung in die Wohnstube. Mit etwas Abstand gefolgt von der noch immer unnahbaren Barisha.

Reber warf Kaung einen unsicheren Blick zu und wollte auf Barisha zugehen.

»In Ruhe lassen, bitte«, sagte Kaung.

{180}Reber blieb stehen. »Warum? Was hat sie?«

»Sitzen, bitte.«

Reber setzte sich in seinen Polstersessel. »Was ist mit ihr?«

»Barisha ist Elefant. Klein, aber Elefant. Doktor denken, Barisha ist Spielzeug.«

Reber sah betroffen aus. »Nein, nein, das denke ich nicht.«

»Aber Barisha denken, dass Doktor das denken.«

Reber runzelte die Stirn.

»Barisha heiliges Wesen«, stellte Kaung feierlich fest. Und als er Rebers Skepsis spürte, fügte er hinzu: »Doktor muss nicht glauben. Aber muss glauben, dass Elefant. Muss ernst nehmen. Muss Respekt.«

Reber nickte.

»Barisha tun mit Holz, was Elefanten tun. Will zeigen, dass Elefant.«

Von nun an versuchte Reber, dem rosa leuchtenden Mini-Elefanten etwas Ehrfurcht entgegenzubringen. Was ihm nicht immer gelang.

Es war Februar geworden. Barisha war jetzt ein halbes Jahr alt, aber kaum größer geworden. Sie war nicht mehr nur von Rupashis Milch abhängig, Reber gab ihr auch Gemüse, Obst, Blätter und Zweige. Er konnte sie auch etwas länger als drei Stunden allein und ohne Futter lassen. Aber das kam fast nie vor. Es war ihm nicht wohl beim Gedanken, dass sie unbeaufsichtigt und unbeschützt war. Und er vermisste sie, wahrscheinlich mehr als sie ihn.

{181}
10
10. Mai 2016

Die Winterpause war zu Ende, der Zirkus gastierte auf der Allmend Dondikon, einem Ort, der im Übergangsstadium vom Dorf zur Agglomeration steckengeblieben war und mit etwas gutem Willen zum weiteren Einzugsgebiet der Stadt Zürich gerechnet werden konnte.

Die Vorstellungen waren schlecht besucht, was nicht nur am Programm lag, sondern auch am kühlen und nassen Mai und den hartnäckigen technischen Problemen der Heizungsanlage.

Zu allem Unglück hatte es auch noch geschneit in der Nacht. Das Zelt, die Wohnwagen und mobilen Ställe lagen unter einer schweren nassen Schneedecke, die schon zu schmelzen begonnen hatte, bevor es hell geworden war.

Es roch nach der Gülle, die der Bauer mit seinem Tankwagen in braunen Bahnen auf dem Nachbarfeld ausbrachte.

Kaung hatte bei Barisha übernachtet und war mit Hans zurückgefahren, der jetzt in einer der Dorfwirtschaften auf Rupashis frische Milch wartete.

An diesem Dienstag musste er ihn lange warten lassen. Als er sich nämlich dem Stallzelt näherte, hörte er durch die Zeltwand Pellegrinis Stimme.

Er stand in Ashas Box und sprach mit jemandem, den er erst beim Näherkommen erkannte. Es war Roux. Und, {182}etwas von der Elefantenkuh verdeckt, war da noch ein Dritter, den Kaung nicht kannte. Er hielt einen Stock in der Hand, an dessen Ende ein Kübel befestigt war, als warte er darauf, dass er etwas von Ashas Urin auf fangenkonnte.

Asha war aufgeregt. Kaung sah auch sofort, warum: Sie war an allen vier Beinen angekettet.

Jetzt erst entdeckte er den vierten Mann: Ben, der unangenehme Zirkusarbeiter, der manchmal bei den Elefanten half. Er trug einen Elefantenhaken, ein Werkzeug, das Kaung nie benutzte: ein Stock mit eisernem Widerhaken, mit dem man die Tiere führte, indem man ihn in die empfindlichen Stellen hinter den Ohren drückte. Er musste es gewesen sein, der Asha angekettet hatte.

Roux erblickte Kaung sofort. Er brach mitten im Satz ab, sah Pellegrini an und deutete mit dem Kinn auf Kaung.

Der Direktor wandte sich um und nickte dem Oozie zu. »Das ist Doktor Hess, Herrn Doktor Roux kennst du ja. Die Herren möchten den Versuch mit Asha wiederholen.«

»Asha nicht bereit«, antwortete Kaung.

»Davon möchte sich Dr. Hess eben selbst überzeugen. Er glaubt, achtzehn Monate nach dem Abort sollten ausreichen.«

»Doktor Reber sagt …«

Roux mischte sich ein: »Komm mir nicht mit Doktor Reber!«

»Besser Trisha. Trisha bald bereit«, sagte Kaung.

Pellegrini schüttelte den Kopf. »Doktor Roux möchte aber mit Asha arbeiten.«

»Warum?«

{183}Der Direktor wollte antworten, aber Roux fuhr ihm dazwischen. »Weil er das so will.«

In diesem Moment pisste Asha, und Dr. Hess fing etwas von dem Urin auf und füllte ihn in Probenfläschchen ab.

Kaung sah ihm dabei zu und bemerkte, dass in dem Koffer, aus dem der Doktor die Fläschchen genommen hatte, sechs gefüllte Blutentnahmeröhrchen lagen. Sie hatten Asha Blut entnommen.

Kaung wusste, dass es gut möglich war, dass Asha wieder bereit war für eine neue Übertragung. Fast konnte man meinen, sie hätte gar kein Baby bekommen. Die Nachgeburt hatte nur gut zwei Kilo gewogen – bei einem normalen Elefantenbaby wog sie fünfundzwanzig –, und auch Milch hatte Asha keine gegeben.

Der Doktor packte seine Sachen, und die drei Männer verließen den Stall. Kaung machte sich daran, Ashas Ketten zu lösen.

Ben stand mit erhobenem Elefantenhaken neben Asha. Sie stellte die Ohren und warf den Kopf hin und her.

»Besser rausgehen, bevor Ketten weg«, sagte Kaung. »Sonst tot.«

Ben lächelte verächtlich und verließ den Stall.

Kaung sprach beruhigend auf Asha ein, während er die Ketten löste. Sobald sie frei war, holte er Karotten und fütterte sie damit. Dann erst molk er Rupashi und brachte die Tasche mit der Milch zur Dorfkneipe. Hans hatte gerade sein zweites Frühstück beendet.

{184}**11**

11. Mai 2016

Dr. Reber machte sich Sorgen. Barisha stand bei der Küchentür und beschäftigte sich mit ihrem Bündel Kienspäne. Kaung hatte ihn angerufen und ihm berichtet, was im Zirkus los war. Es gefiel Reber überhaupt nicht, dass Roux wieder bei Pellegrini ein und aus ging. Noch schlimmer: dass er seinen eigenen Tierarzt mitbrachte. Joachim Hess! Er kannte ihn. Mehr als ihm lieb war. Joa hatten sie ihn genannt. Oder er sich, das wusste Reber nicht mehr so genau. Sie hatten zusammen studiert, und es war ihm stets ein Rätsel gewesen, wie Hess auf Veterinärmedizin gekommen war. Er hatte keine Beziehung zu Tieren. Für ihn waren es Studienobjekte, die er zwar mit Interesse, aber ohne das geringste Mitgefühl betrachtete.

Erst später, als Hess sich spezialisierte, wurde Reber klar, weshalb dieser Veterinär geworden war. Er erwarb einen Facharzttitel für Pferdemedizin, wurde Tierarzt für Reit-, Spring- und Rennpferde und bewegte sich von nun an in den Kreisen, zu denen er sich schon immer hingezogen gefühlt hatte.

Zuletzt hatte er im Zusammenhang mit einem Dopingskandal um ein legendäres Springpferd vor ein paar Jahren von Hess gehört. Dass er inzwischen mit Elefanten arbeitete, war Reber neu.

{185}Weshalb Roux mit seinem eigenen Tierarzt aufkreuzte, war ihm klar. Er traute ihm nicht. Reber konnte ihm das nicht verdenken.

Aber weshalb bestand er auf Asha als Leihmutter?

Reber fand nur eine einzige Erklärung dafür, und sie trug nicht dazu bei, seine Sorgen zu mindern: Roux wollte nicht nur das Experiment wiederholen, er wollte, dass es wieder schiefging. Und zwar auf die gleiche Art wie beim letzten Mal. Er nahm wohl inzwischen an, dass die Wachstumsstörung des Fötus mit der Leihmutter zu tun hatte.

Ein weiterer Beweis, dass die Kleinwüchsigkeit nur durch Zufall entstanden und nicht von vornherein beim Experiment geplant gewesen war.

Roux hatte einen normal großen rosa Elefanten schaffen wollen. Dass er klein geraten war, hatte er wohl ursprünglich für eine Panne bei der CRISPR/Cas-Technik gehalten. Aber vielleicht war es ihm nicht gelungen, diese zu wiederholen. Und nun führte er das Ergebnis auf Asha zurück.

Barisha ließ das Bündel fallen, legte sich hin und rollte sich auf den Rücken. Ihr Maul war unter dem Rüssel zu sehen. Es sah aus, als lache sie.

Reber hatte sich in den vielen Tagen und Nächten mit Barisha intensiv mit dem Stand und vor allem mit den Gefahren der Gentechnologie auseinandergesetzt. Je mehr er erfuhr, desto überzeugter war er, dass das, was Kaung und er getan hatten und taten, nicht nur vertretbar war. Es war ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit, um die Lieblingsformulierung seines alten Professors für biomedizinische Ethik zu

benutzen.

Als Reber zum ersten Mal mit dem Thema in Berührung {186}gekommen war, war die Entschlüsselung des Erbgutes noch eines der großen Probleme der Technologie gewesen. Heute war sie Routine.

Die genetischen Datenbanken wuchsen täglich. Das ermöglichte denen, die über sie verfügten, genetische Landkarten anzulegen, anhand derer sie feststellen konnten, woher jemand kam. Was natürlich einer neuen, noch differenzierteren und noch gezielteren Diskriminierung als der, die die Menschheit bereits kannte, Tür und Tor öffnen würde. Und es ermöglichte zum Beispiel auch, Waffen zu entwickeln, die nur bei bestimmten genetischen Gruppen wirkten. Man würde also die Bewohner eines Landes mit chemischen Waffen angreifen können, die für bestimmte Ethnien harmlos und für andere tödlich wären.

Als Mediziner sah Reber natürlich auch die Vorteile der Möglichkeit, Erbgut zu entschlüsseln und zu verändern. Man konnte zum Beispiel Genfunktionen ausschalten, die Alzheimer auslösten oder Krebs oder den Alterungsprozess oder andere Geißeln der Menschheit.

Aber es bedeutete ebenfalls, dass man das Erbgut von Pflanzen, Tieren und Menschen umgestalten konnte. Man konnte sie designen.

Barisha war der bisher spektakulärste Beweis für diese Machbarkeit. Und nicht nur das. Sie war auch ein entzückendes Werbemaskottchen für deren Wünschbarkeit und Harmlosigkeit.

Reber ging zu seinem Computer und suchte nach Hess' Telefonnummer. Er fand keine. Aber was er fand, war eine Internetseite: »Fragen Sie einen Tierarzt.« Dort, in einer langen Liste von Spezialisten, fand er Dr. Joachim Hess, {187}zoologische Veterinärmedizin. Eine Bezeichnung, die Reber in dieser Form nicht kannte.

Wenn man Dr. Hess anklickte, öffnete sich ein Fenster, in das man seine Frage schreiben konnte.

Dr. Reber schrieb: »Hallo, Joa. Erinnerst Du Dich an mich? Hajö? Hansjörg Reber. Ich hoffe, es geht Dir gut. Ich würde Dich gerne etwas fragen, aber nicht so öffentlich. Kann ich Dich telefonisch erreichen? Bis später – Hajö.«

Keine zwei Stunden später hörte Reber das »Bing«, das eine neue Mail ankündigte. Es stammte von Hess und enthielt nur eine Telefonnummer und die drei Buchstaben JOA. Er wählte die Nummer. Hess meldete sich sofort.

»Hajö, altes Haus, wie geht's? Gut wahrscheinlich, als Wieder-Junggeselle.«

»Es ging schon schlechter«, antwortete Reber nur.

»Ich habe erwartet, von dir zu hören. Die Elefantensache, nicht wahr? Ich kann nur sagen: Ich habe mich nicht darum bemüht. Sie wurde mir aufgedrängt.«

»Schon gut, darum geht es mir nicht. Ich betreue ja noch die anderen Elefanten. Wenn Roux mich gefragt hätte, ich hätte abgelehnt.«

»Ach ja? Weshalb?«

»Weil Roux ein Arschloch ist.«

Hess lachte. »So wählerisch kann ich nicht sein.« Und nach einer Pause: »Und

worum geht es dir?«

»Weshalb besteht er auf Asha? Nach den schlechten Erfahrungen vom letzten Mal? Abort nach sieben Monaten. Dabei wäre doch Trisha bereit.«

»Er sagt, der Fötus sei nicht gewachsen. Darauf ist er {188}aus.« Reber sah sein Grinsen vor sich. »Einen schnuckeligen Mini-Elefanten. Das erhofft er sich.«

»Ich dachte, er habe Experimente in Österreich laufen?«

»Hatte. Zwei. Beide gescheitert.«

»Auch zwergwüchsig?«

Hess gab keine Antwort.

»Sonst etwas Besonderes?«

Joa schwieg.

»Farbe? Glowing?«

»Sorry, Hajö, hab schon zu viel gesagt. Mach's gut.« Er legte auf.

Reber fröstelte, denn draußen lag Maischnee. Er hatte den Kachelofen geheizt und ging in die Küche, um etwas Holz in den Feuerraum nachzuschieben. Er schnitt einen Apfel und eine Karotte klein. Als er zurück in die warme Stube kam, erwartete ihn Barisha an der Tür und hob den Rüssel zur Begrüßung.

Reber ging in die Hocke und streichelte das Tierchen. »Keine Angst«, murmelte er, »ich pass schon auf dich auf.«

{189}

12

5. Juni 2016

Ben hieß eigentlich Tarub. Tarub Ben Bassir. Aber alle nannten ihn Ben. Er kam aus Marokko und war kurz nach dem Tod von Pellegrinis Vater zum Zirkus gestoßen.

Seine Aufgabe als Zirkusarbeiter bestand darin, das Zelt auf- und abbauen zu helfen und während der Vorstellungen zwischen den Nummern im Dunkeln die Requisiten aufzustellen und zu entfernen. Außerdem musste er die Ställe reinigen und allerhand andere niedrige Arbeiten verrichten.

Aber Ben hatte nicht vor, sein Leben lang Zirkusarbeiter zu bleiben. Er hatte eine gute Hand für Tiere und hoffte, eines Tages als Pfleger und später als Trainer und schließlich als Dompteur Karriere zu machen.

Dabei stand ihm Kaung im Weg.

Kaung, der »Elefantenflüsterer«! »Besser rausgehen, sonst tot«! Man würde ja sehen, wer zuerst »sonst tot« war. Jetzt, wo Ben herausgefunden hatte, dass Kaung mit Elefantenmilch handelte.

Es war ihm schon lange aufgefallen, dass Kaung sich seltsam benahm. Dass er etwas zu verbergen hatte. Er wartete immer, bis er allein war, und dann tat er etwas, von dem niemand wissen durf te.Bisher war es Ben egal gewesen, was das war. Er gehörte nicht zu denen, die sich in fremde {190}Angelegenheiten mischten. Aber jetzt, nach dieser Beleidigung, war es keine fremde Angelegenheit mehr.

Kaung molk Rupashi! Jeden Tag! Er hatte es heimlich beobachtet. Die Milch brachte er einem dicken jungen Mann, der ihn bei der Abfallverwertung in einem Auto erwartete. Er hatte sich die Autonummer notiert.

»Besser rausgehen, sonst tot!«

{191}13
Am selben Tag

Zuerst wusste Carlo Pellegrini nicht, was er mit der Information anfangen sollte. Kaung molk Rupashi? Und brachte die Milch zu einem Auto mit Zürcher Nummer? Zu welchem Zweck? Was konnte jemand anfangen mit einem Liter Elefantenmilch?

Stimmte die Geschichte überhaupt? Oder wollte Ben einfach Kaung eins auswischen? Die beiden konnten sich nicht ausstehen, das hatte Pellegrini schnell erkannt. Kaung waren Bens Methoden im Umgang mit den Elefanten ein Dorn im Auge. Und wohl auch umgekehrt.

Ben stand erwartungsvoll vor Pellegrini und rechnete mit einem Lob.

Auch so ein Fehlgriff, dachte der Zirkusdirektor, dieser Ben. Es waren eben nicht alle Marokkaner geborene Zirkusarbeiter. Dieser hier war nicht einmal bei seinen Landsleuten beliebt, die noch sein Vater engagiert hatte.

»Danke, du kannst gehen«, war alles, was er sagte. Ben sah aus, als wolle er noch etwas hinzufügen, überlegte es sich aber anders und verließ den Direktionswagen.

Carlo hielt etwas ratlos den Zettel in der Hand, auf den Ben mit unbeholfener Schrift die Autonummer notiert hatte. Dann drehte er seinen Sessel zum Bildschirm, öffnete die Internetseite des schweizerischen Fahrzeugindex und {192}tippte die Nummer ein. »Huber, Hans« hieß der Besitzer. Sein Wohnort: Graufeld.

Graufeld?

Pellegrini gab »Graufeld« in seine Adressverwaltung ein, und, richtig, Dr. Hansjörg Reber erschien auf dem Bildschirm. Veterinärpraxis. In 8323 Graufeld.

Das konnte kein Zufall sein. Schickte Kaung etwa jeden Tag einen Liter Elefantenmilch in Rebers Praxis?

Pellegrini gab »Dr. Hansjörg Reber, Tierarzt« in das Internet-Telefonverzeichnis ein. Zwei Resultate: Das eine war die Praxis in Graufeld. Die Adresse des anderen lautete: Hof Brudermatte, 8323 Graufeld.

Pellegrini sah auf die Uhr. Es war kurz nach achtzehn Uhr. In einer guten Stunde konnte er dort sein.

{193}14

Am selben Tag

Mit so viel Schnee auch noch im Juni hatte er nicht gerechnet. Die Gegend, in der Reber wohnte, lag um einiges höher als Dondikon. Der Nassschnee, der dort schon am Morgen geschmolzen war, lag hier noch auf den Wiesen und Äckern neben der Straße. Und jetzt, wo es wieder zu schneien begann, blieb der Schnee sofort liegen. Er musste die Geschwindigkeit reduzieren und brauchte eine Stunde, bis er endlich das Ortsschild von Graufeld sah.

»Hof Brudermatte« hatte er vergeblich in sein GPS eingegeben, er musste sich in der Dorfkneipe nach dem Weg erkundigen.

›Löwen‹ stand auf der Fassade des Fachwerkhauses. Als er eintrat, hatte er das Gefühl, das Stimmengewirr sei etwas leiser geworden. Die Bauern des ganzen Dorfes schienen hier ihr Feierabendbier zu trinken. Er ging zum Ausschank, wo eine junge Frau gelangweilt zapf te.

»Können Sie mir sagen, wie ich zum Hof Brudermatte komme?«

»Sagen schon.«

»Aber?«

»Ob Sie es verstehen?«

Viel Respekt war er als Zirkusdirektor zwar nicht gewohnt, aber doch einen gewissen.

{194}»Es ist nämlich ziemlich kompliziert.«

»Versuchen Sie es mal«, erwiderte er, einigermaßen versöhnt.

»Auch eins?« Sie deutete mit dem Kinn auf das Bier, das sie gerade zapf te.

»Danke, muss noch fahren.«

»Es würde aber helfen. Nüchtern ist es noch schwerer zu finden.«

Pellegrini nahm eines, bezahlte gleich und gab ihr ein Trinkgeld. Sie nahm einen Bierdeckel und zeichnete ihm eine Wegbeschreibung.

Als er die Tür zum Windfang öffnete, hörte er einen der Bauern rufen: »Das war der vom Zirkus Pellegrini, der Direktor persönlich!«

Die ersten beiden Abzweigungen fand er noch problemlos. Aber die dritte musste er lange suchen. Der Schnee lag jetzt ein paar Zentimeter hoch auf der Fahrbahn, und die Straße, in die er hätte abbiegen müssen, war noch von keinen Spuren gezeichnet.

Er fuhr langsam und mit abgeblendeten Scheinwerfern über den jungfräulichen Schnee. Die Flocken fielen immer dichter. Er sah das erleuchtete Fenster erst, als er schon beinahe vor dem Gebäude stand. Pellegrini stellte den Motor ab, stieg aus und ging auf das Licht zu. Der Weg zum Haus war nur als sanfte Vertiefung in dem Weiß auszumachen. Er ging durch ein offenstehendes Zauntor, an dem ein verwittertes Schild hing. »Brudermatte«, konnte er entziffern.

Aus einer Eingebung heraus verließ er den Weg, ging auf die Bank zu, die unter dem erleuchteten Fenster stand, und {195}stieg hinauf. Wenn er sich streckte, konnte er in den Raum hineinsehen.

Reber kauerte am Boden und fütterte – einen winzigen rosaroten Elefanten!

Pellegrini musste die Fersen wieder absetzen.

Hatte er recht gesehen? Einen rosa Zwergelefanten?

Er stellte sich erneut auf die Zehenspitzen. Kein Zweifel: Es war ein winziger Elefant! Reber hielt ihm kleine Stückchen von irgendetwas hin, und er nahm es mit dem Rüssel und steckte es ins Maul wie ein großer.

Ashas Fötus, der nicht wachsen wollte! Sie hatte ihn nicht verloren. Sie hatte ihr Baby geboren, und Reber hatte es gestohlen! Und Kaung war mit von der Partie und hatte geholfen, das Tierchen mit Rupashis Milch aufzuziehen.

Pellegrini stand auf der Bank und überlegte. Sollte er klingeln und Reber stellen?

Er hatte eine bessere Idee. Er nahm das Handy aus der Brusttasche, hielt es vors Fenster und filmte eine gute Minute lang. Dann sah er sich das Resultat an. Es war nicht zu gebrauchen. Seine Hand zitterte zu stark. Er machte einen zweiten Versuch. Diesmal presste er das Handy gegen die Fensterscheibe, um es so zu stabilisieren.

Jetzt war das Bild scharf. Man sah, wie Reber das Tier fütterte. Plötzlich blickte er auf, und es wirkte, als ob er direkt in die Kamera schaute. Aber der Mini-Elefant schlang den Rüssel fordernd um seinen Daumen, und Reber wandte sich seinem Schützling wieder zu.

Was Reber hier hatte, war nicht nur eine wissenschaftliche Sensation. Es war ein wandelndes Vermögen!

Pellegrini steckte das Handy ein und stieg von der Bank {196}herunter. Aber er ging nicht zur Tür. Er ging auf dem Weg, den er gekommen war, zurück zum Wagen. Er hatte beschlossen, kein Risiko einzugehen. Er würde Roux das Video zeigen, und der sollte entscheiden, ob er zur Polizei gehen wollte.

Es schneite so stark, dass von den Fußspuren, die er vor ein paar Minuten hinterlassen hatte, nur noch schwache Konturen zu erkennen waren.

{197}15
6. Juni 2016

Roux spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss.

Er saß – Pellegrini hatte darauf bestanden, dass er saß – auf dem Besucherstuhl vor dem mächtigen Schreibtisch im Direktionswagen. Der Direktor hatte den Bildschirm um hundertachtzig Grad gedreht und sich neben den Stuhl gestellt.

Was er sah, entsprach dem Traum, aus dem er in den vergangenen Monaten immer wieder enttäuscht erwacht war: ein rosaroter Mini-Elefant. Nur dass nicht er darin vorkam, sondern Reber.

Er verstand sofort: Dieses hinterhältige Schwein hatte ihn reingelegt, wie ihn noch nie jemand reingelegt hatte! Dieser Verbrecher hatte ihn um die Früchte seiner jahrelangen Arbeit gebracht!

Die Gedanken stürmten wild auf ihn ein: Opfer! Entbehrungen! Schulden! Stille Teilhaber! Gescheiterte Versuche in Österreich! Sechs Monate ohne Führerschein! Abort? Quatsch! Vergnügt und munter! Der burmesische Wärter! Falscher Hund!

»Noch mal!«, befahl er.

Roux setzte seine Brille auf, und Pellegrini spielte das Video noch einmal ab. Es war perfekt, sein Geschöpf! Bewegte und benahm sich wie ein junger Elefant! Passte aber {198}auf ein DIN-A4-Blatt! Und war rosa! Perfekt! Würde ihn nicht wundern, wenn es auch leuchten würde im Dunkeln! Sensationell! Sein Geschöpf!

»Wo ist es?«

»Bevor ich Ihnen das sage, müssen wir ein paar Bedingungen besprechen, das verstehen Sie doch?«

»Bedingungen?« Das Blut schoss Roux wieder in die Wangen.

»Nun, die Umstände haben sich geändert. Wir haben es nicht mehr mit einem gescheiterten Experiment zu tun. Jetzt gelten andere finanzielle Regelungen. Ganz andere.«

Roux winkte ab. »Wenn ich das Resultat in den Händen habe, ist das Finanzielle kein Thema mehr.«

»Dann besprechen wir es doch kurz.«

»Kurz.«

»Sie schulden mir Pflege und Nahrung nach den Bedingungen für eine erfolgreiche Aktion.«

»Einverstanden.«

»Inklusive das verabredete Erfolgshonorar.«

Roux nickte.

»Und einen Finderlohn.«

Das war zu viel für Roux. »Ihre Leute klauen das Resultat des Forschungsprojektes, und ich soll Ihnen Finderlohn zahlen dafür, dass Sie es

wiederfinden? Wissen Sie was? Ich finde selbst heraus, wo Reber sich aufhält.«

»Das werden Sie nicht. Wenn Sie nämlich hier weggehen, ohne dass wir eine Einigung erzielt haben, warne ich Reber. Dann können Sie Ihr rosa Wunder suchen.«

Roux dachte nach. Schließlich fragte er: »Was stellen Sie sich beim Finderlohn denn vor?«

{199}»Wenn der Zeitpunkt gekommen ist, an dem Sie das Tier der Öffentlichkeit präsentieren, erhält der Zirkus Pellegrini das Exklusivrecht, das zu tun. Dreißig Vorstellungen lang wird mein Zirkus der einzige Ort der Welt sein, an dem das Wunderwesen zu sehen ist. Eintrittspreise und andere Konditionen bestimme ich.«

Roux sah ihn ungläubig an. »Es handelt sich hier nicht um eine Zirkusnummer. Sie haben es mit einem bedeutenden Forschungsprojekt zu tun!«

Pellegrini lachte: »In ein paar Jahren wird es Dutzende solcher Forschungsresultate geben. Patentiert und zu Phantasiepreisen auf dem Markt. Was wetten wir?«

Schließlich einigten sie sich auf fünfzehn Vorstellungen und eine kleine prozentuale Beteiligung von Roux an den Einnahmen.

{200}

16

Am selben Tag

Roux' Gefühlslage schwankte noch immer zwischen Wut und Euphorie, Hass und Glückseligkeit. Er hatte es geschafft! Es war zwar nicht glattgelaufen, aber gelaufen war es. Wow! Er, Paul Roux, hatte einen wissenschaftlichen Durchbruch erzielt, neben dem die Glowing Animals Kinkerlitzchen waren. Und die hatten immerhin den Nobelpreis geholt. Er hatte zwar ein Zufallsresultat erzielt, aber war Sankt Zufall nicht der Schutzheilige der Forscher? Er würde die Sache natürlich nicht publizieren können, bevor er nicht herausgefunden hatte, wie es zur Kleinwüchsigkeit gekommen war, aber er besaß das Zellmaterial. Das klonbare Zellmaterial! Und er besaß die Partner, die das technische Know-how und die Kapazität hatten, das Produkt herzustellen, und zwar in ausreichender Menge, und die Power, es auf dem Markt durchzusetzen. Er brauchte keinen Nobelpreis. Das Ansehen, das er erreichen, und der kommerzielle Erfolg, den er erzielen würde, reichten bei weitem, um den Professor tief in den Schatten zu stellen, in den er seit je gehörte.

Roux wusste, dass er sich jetzt nicht von Rachegefühlen leiten lassen durf te. Dafür war später noch genug Zeit. Jetzt musste er ruhig Blut bewahren, er brauchte einen Plan und seine stillen Partner.

{201}
17
Am selben Tag

Die CGC lag in einem Industrieviertel von Bejing, bei normalem Verkehr knapp zwei Stunden vom Zentrum entfernt. Doch die, die dort arbeiteten, fuhren selten ins Zentrum. Die meisten wohnten in einer der großen Wohnsiedlungen in der Nähe, die sich alle zum Verwechseln ähnlich sahen.

Diese Ähnlichkeit störte sie nicht, sie hatte viel mit ihrer Arbeit zu tun. Ein wichtiger Zweig der Chinese Genetic Company war nämlich das Klonen.

Ein noch wichtigeres Standbein war das Sequenzieren, das Entschlüsseln genetischer Codes. Die CGC erledigte diese Arbeit so schnell und preisgünstig, dass es für westliche Labors effizienter und ökonomischer war, ihre Zellen nach China zu schicken.

Die CGC war nicht die größte, aber eine der großen Genfabriken Chinas. Sie beschäftigte an die zweitausend Laboranten, Techniker, Chemiker, Ärzte und andere Spezialisten.

Ein paar von ihnen saßen gerade in einem der vielen Besprechungszimmer und sahen sich zum wiederholten Mal das Video an, das von einem leistungsstarken, hochauf lösendenBeamer auf die Leinwand am Ende des Sitzungstisches geworfen wurde.

Die Männer und Frauen sprachen durcheinander. {202}Jemand, der mit den Verhältnissen vertraut war, würde sagen: aufgeregt. Es ging um die Frage, ob der winzige rosa Elefant, der auf der Leinwand von einem etwas fülligen Mann gefüttert wurde, mechanisch oder lebendig war, echt oder ein visueller Effekt. Man war sich nicht einig. Aber die, die das Tier für ein Lebewesen hielten, waren in der Mehrheit. Trotzdem wurde beschlossen, das Material in die IT-Abteilung zu schicken und durch die Spezialisten überprüfen zu lassen, ob das Elefäntchen nicht gemorpht war. Die Runde wollte in einer Stunde wieder zusammentreffen und löste sich auf.

Exakt eine Stunde später erklärte der Spezialist, weshalb er mit Bestimmtheit sagen konnte, dass das Material nicht manipuliert war. Danach wurde der Kreis der Anwesenden auf die oberste Führungsstufe eingedampft, und diese beschloss nach kurzem Meinungsaustausch, die Angelegenheit an die alleroberste zu delegieren.

Die wiederum zog nach längerer Diskussion den Leiter der Sicherheitsabteilung hinzu, der noch am selben Tag Tseng Tian brief teund mit den nötigen Mitteln und Vollmachten ausstattete.

Am nächsten Morgen kurz vor sieben saß dieser in der Economy der Air China CA5621 nach Zürich.

{203}
18
Am selben Tag

Der Hof Brudermatte lag an diesem frühen Morgen da wie ein Bild aus einem Weihnachtskalender. Die dicke Schicht aus Neuschnee auf Dach und Garten hob sich von einem schwarzblauen Himmel ab, in dem noch eine dünne Mondsichel und ein paar Sterne standen. Zwei erleuchtete Fenster warfen ihr Licht auf das glitzernde Weiß. Aus dem Kamin stieg eine helle Rauchsäule in die stille Morgendämmerung.

Reber kniete vor dem Ofen und heizte ein. Barisha stand neben ihm und schwang ungeduldig den Rüssel. Auf dem Herd ein Topf, in dessen Wasserbad ihr Fläschchen warm wurde. Auf der anderen Platte Rebers alte Aluminiumkaffeekanne mit dem gläsernen Deckel. Er liebte den Duft von heißem Kaffee in einer noch kalten Bauernküche.

Das Feuer brannte. Reber stemmte sich hoch auf die Beine. Ganz schön außer Form, dachte er, für einen, der als Student einmal im Schwimmen den Schweizerrekord in vierhundert Meter Lagen egalisiert hatte.

Er füllte eine große Tasse mit aufgewärmtem Kaffee, zuckerte ihn, nahm das Babyfläschchen aus dem Wasserbad, prüf tedie Temperatur der Milch, indem er wie eine Mutter einen Tropfen auf die Innenseite des Handgelenks gab, setzte sich mit beidem auf das Ende der Eckbank am Küchentisch und begann, Barisha zu säugen.

{204}Er machte dies seit nun bald zehn Monaten fünfmal am Tag und ab und zu auf ihren Wunsch auch in der Nacht, und es war ihm nicht verleidet. Im Gegenteil: Er genoss es jedes Mal. Seine längste Liebesgeschichte bisher.

Er briet sich zwei Spiegeleier und aß sie mit dem Bauernbrot, das Frau Huber ihm aus der Dorfbäckerei brachte und das mitschuldig war an seinem Übergewicht. Er verschlang es wie Kuchen. Und zwischen den Bissen steckte er Barisha mundgerechte Apfel- und Karottenstücke zu.

Nach dem Frühstück ging er mit ihr vor die Haustür. Es war nicht der erste Schnee für Barisha, aber der Stoff war ihr immer noch unheimlich. Sie ging vorsichtig und steifbeinig darin herum, blieb alle paar Schritte stehen und hob mal den einen, mal den anderen Fuß, um ihn etwas aufzuwärmen.

Reber beobachtete sie eine Weile, dann erbarmte er sich und hob sie hoch.

Beim Hineingehen fiel ihm auf der Feierabendbank unter dem Fenster etwas auf, das aussah wie zugeschneite Abdrücke. Sanfte, kaum sichtbare Dellen im Neuschnee.

Beim zweiten Hinsehen sah er auch welche, die von der Bank zu dem Weg führten und sich in seinen eigenen frischen Fußabdrücken verloren.

Nicht mehr als die Andeutung einer Spur. Vielleicht ein Fuchs, der die Wärme gesucht hatte.

{205}19

7. Juni 2016

Diesmal war Roux pünktlich am Flughafen. Er stand am Ankunftsterminal, hielt ein Schild, auf dem »Mr. Tseng Tian« stand, und fühlte sich wie ein Chauffeur.

Das Video hatte seine Wirkung nicht verfehlt. Kaum hatte er den Link zum File an seinen Kontaktmann geschickt, hatte auch schon sein Handy geklingelt. Roux hatte kurz die Umstände und die Situation erläutert und versprechen müssen, nichts zu unternehmen, bis er wieder angerufen werde.

Es hatte fast drei Stunden gedauert, bis der zweite Anruf kam. *»Play it safe«,* lautete die Parole. Nichts anmerken lassen. Alles wie immer. Nichts, das irgendjemandem einen Hinweis darauf geben könnte, dass etwas Außergewöhnliches vorgefallen war. Niemanden einweihen, der noch nicht eingeweiht war. War jemand eingeweiht? Ja? Dann dafür sorgen, dass auch der sich so verhielt wie er. »*Don't move. No police.* Bis unser Mann bei Ihnen ist. *Play it safe.*«

Tseng war größer, als Roux ihn sich vorgestellt hatte, er überragte ihn um einiges. Er hatte das schulterlange Haar im Nacken zu einem Pferdeschwanz zusammengebunden und mochte etwas über dreißig sein.

Er reiste mit einem kleinen Handgepäck und einem großen Koffer. Beide waren mit Rollen ausgerüstet, aber er trug {206}sie, als hätten sie kein Gewicht. Er hatte Roux' Schild mit seinem Namen entdeckt und kam jetzt mit weitausholenden Schritten auf ihn zu. Roux setzte ein Lächeln auf, aber Tseng erwiderte es nicht. Er war auf ernster Mission.

Tseng begrüßte ihn mit einem eisernen Händedruck und einem formellen *»How do you do, Mister Roux?«*. Es klang wie »Ro-uggs«.

»Ru«, korrigierte ihn Roux.

Auf dem Weg zum Parkhaus unterhielt Roux seinen Gast mit Rezeptionistenfragen nach dem Flug und ob dies sein erster Aufenthalt in der Schweiz sei, bekam aber nur einsilbige Antworten.

Bevor sie einstiegen, ging der Chinese auf Knie und Hände und leuchtete mit einer kleinen LED-Lampe die Wagenunterseite ab. Dann durchsuchte er mit raschen, professionellen Handgriffen den Kofferraum. Er warf einen gründlichen Blick unter die Kühlerhaube, und zum Schluss nahm er sich viel Zeit für eine minutiöse Untersuchung des Innenraums des BMWs.

Erst dann setzte er sich auf den Beifahrersitz.

Roux hatte Tseng kommentarlos zugesehen und die Maßnahmen für übertrieben gehalten. Nun setzte er sich hinter das Steuer.

»Play it safe«, erklärte der Chinese.

Auf der Fahrt zum Hotel erhielt Roux seine Instruktionen. Wieder fühlte er sich wie ein Chauffeur.

{207}20

11. Juni 2016

Seltsam, dachte Reber, als er auf legte.Es war doch bei der letzten Visite alles in Ordnung gewesen mit Trisha. Die nächste war erst in zwei Wochen fällig.

Pellegrini hatte angerufen und ihn gebeten, außerhalb des Turnus vorbeizukommen. Trisha gefalle ihm nicht.

»Was ist mit ihr?«

»Das würde ich eben gerne von Ihnen hören. Sie ist irgendwie komisch.«

»Was meint Kaung?«

Pellegrinis Antwort klang gereizt: »Ist es Ihnen möglich vorbeizukommen, oder soll ich Doktor Hess bitten?«

Reber versprach, in gut zwei Stunden bei ihm zu sein.

Ob es nicht früher gehe, hatte Pellegrini gefragt.

Er sei auf dem Weg zu einem Patienten, hatte Reber gelogen. Er konnte nicht gut erklären, dass Barishas nächste Fütterung in einer guten Stunde fällig war.

»Sie machen auch am Samstag Hausbesuche?«

»Die Tiere halten sich leider nicht an die Arbeitszeiten«, entgegnete Reber. Gleich nach dem Anruf schickte er Kaung die verabredete Textnachricht. *»Call«,* lautete sie.

Es dauerte zwanzig Minuten, bis Kaung unbeobachtet telefonieren konnte. Reber erzählte ihm von dem Anruf und fragte, was los sei mit Trisha.

{208}»Trisha okay«, antwortete Kaung.

»Pellegrini macht sich angeblich Sorgen. Sie sei komisch.«

»Trisha okay. Aber Direktor komisch.«

Reber lachte. »Ist er das nicht immer?«

»Jetzt dazu noch nervös. Vielleicht wegen China-Mann.«

»Was für ein China-Mann?«

»Ist hier.«

»Ein Artist?«

»Zu groß für Artist.«

Eine Stunde später fütterte Reber Barisha, brachte sie in ihr Quartier im Stall, ließ etwas Zweige zurück, verschloss die Tür und fuhr los.

Es war etwas wärmer geworden, aber noch immer lagen Schneeflecken auf beiden Seiten der Straße.

Während der Fahrt nach Dondikon überlegte er, was hinter der Sache stecken konnte. Seit er sich um Pellegrinis Elefanten kümmerte, hatte ihn der noch nie von sich aus angerufen. Wenn etwas Außergewöhnliches war, hatte stets Kaung die Initiative ergriffen. Kaung wusste, wann ein Elefant einen Arzt brauchte.

Je länger er darüber nachdachte, desto seltsamer kam ihm die Sache vor. Es war,

als suche Pellegrini einen Vorwand, um ihn zu treffen. Hatte er einen Verdacht?

Einen kurzen Moment lang dachte er daran umzudrehen. Aber dann schrieb er seine Bedenken der Paranoia zu, die ihn seit Barishas Geburt immer wieder überfiel, und er fuhr weiter.

Die Allmend Dondikon war auch bei Sonnenschein ein trister Ort. Sie befand sich in der Nachbarschaft einiger Industriebauten, Mästereien, Bauernhäuser mit mächtigen {209}Silos, einer Gemeindehalle, einer Tankstelle und eines Ausstellungsraums für landwirtschaftliche Geräte und Fahrzeuge. In etwas Distanz ein Wäldchen, zu dem eine schmale Straße führte, und an ihrer Einmündung ein Schild mit der Aufschrift »Schießanlage«. Eine Wiese mit ein paar traurigen Kühen und davor die Allmend, auf der der Zirkus Pellegrini aufgebaut war.

Reber stellte seinen SUV auf dem Parkplatz ab, holte den Koffer aus dem Laderaum und ging zum Direktionswagen.

Pellegrini hatte ihn durch das Fenster kommen sehen und öffnete die Tür, bevor Reber klingeln konnte. »Danke, dass Sie so schnell kommen konnten«, sagte er. »Wollen wir gleich zu ihr?«

Auf dem Weg zum Stallzelt bemerkte Pellegrini: »Vielleicht täusche ich mich, ich bin bekanntlich nicht gerade ein Elefantenspezialist.« Auf diesen Satz folgte ein nervöses Lachen.

»Besser einmal zu viel den Arzt gerufen«, entgegnete Reber, entgegen seiner Überzeugung.

Trisha stand in der Box neben Rupashi. Kaung war dabei, den Stall auszumisten. Er nickte den beiden zu und fuhr die mit Dung gefüllte Schubkarre hinaus.

Reber betrachtete die Elefantenkuh. »Was ist Ihnen aufgefallen?«

»Sie ist einfach anders als sonst. Unruhig. Nervös. Schreckhaft.«

Reber ging um Trisha herum, tätschelte ihren Rüssel, sah sich ihre Augen an, hob ihren Schwanz.

»Äußere Anzeichen, Ausfluss, Durchfall, Schleim?«

{210}Pellegrini dachte nach. »Nein, etwas Konkretes ist mir nicht aufgefallen. Es ist mehr so ein Gefühl. Gut möglich, dass ich mich täusche. Aber ich möchte einfach nicht noch ein Kalb verlieren.«

»Was meint Kaung?«

»Er findet, sie sei okay. Aber Kaung hat sich auch schon getäuscht. Damals, bei Sadaf, zum Beispiel. Da hat er auch nicht vorausgesehen, dass sie ihr Baby töten könnte.«

Kaung kam zurück mit einem Kübel voller Karotten und Äpfel. Falls er die letzte Bemerkung von Pellegrini gehört hatte, ließ er sich nichts anmerken.

»Auf jeden Fall wäre ich froh, wenn Sie sich die Zeit nehmen könnten, sie gründlich zu untersuchen. Ich bin im Büro, falls etwas ist.«

Er ging zum Ausgang, und Reber folgte ihm.

»Wohin gehen Sie?«, fragte Pellegrini, etwas erschrocken.

»Zu einer gründlichen Untersuchung gehört ein Ultraschall. Ich hole das Gerät

aus dem Wagen.«

Der Direktor sah aus, als wolle er etwas einwenden, sagte aber nur: »Dann haben wir ja den gleichen Weg bis zum Büro«, und ging voraus. Betont langsam, kam es Reber vor, als hätte er an einer schweren Last zu tragen.

An der Tür zum Büro verwickelte er ihn noch einmal in ein Gespräch über die Möglichkeit, dass er sich täusche mit Trisha, aber dass er einfach sicher sein wolle, nichts unterlassen zu haben. Dann erst betrat er den Wagen.

Reber ging weiter zum Parkplatz. Aus der Distanz sah er einen großgewachsenen Mann mit langen Haaren. Er sah kurz in seine Richtung, ging dann weiter und stieg auf der Beifahrerseite in einen schwarzen Wagen.

{211}Reber war sich nicht sicher, aber er konnte sehr wohl asiatische Gesichtszüge haben.

Mit Trisha war alles in Ordnung, das hätte Reber auch ohne die einstündige Untersuchung sagen können. Jetzt fuhr er etwas schneller als üblich, damit er rechtzeitig zu Barishas nächster Mahlzeit zurück war.

Kaung hatte recht: Nicht Trisha, Pellegrini war komisch. Alles, was er bei der Elefantenkuh beobachtet haben wollte, traf auf ihn selbst zu: unruhig, nervös, schreckhaft.

Hatte Kaung vielleicht auch recht mit seiner Vermutung, das könne mit dem Chinesen zu tun haben? Und war er es gewesen, den er da auf dem Parkplatz gesehen hatte? Groß war er jedenfalls, und Chinese möglicherweise auch.

Immerhin: Seine Befürchtung, Pellegrini könnte einen Verdacht geschöpft haben, hatte sich nicht bestätigt. Sonst hätte er ihn bestimmt damit konfrontiert. Er war, bei allem, was man gegen ihn sagen konnte, ziemlich geradeheraus.

Aber weshalb hatte er ihn dann kommen lassen?

Warum auch immer: Es konnte nichts schaden, ein wenig auf der Hut zu sein.

Zu Hause ging er direkt zum Stall. Als er die Tür aufschloss und von Barisha begrüßt wurde, war er erleichtert. Noch mehr als sonst.

{212}21

12. Juni 2016

»Wir hätten genug Zeit gehabt, zu seinem Haus zu fahren und es einfach mitzunehmen.«

»Better play it safe«, antwortete, wie nicht anders zu erwarten, der Mann aus Bejing.

Roux hatte Tseng an diesem Sonntagmorgen schon früh im Hotel abgeholt, einem gesichtslosen Neubau in der Nähe der Gentecsa. Der Chinese hatte wegen dieser Nähe auf der Wahl bestanden. Er hatte seit seiner Ankunft viel Zeit damit verbracht, in den Labors die Schlösser durch mitgebrachte Hightec-Schließvorrichtungen zu ersetzen und allerhand Überwachungs- und Alarmschnickschnack anzubringen. Sie hatten vor, den Zwergelefanten auf direktem Weg ins Labor zu bringen, ihm die Gewebeproben zu entnehmen und ihn so lange hierzubehalten, bis Bejing Erfolge meldete, auf denen man aufbauen konnte. Erst danach würde die Sensation der Öffentlichkeit vorgestellt.

Tseng ging Roux gehörig auf die Nerven mit seiner Umständlichkeit und Pingeligkeit. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er bereits mit dem Zellmaterial im Flugzeug sitzen können.

Aber nein: Für den Chinesen musste alles minutiös vorbereitet und doppelt und dreifach abgesichert sein. Null Improvisation.

{213}Die Idee, Reber von Pellegrini herlocken zu lassen, hatte Roux gut gefunden. Bis er begriff, dass es Tseng nur darum ging, an Rebers Wagen irgendein Gerät anzubringen, mit dessen Hilfe er immer wusste, wo dieser sich aufhielt.

Und obendrein hätte ihn Reber beinahe dabei erwischt! Da war es an ihm, Roux, gewesen, *»play it safe«* zu sagen. Aber der Chinese hatte abgewinkt und gesagt: *»No problem.«* Auch so einer seiner Standards.

Jetzt saßen sie in einem sicherheitshalber mit falschen chinesischen Papieren gemieteten unauf fälligenRenault irgendwo im Oberland vor einem Wegmacherschuppen und starrten auf das Display von Tsengs großem Smartphone. Der leicht pulsierende rote Punkt in der Nähe von Graufeld, keine zehn Minuten von hier, hatte sich seit Stunden nicht bewegt. Endlich war auch nach Tsengs Meinung alles so weit vorbereitet, dass sie zuschlagen konnten, sobald sich Reber weit genug von seinem Haus entfernte.

Roux fror. Tseng erlaubte ihm nicht, den Motor zu starten, um ein wenig zu heizen. Zu auf fällig,fand er. *Too conspicuous.*

Am meisten litt er unter der Wortkargheit des Chinesen. Roux war zu aufgeregt, um zu schweigen. Es würde ihn von seiner Nervosität ablenken, wenn er sich mit jemandem unterhalten könnte. Wie mit Pellegrini. Der war auch nervös, aber das äußerte sich nicht in Schweigsamkeit. Sie hatten sich sehr angeregt unterhalten und

für die Dauer des Gesprächs ihre Aufgeregtheit über das Wunder ablegen können.

Der Punkt bewegte sich. Roux' Herz setzte einen Schlag lang aus.

{214}
22
Am selben Tag

Reber war mit Barisha allein zu Hause. Er zog seinen schlabbrigen Joggingdress an – weshalb er einen *Joggingdress* besaß, war ihm ein Rätsel – und trug Barisha die Treppe hinunter in die Küche. Er machte Feuer im Kachelofen und stellte fest, dass kein Brot mehr im Haus war. Unvorstellbar, ein Sonntagmorgen ohne sein Brot.

Er brachte den Elefanten in die Stube und gab ihm ein paar Apfelschnitze als erstes Frühstück. Dann verschloss er die Tür und fuhr zur Dorfbäckerei.

Am Eingang kam ihm Rita, die Kellnerin im ›Löwen‹, mit einer Tüte voller Brötchen entgegen. »Hat der Zirkusdirektor dich gefunden?«, fragte sie.

»Welcher Zirkusdirektor?«

»Der vom Zirkus Pellegrini, wie viele Zirkusdirektoren kommen dich denn besuchen?«

»Ach so, der. Wann war das?«

Sie überlegte kurz. »Ich glaube, am Donnerstag. Hat der dich also nicht gefunden. Und ich mache ihm so eine schöne Zeichnung. Sepp sagt, der sei bei der Musik.«

Reber verstand nicht.

»Schwul. Sepp sagt, der sei schwul.«

»Kann sein.«

»Schade.«

{215}Reber kauf tezwei Brote und fuhr zurück zum Haus.

Pellegrini hatte ihn gesucht? Und weshalb hatte er ihn dann nicht gefunden?

Der Schnee auf dem Weg zur Haustür war geschmolzen, nur der festgetretene Nassschnee vom ersten Schneefall war als Eisschicht zurückgeblieben. Reber sah seine eigenen Schuhabdrücke kommen und gehen.

Eine Spur zweigte kurz vor der Haustür ab und führte zur Feierabendbank. Das Profil war zwar nicht mehr zu erkennen, aber die Form war anders. Er folgte ihr bis zur Bank und sah, dass die Person, die sie hinterlassen hatte, hinaufgestiegen war.

Reber stieg ebenfalls hinauf. Er kam nur bis zum Fenstersims, es gelang ihm nicht, ins Zimmer hineinzusehen. Aber für einen größeren Mann wäre es kein Problem.

Pellegrini war ein größerer Mann.

Reber sprang von der Bank und rannte ins Haus.

{216}23
Am selben Tag

Falls der pulsierende rote Punkt an Graufeld vorbeifuhr, wollten auch sie sich auf den Weg machen. Roux startete den Motor, als der Punkt den Dorfkern erreichte. Aber dort blieb er stehen. Roux schaltete den Motor aus.

Nach ein paar Minuten bewegte sich der Punkt wieder rasch in die andere Richtung und hielt bei Rebers Haus.

»Shit!«, stieß Roux aus.

Tseng zeigte keine Emotionen. Saß einfach da und wartete.

Er brauchte nicht lange zu warten. Acht Minuten zählte die Digitaluhr auf dem Display, bis sich der rote Punkt wieder in Bewegung setzte.

Diesmal fuhr er an Graufeld vorbei. Und zwar schnell.

Roux startete den Motor und wollte Gas geben. Aber Tseng legte ihm die Hand auf den Unterarm. *»Wait. Two more minutes.«*

Roux kamen die zwei Minuten wie eine Ewigkeit vor.

Als der Chinese endlich *»Go!«* sagte, gab er so viel Gas, dass er vor dem Schuppen zwei schwarze Gummimarkierungen zurückließ.

»Too conspicuous«, murmelte Tseng. Dann schwieg er wieder, bis sie den Hof Brudermatte erreicht hatten. *»Wait here!«,* befahl er ihm.

{217}Das ging Roux zu weit. Er zeigte auf seine Brust. *»My elephant!«,* sagte er und folgte Tseng.

Sie klingelten wie offizielle Besucher und hofften, dass niemand an die Tür kam.

Als niemand erschien, klingelten sie noch einmal. Erst dann nahm Tseng einen Bund Dietriche aus der Tasche und öffnete die Tür, als halte er den Hausschlüssel in der Hand.

Die Haustür führte direkt in die Küche. Es war warm. Im Spülbecken stand ein kleiner Topf, der mit milchigem Wasser gefüllt war. Die Tür zu einem Wohnraum stand einen Spalt offen. Ein grüner Kachelofen erfüllte den Raum mit seiner Wärme.

Roux entdeckte am Boden einen Apfelschnitz und einen bunten Gummiring. Und noch etwas: kleine Kügelchen, vielleicht etwas größer als Ziegenkot. Er hob eines auf. Es war brüchig wie Elefantendung.

»Tseng!«, rief er.

Keine Antwort.

Er ging in die Küche. Die dritte Tür, die vorher zu gewesen war, stand jetzt offen. Sie führte in die Scheune. Dort stand Tseng vor einer weiteren Tür und war gerade dabei, ihr Schloss zu knacken.

Sie betraten einen leeren Stall. Er war eingerichtet wie eine Miniaturelefantenanlage. Kahle Äste, die wie kleine Bäume senkrecht in den Boden gemauert waren und an denen Bälle hingen, herumliegende kleine Rundhölzer,

Steine und Vertiefungen, die zum Teil mit Wasser gefüllt waren.

Und überall die kleinen Dungkugeln, von denen Roux noch immer eine in der Hand hielt und jetzt zu den anderen warf.

{218}Weit und breit kein rosaroter Mini-Elefant.

Für Roux war klar, dass Reber den Braten gerochen und das Versuchstier mitgenommen hatte. Aber Tseng durchsuchte das ganze Haus, bis er Roux' Drängen nachgab und ihm zum Wagen folgte.

Auf dem Bildschirm war der rote Punkt schon in der Nähe der Stadt.

Zum zweiten Mal war von Roux ein lautes *»Shit!«* zu vernehmen.

{219}
24
Am selben Tag

Reber besaß keinen Plan. Zwar hatte er immer mal wieder daran gedacht, dass es schiefgehen und er auffliegen könnte. Und diese Gedankenspiele waren jedes Mal darauf hinausgelaufen, dass er mit Barisha abhauen und sich irgendwo verstecken müsse. Aber wohin und wo, das waren immer Fragen geblieben, auf die er keine Antwort hatte.

Anfangs hatte er gedacht, der einzig ethisch vertretbare Ausweg aus einer solchen Situation wäre es, das Resultat des Experiments einzuschläfern und dafür zu sorgen, dass keine einzige Zelle davon übrigblieb. Aber das war ein theoretisches Szenario gewesen, ein wissenschaftliches, sozusagen. Damals war ihm Barisha noch nicht so sehr ans Herz gewachsen wie jetzt.

Es war ihm klar, dass er mit seiner Flucht alles aufs Spiel setzte, seine Existenz und seine Zukunft. Aber das war ihm egal. Es gab Dinge, die wichtiger waren.

An einem so düsteren Sonntagvormittag herrschte kaum Verkehr. Er kam gut voran. Sofern man gut vorankommen konnte, wenn man kein Ziel hatte. Aber er brauchte kein Ziel. Er fuhr einfach instinktiv Richtung Stadt. Wohin sollte er sonst? In Zürich kannte er sich am besten aus. Und wenn man sich verstecken muss, dann tut man das dort, wo man sich auskennt. Hier war er geboren, hier war er zur Schule {220}gegangen, hier hatte er studiert, hier hatte er sich verliebt und hier hatte er sich scheiden lassen. Die Stadt war so voller Erinnerungen, dass er einst aus ihr hatte fliehen müssen. Aber jetzt, wo er wieder auf der Flucht war, fiel ihm kein anderes Ziel ein.

Er fuhr durch die Wälder der Naherholungszone. Auf den Parkplätzen am Waldrand standen die Autos von ein paar unermüdlichen Joggern und Waldspaziergängern. Bald erreichte er die ersten Grundstücke des Villenhügels, zwischen denen bei besserer Sicht die Stadt und der See zu erahnen waren.

Barisha stand in einer offenen Umhängetasche am Boden vor dem Beifahrersitz. Sie hatte den ganzen Weg gestanden, wie erstarrt.

Sie erstarrte jedes Mal, wenn etwas Ungewohntes geschah. Wenn sie fremde Stimmen hörte. Oder wenn er sie an einem unbekannten Ort allein ließ. Beim ersten Mal, als sie in der Stube auf ihn warten musste, traf er sie drei Stunden später in derselben Position an, in der er sie zurückgelassen hatte. Aus dem Dunghaufen zu schließen, der hinter ihr lag, hatte sie sich nicht von der Stelle gerührt.

Auch jetzt bewegte sie sich nur, um das Gleichgewicht zu halten, wenn Reber bremste oder Kurven fuhr. Es war die zweite Autofahrt ihres Lebens. Die erste war die Taxifahrt mit Kaung gewesen, an dem Tag, an dem sie geboren wurde.

Kaung! Er hatte ihn vergessen!

Er hielt so brüsk am Straßenrand, dass er Barisha gerade noch vor dem Umfallen

bewahren konnte. Er nahm das Handy aus der Jogginghose und tippte: *»Call!«* Reber wartete eine Weile, aber das Gerät blieb stumm.

{221}Er fuhr weiter durch die Tempo-dreißig-Zone, wo die Grundstücke jetzt kleiner wurden und die Villen dichter standen.

An der Kreuzung, an der die Straße steil ins Stadtzentrum hinunterführte, zögerte er kurz. Dann bog er rechts ab, nach Norden, wo die Außenquartiere lagen und der Fluss.

Es begann zu regnen.

{222}25
Am selben Tag

»Big mistake!«, stieß Roux schon wieder grimmig aus.

Tseng antwortete nicht. Beim ersten Mal hatte er noch erwidert, dass sie nun keine Ahnung hätten, wo sich Reber und der kleine Elefant aufhielten, wenn er nicht die Vorkehrung mit dem Sender getroffen hätte. Aber danach ignorierte er ihn.

Roux wusste, dass der Chinese recht hatte. Er brauchte einfach jemanden, dem er die Schuld geben konnte. Und er war zu nervös, um einfach nichts zu sagen.

Reber fuhr geradewegs auf die Stadt zu. Sie hatten einen Rückstand von schätzungsweise zwanzig Minuten, und da Reber sich offenbar an die Geschwindigkeitsbeschränkungen zu halten schien, konnte Roux etwas aufholen. Es hätte mehr sein können, wenn Tseng ihn nicht immer wieder mit seinem *»too conspicuous«* gebremst hätte.

Geduldig zu bleiben war etwas viel verlangt, so kurz vor dem Ziel. Aber natürlich hatte Tseng recht. Jetzt galt es, nichts Unüberlegtes zu tun und die Nerven zu behalten. Und jetzt begann es auch noch zu regnen. *Shit!*

Eine Zeitlang sah es so aus, als wollte Reber mitten ins Stadtzentrum fahren. Oder vielleicht durch die Stadt und auf die Autobahn nach Süden. Italien!

»Hoffentlich will er nicht nach Italien!« Er musste es {223}einfach laut sagen. »Einen rosa Elefanten durch Italien verfolgen! Gute Nacht!« Er brach in ein hysterisches Gelächter aus. Tseng sah ihn erstaunt an und deutete auf das Display.

Der rote Punkt war abgebogen und fuhr jetzt nach Norden. Wollte er nach Basel? Frankreich? Deutschland?

Tseng klopf teihm wieder auf den Unterarm. Roux war im Eifer wieder zu schnell geworden. Er nahm den Fuß etwas vom Gaspedal.

Sie näherten sich dem Industrieviertel am Fluss, als Tseng auf das Display zeigte. *»Slow!«,* befahl er.

Reber war von der Hauptstraße abgebogen und fuhr langsam durch das Quartier am Fluss.

Jetzt blieb er stehen.

Tseng schaltete die Karte auf *earth view.*

Auf dem Bildschirm war jetzt eine Luftaufnahme der Gegend zu sehen, in der Reber angehalten hatte.

Tseng zoomte die Stelle heran. *»Recognize?«*

Natürlich erkannte Roux die Stelle. Es waren die Schrebergärten neben dem Uferweg am Fluss. Besaß Reber einen Schrebergarten? Wollte er sich dort verstecken?

Knapp zehn Minuten später entdeckten sie Rebers SUV. Er stand in einer Sackgasse auf einem Parkplatz für die Schrebergärten. *»Stop!«,* befahl Tseng.

Roux fuhr an die Seite der schmalen Straße. Ein zweites Auto kam hier nicht vorbei.

Tseng zog sein kleines Fernglas aus der Tasche und beobachtete das Fahrzeug eine halbe Ewigkeit.

»Und?«, fragte Roux schon zum dritten Mal, als der Chinese das Ding absetzte und feststellte: *»Car empty.«*

{224}*»Shit!«*

»Go!«, befahl der Chinese und deutete auf Rebers Wagen.

Roux fuhr den Renault bis zum SUV und hielt drei Parkfelder weiter. Außer ihnen standen da noch zwei Kombis. Auf einem Schild stand: »Nur für Pächter!!« Darunter die unbeholfene Zeichnung eines Abschleppwagens.

Sie stiegen aus und schlenderten zum SUV. Im Laderaum lag der Pilotenkoffer, der, wie Roux sich erinnerte, Reber als Arztkoffer diente. Daneben die Taschen aus schwarzem Gewebe, in denen der Tierarzt die Ultraschallausrüstung transportierte.

Auf dem Rücksitz lag ein Rollkoffer.

Während Roux noch durch die Scheiben linste, hatte Tseng die Fahrertür schon geöffnet und die Verriegelung der hinteren Türen gelöst. Er machte den Rollkoffer auf. Der Inhalt bestand aus hastig gepackten Kleidern, Wäschestücken, etwas Gemüse und Obst, einer Thermosflasche und einem leeren Babyfläschchen.

Tseng schloss die Wagentür und deutete auf den schmalen Fußweg, der zwischen den Gärten zum Fluss führte.

{225}26

Am selben Tag

Die Schrebergärten waren eine Eingebung gewesen.

Reber hatte als Student eine Freundin gehabt, deren Eltern geschrebert hatten. Geschrebert, so hatten sie es genannt. Sie hatten hier am Fluss einen Blätz – auch so ein Schreberausdruck – gepachtet und ihr Gemüse angebaut. Rekordgemüse, nicht biologisch dynamisch, sondern mit hochpotentem Kunstdünger angepflanzt, den sie heimlich in den selbstgemachten Kompost gemischt und mit Fungi- und Pestiziden, die sie diskret in die Brennnessel- und Schachtelhalmbrühen gerührt hatten.

Nora hatte sie dafür verachtet. Nicht, weil es unehrlich war, sondern weil sie das bisschen kriminelle Energie, das sie aufbrachten, für etwas so Spießiges einsetzten, wie andere Spießer beim Wettbewerb um den größten Kürbis und den üppigsten Kopfsalat zu bescheißen.

Aber etwas Gutes hatte der Schrebergarten: Außerhalb der Schrebersaison war das Gartenhäuschen ein ideales Liebesnest für ein Studentenpaar, das noch bei den prüden Eltern wohnte und kein Geld für ein Hotelzimmer besaß.

Als Versteck für ein paar Tage wäre dieses Gartenhäuschen gut geeignet. Es war zwar Schrebersaison, aber in diesem verschifften Juni gab es nicht viel zu gärtnern.

Es war zwar schon lange her, aber er hatte das Gefühl, {226}dass er den Blätz wiederfinden würde. An den Namen des Häuschens erinnerte er sich noch gut: *Blue Bayou*. Auch etwas, wofür Nora sich nicht genug entschuldigen konnte.

Und plötzlich stand er davor. Nur hieß es nicht mehr *Blue Bayou,* sondern дома, und auf dem Dach wehte die mazedonische Flagge im aufkommenden Gewitterwind. Das Gemüsebeet war etwas kleiner, als er es in Erinnerung hatte, dafür gab es einen gemauerten Grill mit einem Kamin, in den bemalte Keramikteller eingelassen waren.

Der Schrebergarten hatte offenbar neue Besitzer bekommen. Reber machte sich nicht einmal die Mühe, nachzusehen, ob der Schlüssel noch immer auf der rechten Schrägstütze des Vordachs über der Tür lag.

Er warf einen Blick in die Umhängetasche. Barisha hatte sich hingelegt. Aber sie schlief nicht. Ihre Augen blickten ängstlich zu ihm hoch.

Reber wandte sich um und ging auf dem schmalen Weg zurück zum Auto.

Von weitem sah er zwei Gestalten entgegenkommen. Er duckte sich hinter einen verblühten Flieder, der sich nass und schwer über einen Zaun beugte, und spähte durch die Blätter. Ein großer und ein kleinerer Mann. Der große hatte asiatische Gesichtszüge. Der andere war Dr. Roux.

Reber eilte geduckt davon.

Er wusste nicht, ob sie ihn gesehen hatten und ihm folgten.

Sein Übergewicht machte ihm zu schaffen, und die Tasche mit Barisha

behinderte ihn. Falls sie ihm folgten, hatte er keine Chance, die Verfolger abzuschütteln. Seine einzige Hoffnung war, dass sie ihn nicht sahen.

{227}Er erreichte den Uferweg. Reber kannte sich aus, denn in seiner Jugend war er oft zum Schwimmen hier gewesen. Er überquerte den Weg und stieg die bewachsene Böschung hinunter. Stolpernd und rutschend bewegte er sich flussaufwärts, jeden Busch und jede Weide als Deckung nutzend.

Hinter einer Gruppe von Büschen schöpf teer Atem und bemerkte, dass an dieser Stelle der Uferweg unterspült und eine Höhle entstanden war. Er kletterte hinein und versuchte, sein Keuchen in den Griff zu bekommen.

Rasch näherten sich Schritte und entfernten sich wieder. Etwas später schwerfälligere Schritte und eine Männerstimme außer Atem, die *»Shit!«* hervorstieß. Seine Verfolger waren vorbei.

Aber sie würden bald merken, dass er nicht so weit voraus sein konnte, und zurückkehren und die Böschung absuchen. Es würde nicht lange dauern, bis sie ihn entdeckten. Bis ihnen Barisha in die Hände fallen würde.

Er öffnete die Tasche, hob den kleinen Elefanten heraus und flüsterte: »Warte hier. Ich bin bald zurück.«

Dann rutschte er auf den Knien tief in die Höhle und setzte Barisha dort ab, wo die unterspülte Tragschicht des Uferwegs auf den Boden der Höhle traf.

Er kroch zurück zum Höhleneingang und spähte hinaus. Weit vorne sah er den Chinesen. Er war stehen geblieben und wartete auf Roux, der aufgehört hatte zu rennen und mit in die Hüften gestemmten Händen und gesenktem Kopf auf den Wartenden zuging.

Reber hängte sich die leere Tasche um, kroch aus der Höhle und rutschte, als er sich sicher war, dass die beiden nicht in seine Richtung blickten, die Böschung hinunter.

{228}Flussaufwärts standen Weiden, an deren herabhängenden Ästen die braunen Wassermassen zerrten. Reber versteckte sich hinter ihren Stämmen und beobachtete seine Verfolger.

Roux hatte jetzt seinen Begleiter erreicht und sprach mit ihm. Der Chinese deutete in die Richtung, in die sie gerannt waren, und setzte sich selbst in die Gegenrichtung in Bewegung. In lockerem Laufschritt näherte er sich rasch.

Reber duckte sich so tief wie möglich hinter seine Deckung und wartete, bis der Mann vorbei war.

Die beiden hatten sich das Jagdrevier aufgeteilt. Bleiben, wo er war, konnte er nicht. Reber war zu nahe an Barishas Versteck. Er hatte die Wahl zwischen seinen zwei Häschern und wählte den langsameren. Er ging weiter in die Richtung, in der Roux nach ihm suchte.

Bis zur Flussschwelle war die Uferbewachsung dicht genug, so dass er unentdeckt vorankam. Aber danach lockerte sie sich. Reber konnte Roux kurz vor der Eisenbahnbrücke erkennen und wartete, bis er in der Fußgängerunterführung am Brückenpfeiler verschwunden war. Dann rannte er los.

Aber noch ehe er die nächste Deckung erreichte, kam Roux zurück aus dem schmalen Tunneleingang und sah ihn.

Reber blieb stehen.

Roux grinste, nahm ein Handy aus der Tasche und wählte in aller Ruhe. Während er ein paar Worte in das Gerät sprach, näherte er sich der Stelle, unterhalb derer Reber stehen geblieben war. Er steckte das Handy weg und ging weiter, bis er direkt über ihm stand.

Reber begann wieder, flussaufwärts zu gehen.

{229}Roux folgte ihm nicht. Er rief: »Nur zu! Mein chinesischer Freund wird gleich hier sein! Er war bei den chinesischen Schneeleoparden, der besten Spezialeinheit der Welt!«

Reber blieb wieder stehen. Er hatte den Chinesen rennen sehen. Keine Chance. Er machte Anstalten, die Uferböschung hinaufzusteigen. Barisha war vorläufig in Sicherheit.

Da sah er den Chinesen von weitem herantraben und blieb stehen. Es würden keine fünf Minuten vergehen, bis der Mann aus ihm herausgeholt hatte, was immer er wissen wollte.

Ausgerechnet in diesem Moment klingelte sein Handy. Er zögerte kurz, nahm es aber doch aus der Hosentasche.

»Kaung« stand auf dem Display. Er meldete sich und sagte leise: »In einer Höhle am Fluss bei den Schrebergärten«, schaltete das Handy aus und steckte es zurück.

Jetzt hob er die Umhängetasche vorsichtig an, als enthalte sie etwas Wertvolles, öffnete den Verschluss und tat so, als spreche er ein paar Worte hinein. Dann stieg er zum Flussufer hinunter, zog die Sneakers aus, band sie an den Schuhbändeln zusammen, hängte sie an den Schulterriemen und stieg ins Wasser. Es wäre nicht das erste Mal, dass er diesen Fluss überquerte, selbst bei diesem Wasserstand.

»He! Verrückt geworden!«, rief Roux.

Das Wasser war eiskalt. Reber hielt die Tasche am Schulterriemen und ließ sie an der Oberfläche schwimmen, wie früher die mit seinen Kleidern, wenn er über längere Strecken im Fluss schwamm.

»He!«, rief Roux. »Heee!«

{230}Reber schaute zurück. Der Chinese rannte auf dem Uferweg flussabwärts. Roux folgte ihm mit großem Abstand.

Der Fluss trug ihn schnell. Er legte sich den Schulterriemen um den Nacken, um beide Arme zum Schwimmen frei zu haben.

Er musste das andere Ufer vor der Schwelle erreichen.

{231}27

Am selben Tag

Er hätte die Böschung herunterrutschen und den Kerl festhalten sollen, bis Tseng gekommen wäre. Jetzt konnte er ihm nur noch nachschauen, wie er mit dem Elefanten davonschwamm. Mit dem Mini-Elefanten und all seinen Hoffnungen und Träumen.

Dieser scheiß Chinese mit seiner Übervorsichtigkeit!

Roux rannte ausgepumpt im strömenden Regen den Fluss entlang, weit vorne Tseng, die einzige Hoffnung, sein Forschungsergebnis doch noch zu retten.

Einen halben Kilometer unterhalb der Flussschwelle befand sich eine Fußgängerbrücke. Roux überquerte sie und schlug den Weg flussaufwärts ein.

Ein durchnässter Radfahrer kam ihm entgegen.

»Sind Sie an einem großen Chinesen vorbeigekommen?«, rief Roux ihm zu.

Der Mann bremste. »Hä?«

»Ein großer Chinese! Sind Sie einem begegnet?«

»Ich dachte, es sei ein Japaner.«

Roux ging eilig weiter, rennen konnte er nicht mehr.

Der Weg führte in ein Wäldchen. Dort hörte er plötzlich, wie jemand seinen Namen rief. *»Ru!«*

Er blieb stehen und sah sich um. Noch einmal: *»Ru! Here!«*

{232}Die Stimme kam von der Böschung herauf. *»Come!«,* rief sie jetzt.

Da erblickte er Tseng zwischen den Bäumen. Er kletterte zu ihm hinunter.

Über eine Stunde suchten sie das Ufer bis hinunter zum Flusskraftwerk ab. Dort stellten sie sich ans Geländer des Stauwehrs und starrten lange auf das Treibgut in dem Rechen. Weder Reber noch Roux' Zwergelefant war darunter.

Sie gaben auf und gingen flussaufwärts zurück zu den Schrebergärten.

Der Mietwagen und Rebers SUV waren die einzigen Fahrzeuge auf dem Parkplatz. Hinter den Scheibenwischer beider Fahrzeuge war ein Zettel geklemmt. Auf beiden Zetteln stand: »Das nächste Mal wird abgeschleppt!!!«

Die einzige Möglichkeit, die sie sahen, war, wegzufahren und den SUV wieder über den Sender zu überwachen.

{233}28

Am selben Tag

Sie standen etwa einen Kilometer von Rebers Wagen entfernt und warteten auf eine Bewegung auf dem Bildschirm. Tseng glaubte, dass Reber warten würde, bis die Luft rein war, und dann zum Fahrzeug zurückkehrte. Roux zweifelte daran. Er glaubte nicht wie der Chinese, dass Reber seinen Wagen nicht im Stich lassen würde, mit all der Elektronik. Denn was waren die paar Ultraschallgeräte gegen den Mini-Elefanten.

Tseng hielt es auch für möglich, dass Reber ertrunken war. Aber daran glaubte Roux nun wieder nicht. Der Mann war ein guter Schwimmer. Pellegrini hatte ihm erzählt, dass Reber in seiner Jugend Mitglied der Nationalmannschaft war. Schwimmen verlernt man nicht.

Das bedeutete allerdings noch lange nicht, dass der Mini-Elefant überlebt hatte.

Falls nicht, wäre es wichtig, den Kadaver so rasch zu finden, dass die Zellen noch verwertbar, sprich klonbar waren. Aber bei seinem Pech blieb ihm vermutlich auch in dieser Hinsicht nichts erspart.

Auf dem Display rührte sich nichts.

Ab und zu stieg Roux aus, um eine Zigarette zu rauchen. Einmal ging er zu einem Tankstellenkiosk in der Nähe und kauf teSandwiches und Mineralwasser.

{234}Es dämmerte. Vielleicht wartete Reber die Nacht ab, um unbeobachtet zum Wagen zurückzukehren.

Aber als die Nacht hereinbrach, verharrte der Punkt auf dem Bildschirm noch immer bewegungslos.

Gegen ein Uhr schlug Roux vor, abwechselnd Wache zu schieben. Tseng übernahm die erste und wollte ihn in zwei Stunden wecken. Aber als er ihn wachrüttelte, war es taghell, und auf der Straße herrschte Berufsverkehr. Es war sieben Uhr.

Tseng deutete auf den Bildschirm. Der Punkt bewegte sich!

Sie warteten ab, bis sie einen sicheren Abstand hatten, und fuhren los.

Der Punkt fuhr langsam aus der Stadt hinaus. Am ehemaligen Industriequartier vorbei zum aktuellen Industriequartier. Dort überquerte er die Bahngleise und blieb jenseits davon stehen.

Roux hielt ebenfalls an.

Sie warteten fünf, zehn, fünfzehn Minuten. Dann fuhren sie vorsichtig zu der Stelle, wo das Auto sich befand.

Es war ein Areal voll mit geparkten Wagen. Die Zufahrt war durch ein Tor verschlossen. Darüber stand »Toptow Abschleppdienst«.

Der Schrebergärtner hatte seine Drohung wahr gemacht.

{235}29
13. Juni 2016

Bei Roux war die zweithöchste Stufe der Frustration laut. Die höchste war stumm.

Er steuerte den Wagen wortlos und verbissen durch den Frühverkehr zurück zum Fluss und stellte ihn auf einem Parkplatz ab, von dem man nicht abgeschleppt werden konnte.

Grauer Regen fiel aus dem verhangenen Himmel. Sie teilten sich den gelben Schirm mit dem Aufdruck der Autovermietung und gingen zu Fuß an den Schrebergärten vorbei zum Ufer. Langsam folgten sie dem Uferweg und suchten die Böschung mit den Augen ab.

Ein alter Mann im Regenumhang stand vor seinem Tomatenzelt und brach Geiztriebe ab. »Haben Sie etwas verloren?«, rief er den beiden zu.

Bevor ihn Tseng daran hindern konnte, antwortete Roux: »Ein Bekannter von uns ist gestern über den Fluss geschwommen und seither verschwunden.«

»Haben Sie die Polizei informiert?«

»Er ist ein sehr guter Schwimmer.«

»Oberhalb oder unterhalb?«, fragte der Alte.

Roux deutete flussaufwärts. »Dort oben. Bei der Brücke.«

»Also oberhalb der Todeswalze«, stellte der Schrebergärtner fest.

{236}Roux und Tseng verstanden nicht.

Der Mann trat aus dem Gartentor. »Kommen Sie, ich zeige es Ihnen.«

Er ging ihnen ein Stück voran bis zu einer Stelle unweit seines Gartens. Dort versperrten Büsche und Weiden den Blick auf den Fluss. Der Mann ging weiter, bis die Vegetation den Blick auf eine kleine Plattform und eine lange Rettungsstange freigab. Ein Schild warnte: *Nur im Notfall benutzen!*

»Wenn er es nicht vor dieser Schwelle geschafft hat, an Land zu gehen, ist er jetzt hier drin, mag er ein noch so guter Schwimmer sein. Bei diesem Wasserstand entsteht hier eine Walze, die nichts und niemanden freilässt. Hier ist schon mancher ertrunken. Die drehen und drehen sich, bis sie hierher getrieben werden. An dieser Stelle fischt man sie dann raus.«

Roux und Tseng starrten auf die braune Gischt, aus der immer wieder ein Stück Treibholz, ein Autoreifen und ein verbogener Einkaufswagen auf tauchtenund verschwanden.

»Wenn ich Sie wäre, würde ich die Polizei informieren«, riet der Alte noch. Dann ging er zurück zu seinen Tomaten.

Die beiden starrten weiter in die Walze. *»Shit!«,* stieß Roux aus.

Tseng nahm die Rettungsstange aus den Trägern und tauchte sie in den Strudel.

Der Autoreifen schlug sie ihm fast aus der Hand und verschwand wieder.

Der Chinese stocherte weiter. Der Haken am Ende der Rettungsstange verfing

sich im Einkaufswagen. Tseng {237}verlor beinahe das Gleichgewicht, und Roux eilte ihm zu Hilfe. Mit vereinten Kräften zogen sie ihren Fang ans Ufer.

In der Achse hatte sich ein Knäuel aus Zweigen und Müll verfangen. Tseng entfernte es, legte es auf die Plattform und entwirrte es. Das Gewirr hatte sich um ein Paar ausgelatschte Sneakers gebildet, die an den Schuhbändeln zusammengebunden waren.

Roux fluchte erneut. »Seine Schuhe. Er hat sie ausgezogen, bevor er ins Wasser stieg.« Er hob die Stange auf, tauchte sie so weit weg wie möglich in die Wasserwalze und zog sie heran.

»He! Hallo!«, rief eine Stimme. »Ist jemand hineingefallen?«

Roux wandte sich um. Auf dem Uferweg stand ein bärtiger, wie ein Straßenarbeiter in eine gelbe Pelerine gehüllter Mann. Er trug eine vollbepackte Sporttasche und sah aus wie ein Obdachloser.

»Mein Hund!«, rief Roux.

Der Mann hob die Schultern und schüttelte den Kopf. »Todeswalze«, rief er, »da kommt keiner lebend raus. Die hat schon manchen geschluckt. Vergessen Sie es. Passen Sie lieber auf, dass Sie nicht auch noch reinfallen!«

Roux kümmerte sich nicht weiter um den Penner, wandte sich wieder der Flussschwelle zu und hörte Tseng rufen: *»Thanks!«*

Immer korrekt, diese Pfeife.

{238}
30
Am selben Tag

Je länger er darüber nachdachte, desto merkwürdiger kam ihm die Sache vor. Ein Bekannter soll gestern versucht haben, über den Fluss zu schwimmen? Bei diesem Wetter? Bei diesem Wasserstand? Und ist seither nicht wieder aufgetaucht? Und die melden das nicht der Polizei? Suchen selbst das Flussufer ab?

Albert Hadorn richtete sich ächzend auf. Dein Rücken wird dich noch in den Rollstuhl bringen, hatte seine Frau immer gesagt. Jetzt war sie schon über zehn Jahre tot. Und er sammelte noch immer an Regentagen die Schnecken aus den Beeten.

Er trug die braune Steingutschüssel, in der er sonst den Kartoffelsalat ziehen ließ – er war berühmt für seinen Kartoffelsalat, allerdings bei immer weniger Leuten –, ins Gartenhäuschen, füllte den Wasserkocher und schaltete ihn ein. Sofort begann der Kocher zu singen.

Vielleicht hatten die beiden Männer mit den zwei fremden Autos zu tun, die gestern auf dem Parkplatz standen. Dass einer das Logo einer Autovermietung trug, würde zu dem Chinesen passen. Er hatte ihnen eine Chance gegeben. Schriftlich gewarnt! Der Mietwagen hatte sie genutzt und war abgehauen, bevor der Abschleppdienst kam. Den hellgrauen Landcruiser dagegen hatte es erwischt.

{239}Achtzehn Schnecken zählte er. Ein paar versuchten abzuhauen. Es hatte sich wohl herumgesprochen in der Schneckengemeinde, was ihnen blühte. Er schubste sie mit dem Zeigefinger wieder zurück. Wie immer hatte er vergessen, für diese Arbeit die Gartenhandschuhe anzuziehen. Den Schleim bekam man danach fast nicht von den Fingern.

Vielleicht sollte er doch die Polizei informieren.

Der Kocher piepste. Er nahm ihn von seiner Basis und goss das kochende Wasser über die Schnecken in der Schüssel. Nicht sehr nett, aber besser als die Methoden, die ein paar andere Nachbarn der Anlage anwandten: mit der Schere zerschneiden. Oder Salz, Zucker, Schneckenkörner.

Er trug die Schüssel mit den toten Schnecken hinaus und goss ihren Inhalt in den Kompost. Dann rief er die Polizei an und merkte sich die Zeit.

Es dauerte achtundzwanzig Minuten, bis ein Streifenwagen kam. Mit Blaulicht und Sirene! Er führte die zwei Beamten zur Flussschwelle, aber falls die beiden nicht schon früher gegangen waren, dann hatte sie spätestens die Sirene vertrieben. Es sei denn, sie hatten nichts zu verbergen. Was ihm je länger, desto unwahrscheinlicher vorkam.

Auf der Plattform neben der Todeswalze lag ein kaputter Einkaufswagen, daneben ein Paar zusammengebundene Turnschuhe.

Er gab den Polizisten die beiden Autonummern, er hatte sie ja für den

Abschleppdienst notiert.

Einer der Beamten entfernte sich ein Stück und sprach in sein Funkgerät. Albert Hadorn sah auf die Uhr.

Es dauerte fast zwei Stunden, bis am anderen Ufer ein {240}Bergungsboot der Wasserschutzpolizei zu Wasser gelassen wurde.

Und fast drei, bis sie den schweren Körper eines Mannes im Joggingdress an Bord hievten.

Er trug eine Umhängetasche um den Hals.

{241}Dritter Teil

1

12. Juni 2016

Kaung hatte Rupashi trotz des seltsamen Anrufs gemolken, aber er hatte geahnt, dass etwas Schlimmes passiert war. Am Abend, als Hans ihm bei ihrem heimlichen Treffen gesagt hatte, er habe Reber nicht angetroffen, als er die leere Thermosflasche abholen wollte, wurde die Ahnung fast zur Gewissheit.

Halb verrückt vor Sorge um Barisha hatte er seine Pläne kurz entschlossen geändert und war zu Hans ins Auto gestiegen.

Die Brudermatte lag dunkel da. Sie hatten Hans' Mutter geholt, die einen Schlüssel besaß.

Das Haus sah aus, als hätte Reber es überstürzt verlassen. Die Stalltür, die sonst immer verschlossen war, stand offen. Frau Huber und ihr Sohn sahen zum ersten Mal die Miniatur-Elefantenanlage und die kleinen Dungkugeln und fragten sich, was für ein Tier der Doktor hier wohl hielt.

Kaung bezog das Gästezimmer. Er wollte im Haus auf die Rückkehr des Doktors warten.

Die Nacht verbrachte er meditierend und betend mit schwindender Hoffnung im Duft seiner Räucherstäbchen.

{242}Am nächsten Morgen fuhr er mit Hans zurück zum Zirkus und beschloss, trotz allem Rupashi zu melken und die Milch dem wartenden Hans mitzugeben. Als er ihm die Thermosflasche brachte, nahm er ihm das Versprechen ab, anzurufen, falls es etwas Neues gab.

Aber es war Frau Huber, die weinend anrief. Zwei Kantonspolizisten waren zu ihr gekommen und hatten berichtet, der Doktor sei in der Limmat ertrunken. Ob sie nach Zürich fahren und ihn identifizieren könne.

Am Nachmittag dann die Bestätigung, dass es tatsächlich der Doktor war. Er habe eine leere Umhängetasche um den Hals gehabt. Die habe sich in der Schwelle verfangen und ihn erwürgt. Dabei war er einmal ein Wettkampfschwimmer gewesen.

Kaung ging zu Pellegrinis Sekretärin und fragte, was Schrebergärten seien.

»Warum willst du das wissen?«, hatte sie gefragt.

»Besser Deutsch lernen.«

Er machte sich auf die Suche nach Barisha. Zwischen dem Training und der Vorstellung nahm er den Zug in die Stadt und ging vom Bahnhof zum Fluss.

Auf dem Uferweg begegnete er einem Obdachlosen. Der Mann trug einen

Regenschutz wie ein Straßenarbeiter und eine Sporttasche. Er war unsicher auf den Beinen.

»Bitte, wo gibt es Höhle?«, fragte ihn Kaung.

Er musste zweimal fragen, bis der Mann verstand.

»Hier gibt es keine Höhlen«, antwortete er.

Kaung gab sich nicht damit zufrieden. »Sie sicher?«

»Hau ab«, herrschte der Obdachlose ihn an.

Am nächsten Tag hatte er mehr Glück. Er fragte einen {243}alten Mann, der in einem Schrebergarten arbeitete. Der lachte und sagte: »Höhlen? Die sind alle besetzt.«

Es gab also Höhlen.

Und er fand sie, am nächsten Tag. Sie war unter dem Uferweg verborgen, und es waren Kleider darin versteckt. Es lagen dürre Zweige, Gräser und Blätter darin herum. Und es roch nach Elefant! Am Boden sah er eingetrockneten Kot. Und es gab kleine Elefantenfußspuren im Sand! Barisha war hier gewesen!

Er blieb in der Höhle, bis er gehen musste, um nicht zu spät zu kommen.

Am Tag drauf, als er wiederkam, waren die Kleider weg.

Und wieder einen Tag später war die Höhle gesäubert.

Doch dann erwartete ihn Pellegrini und fragte, was er am Limmatufer suche.

Nach der Vorstellung packte Kaung eine Tasche und verabschiedete sich von jedem seiner Elefanten. »Der kleine heilige Elefant lebt«, sagte er. »Muss ihn finden.«

{244}2

18. Juni 2016

Kaungs Verschwinden war in verschiedener Hinsicht ein Problem.

Für den Zirkus, weil die Elefantennummer improvisiert werden musste. Pellegrini kam im Frack in die Manege und stand so lange mit ausgebreiteten Armen in einem Scheinwerferkegel, bis Ben und zwei weitere Zirkusarbeiter es geschafft hatten, die Elefanten hereinzutreiben.

Sie ließen sich widerwillig dazu bringen, ein Bein auf ein Podest zu stellen, und wenn Willi, der langjährige Hausclown, nicht die Eingebung gehabt hätte, eine komische Nummer aus dem Direktor und seinen ungehorsamen Elefanten zu machen, wären sie wohl ausgepfiffen worden. So aber erhielten sie einigen Szenenapplaus und ein paar Lacher, wenn die Elefanten Pellegrinis Befehle ignorierten und der kleine Willi vergeblich auf die Riesen einschimpf teund sich beim Direktor unterwürfig für deren Ungehorsam entschuldigte.

Das Zirkusorchester improvisierte ebenfalls und untermalte die Nummer mit Tuschen und Wirbeln und Laurel-und-Hardy-Musik.

Für Roux und Tseng bestand das Problem darin, dass mit Kaungs Verschwinden die letzte Verbindung zum Mini-Elefanten verlorengegangen war. Sie hatten noch gehofft, {245}dass Reber ihn vielleicht irgendjemandem übergeben oder ihn irgendwo versteckt haben könnte, bevor er in den Fluss gestiegen war. Und dass der Oozie sie zu ihm führen könnte.

Das war zwar eine unwahrscheinliche These, aber immerhin hatte Reber, kurz bevor er seine Verrücktheit beging, einen Anruf erhalten. Vielleicht von Kaung.

Um das festzustellen, hatte Tseng während einer Vorstellung Kaungs Handy aus dessen Wohnwagen entwendet und die Anruf listeund die Textnachrichten durchsucht. Durchsuchen wollen, denn Kaung hatte alle Anrufe und Textnachrichten gelöscht.

Ganz erfolglos war die Aktion dennoch nicht gewesen. Er hatte auf Kaungs Handy eine Ortungs-App installiert und auf diese Weise herausgefunden, wo Kaung sich in den paar Stunden, in denen er den Zirkus verließ, aufhielt: am Flussufer. Dort, wo Reber ertrunken war.

Doch dann machten sie einen dummen Fehler: Sie unterließen es, Pellegrini darüber zu informieren. Dieser allerdings besaß die gleichen Informationen, wenn auch aus einer anderen Quelle. Seine Sekretärin hatte ihm erzählt, dass Kaung sie gefragt habe, was »Schrebergärten« bedeutete.

Und Pellegrini, dieser Tolpatsch, fragte Kaung, was er bei den Schrebergärten am Fluss zu suchen habe.

Ein paar Stunden später war Kaung verschwunden. Sein Handy hatte er zurückgelassen.

{246}3

Am selben Tag

Valerie Sommer hatte zu oft mit Alkoholikern zu tun, um sich über einen Rückfall aufzuregen.

Bereits als sie die Küche betrat, sah sie, was los war. Schmutziges Geschirr im Spülbecken, Sabus Dungkügelchen am Boden, leere Weinflaschen auf dem Tisch im Personalraum, wo sie zu essen pflegten.

Schoch war zwar kein Ordnungsfanatiker, doch das war sie auch nicht. Immerhin: Für einen obdachlosen trockenen Trinker war er bisher überraschend ordentlich gewesen.

Sie stellte ihre Einkäufe auf eine der Anrichten und nahm den Aufzug.

Als sich die Lifttür öffnete, hörte sie ihn singen. »Der Mond ist aufgegangen, die goldnen Sternlein prangen am Himmel, hell und klar«, sang er mit erstaunlich wohlklingender Stimme.

Sie betrat sein Zimmer. Das Bild, das sich ihr bot, war komisch: Schoch war auf allen vieren vor dem Bett und sang für Sabu, die sich offenbar darunter verzogen hatte.

Als er Valerie sah, stand er unsicher auf und sagte mit schwerer Zunge: »Ich singe meinem Schoßelefäntchen ein Schlaf liedchen.Wie findest du ›Schoßelefäntchen‹? Ich werde den Begriff schützen lassen und ihn denen verkaufen, die Sabus züchten. Schoßelefäntchen.«

{247}Valerie sagte nichts.

Schoch fing wieder an zu singen, und Valerie begann aufzuräumen.

Es war ein Fehler gewesen zu glauben, dass er es ohne Hilfe schaffen würde. Die hartnäckigsten Alkoholiker waren die, die meinten, keine zu sein. Nicht umsonst musste man sich bei den Anonymen Alkoholikern mit dem Namen und dem Zusatz »Ich bin Alkoholiker« vorstellen.

Wie konnte sie erwarten, Sabu vor der Genindustrie schützen zu können, wenn sie sie in die Obhut eines obdachlosen Alkoholikers gab.

Noch während sie überlegte, was zu tun sei, stieß sie auf die dunkelblaue Wildledertasche von Sally, dem dauerkläffenden Chihuahua ihrer Mutter, der fast sechzehn und dabei ganz kahl geworden war. Die Tasche enthielt etwas Dung von Sabu und ein Stück von der Persianerstola ihrer Mutter.

Sie wusste sofort, was das bedeutete. Und nun regte sie sich doch auf über den Rückfall.

»Warst du schon spazieren, oder hast du es noch vor?«, herrschte sie ihn an und hielt ihm Hundetasche und Stola unter die Nase.

»Beides«, lautete seine lakonische Antwort.

»Hat dich jemand gesehen?«

»Ja. Mich und mein Zwergpudelchen.«

Sabu, die inzwischen unter dem Bett hervorgekommen war, wirkte etwas erschrocken. So laut war Valerie noch nie gewesen.

»Wo warst du?«

Schochs Antwort klang trotzig. »Zu Hause.«

{248}»Weshalb, um Himmels willen?«

»Heimweh.«

Valerie schüttelte den Kopf, seufzte und ließ sich in einen der Polstersessel fallen.

»Plus: Ich wollte nachschauen, ob meine Sachen noch dort sind. Waren sie aber nicht.«

Nach einer Pause erkundigte sich Valerie gefasst: »Hast du vor, noch weitere solcher Ausflüge zu unternehmen?«

»Das war spontan. Spontane Sachen plane ich nicht.«

»Die machst du einfach, wenn du genug gesoffen hast.« Sie ärgerte sich, sie klang wie eine Alkoholikergattin.

»Saufen tu ich auch spontan.«

»Daran musst du leider in Zukunft etwas ändern. Es ist mir scheißegal, wann und wie viel du säufst. Aber spontan geht nicht mehr. Du musst es vorher mit mir koordinieren. Jemand muss auf Sabu aufpassen. Ist das klar?«

Sie stand vom Sessel auf und verließ den Raum. Stinksauer. Über ihn und sich.

{249}4
19. Juni 2016

Schoch brauchte eine ganze Weile, bis er wusste, wo er war. Der trockene Mund, die verklebten Augen und das Herzklopfen fühlten sich an, als wäre er zu Hause im Fluss-Bett. Aber die Luft war stickig, und es roch nach Staub und Stall.

Er befand sich in einem dunklen Raum. Das einzige Licht stammte von einem kleinen rosaroten Elefanten.

Jetzt kamen die Erinnerungsfetzen und setzten sich zu einem Gesamtbild zusammen. Das ärgerlichste Detail bestand darin, dass er gestern besoffen war.

Er lag angekleidet auf dem Teppich, und Sabu stand neben ihm und schlenkerte den Rüssel. Er sah auf die Uhr. Bald neun. Ihr Frühstück war überfällig.

Er rappelte sich auf, und als er auf den Beinen war, ging die Tür auf und das Licht an. Valerie stand mit einem Tablett im Zimmer, auf dem das gefüllte Babyfläschchen, zwei Tassen Kaffee, eine Flasche Wasser, ein Körbchen mit Croissants und eines mit Karottenstücken standen.

»Guten Morgen, ihr beiden«, sagte sie mit etwas forcierter Aufgeräumtheit. Sie stellte das Tablett auf die Kommode, füllte ein großes Glas mit Wasser und reichte es Schoch.

Jetzt fiel ihm ein, dass sie gestern sauer war. Und auch weshalb.

»Guten Morgen«, antwortete er und trank das Glas leer.

{250}Sie nahm das Fläschchen und gab Sabu zu trinken. »Du kannst nicht runtergehen, es sind Leute unten«, sagte sie.

»Was für Leute?«

»Der Weinhändler meines Vaters.«

»Wieso kaufst du Wein?«

»Nicht kaufst. *Ver*kaufst. Gar kein schlechtes Geschäft, seine alten Weine so loszuwerden. Vor allem die Bordeaux.«

»Verstehe.« Schoch nahm die Tasse Kaffee und hoffte, nicht allzu zerknirscht zu wirken.

Vielleicht wäre es ihm gelungen, wenn er nicht gefragt hätte: »Muss ich mich entschuldigen?«

»Quatsch. Wenn schon, dann ich.« Und nach einer Denkpause: »Aber wir brauchen eine Idee.«

Beide schwiegen, als suchten sie nach einer.

Schoch schenkte sich noch ein Glas Wasser ein und trank es. »Ich hab's. Ich sauf einfach nicht mehr.«

Valerie lächelte. »Ich meine, eine *gute* Idee.«

Sabu hatte das Fläschchen geleert, ging jetzt zu Schoch und hob den Rüssel. Er nahm ein paar Karottenstücke aus dem Körbchen und begann, sie zu füttern.

Nach einer Weile hob er den Blick. Valerie sah ihn lächelnd an. Jetzt erst bemerkte er, dass er während der Fütterung wohl auch die ganze Zeit gelächelt hatte.

Valerie trank ihren Kaffee und ging hinunter, um nach den Männern vom Weingeschäft zu sehen.

Als sie zurückkam, lagen die zwei Medikamentenschachteln neben ihm auf dem Bett, Clomethiazol und Clonidin. »Je zwei, hast du gesagt? Im Abstand von fünf Stunden?«

Sie nickte. »Und wenn es mal nicht geht, gibst du mir vorher Bescheid. Keine Spontaneitäten.«

{251}5

Am selben Tag

Ein Tag, wie man ihn schon lange nicht mehr gesehen hatte. Blauer Himmel, dreiundzwanzig Grad und ein kleiner Sommerwind in den Platanen des Freiland-Parks. Am Sandkasten fachsimpelten die Mütter, ein Jogger mit Kopfhörern trabte weltvergessen seine Runden, und zwei Uniformierte von der SIP – Sicherheit, Intervention, Prävention – sorgten dafür, dass das Bild nicht gestört wurde von den Alkis, Junkies und Obdachlosen, die den lange entbehrten Sommertag feierten.

Mitten unter ihnen der einäugige Bolle, den es überall hinzog, wo er seinesgleichen zu begegnen hoffte.

Er hatte zwei Sixpack Literdosen Bier dabei, die er großzügig unter die Leute brachte. Heute war der Tag, an dem er bei der Stadtkasse sein Wochengeld abgeholt hatte.

Sie belagerten zwei Parkbänke, und Bolle musste immer lauter reden, um die anderen zu übertönen. Das fiel ihm nicht schwer, denn er hatte auf dem Weg zum Freiland-Park ein paar Boxenstopps gemacht, wie er sich ausdrückte, zum Nachtanken. Lilly hatte das erste Bier leer und war dabei, ihm das zweite abzubetteln. Dazu setzte sie sich auf Bolles Schoß und fummelte an ihm herum.

»Wenn du willst, komme ich mal in deine neue Höhle«, flüsterte sie und steckte ihm die Zunge ins Ohr.

{252}»Ich wohne nicht in Schochs Höhle, er ist wieder da«, antwortete er und rieb sich mit dem Ärmel das Ohr trocken.

»Quatsch, Giorgio sagt, Schoch sei nicht mehr aufgetaucht. Gibst du mir noch ein Konterbierchen?«

Bolle schälte eine Dose aus dem Sixpack und reichte sie ihr. »Ich habe ihn mit eigenem Auge gesehen.«

»Wo denn?«

»In der Höhle.«

»Hat er gesagt, wo er war?«

»Hab nicht gefragt.«

»Warum nicht?«

»Hau ab, und sauf dein Bier.«

Lilly verzog sich schmollend.

Am Spätnachmittag war das spontane Sommertreffen zu einer Party herangewachsen. Bei allen Treffpunkten hatte es sich herumgesprochen, dass im Freiland Fete sei, und nun kamen sie und brachten Bier und Wein und Fusel. Sogar die sonst so standorttreuen Hündeler tauchten auf.

Bolles Biervorrat war zur Neige gegangen, und er verließ sich auf die Großzügigkeit der anderen. Zum Beispiel auf die der Hündeler, die am Rand der

Wiese lagerten und ihre herumtollenden Hunde anfeuerten.

»Zwölf Große habe ich gebracht. Alle weggesoffen«, sagte Bolle zu Giorgio.

»Nicht von mir«, entgegnete der.

»Hättest früher kommen sollen.«

Giorgio reichte ihm eine Dose. »So, so, du hast also Schoch in der Höhle gesehen.«

Bolle riss die Dose auf und nickte.

{253}»Wann war das?«

»Gestern.«

»Bist du sicher?«

»Glaubst du mir nicht?«

»Warum sollte ich? So viel Quatsch, wie du rauslässt.«

»Ich zwinge niemanden, mir zu glauben.«

»Komisch. Ich wohne hundert Meter weiter vorn und habe ihn nie gesehen. Immer leer.«

»Ich sag nur, was *ich* gesehen habe.«

»Und weshalb hast du ihn nicht gefragt, wo er gewesen ist?«

»Wollte nicht stören.«

»Weil er dann gemerkt hätte, dass du auf seinen Schlafplatz aus bist.«

Bolle stand auf. »Danke für das Bier.«

Giorgio winkte ab. »Bereue es schon.«

Nicht mehr ganz sicher auf den Beinen, mischte sich Bolle wieder unter die anderen Trinker.

Niemand hatte bemerkt, dass sich im Westen eine schwarze Wolkenfront aufgebaut hatte. Erst als der Donner grollte und die erste Böe in die Platanen fuhr, blickte die laute Gesellschaft zum Himmel und rettete sich unter das Vordach des Café Freiland.

Kurz darauf fielen schwer und laut die Tropfen.

Über dem ganzen Radau war laut und deutlich Bolles Stimme zu vernehmen: »Ich muss sowieso aufhören, sonst sehe ich wieder kleine rosa Elefanten!«

{254}6

Am selben Tag

Auf dem Weg von seiner Höhle bis zum Hündeler-Treff hatte Giorgio einmal vierhundertdreiundsechzig Pfützen gezählt. Deshalb ließ er die Leptospirose-Impfung lieber ein paar Monate früher auf frischenals vorgesehen. Seine drei Hunde hatten zwar gelernt, nicht aus Pfützen zu saufen, aber manchmal war der Durst stärker als die Vernunft. Keiner wusste das besser als Giorgio.

Um in den Warteraum der Gassenklinik zu gelangen, musste man durch ›Just a Second‹ gehen, den Secondhandladen von Cynthia. Das war der einzige Nachteil der Klinik, denn Cynthia ließ keinen der Patientenbesitzer ohne Schwatz vorbei. Sie sprach es aus wie *Swatch,* denn sie war Amerikanerin und pflegte ihren Akzent seit ihrer Ankunft in der Schweiz vor bald dreißig Jahren. Sie besuchte damals einen Weiterbildungskurs der Kunstgewerbeschule und blieb hängen. An einem Maler und Performance-Künstler.

Man hatte den Eindruck, der Secondhandladen diene hauptsächlich ihrer eigenen Lust an der Verkleidung. Sie bediente sich hemmungslos aus ihrem Angebot und trug die gewagtesten Kombinationen und schrillsten Stücke ihrer Kollektion selbst. Die Sachen, die sie getragen und nach einer Weile abgelegt hatte, bot sie in einer Ecke des Ladens an, die mit »Third Hand« bezeichnet war.

{255}Es hieß, Cynthia beziehe eine kleine Pension, die ihr eine Tante testamentarisch vermacht hatte. Aber sie selbst bestätigte das Gerücht nie. Doch dass sie von ›Just a Second‹ nicht existieren konnte, lag auf der Hand.

Cynthia ordnete die Bügel an einem Kleiderständer. Sie trug ihr schwer zu bändigendes Haar momentan hellblond mit einer leichten Himbeernote und empfing Giorgio mit der Frage: »Ist Schoch wiederaufgetaucht?«

»Nicht, dass ich wüsste«, antwortete er.

»Komisch. Vor ein paar Tagen war er noch hier.«

»Alle sind noch irgendwo, bevor sie verschwinden«, sagte Giorgio und versuchte, an ihr vorbeizukommen.

»Valerie hatte schon zu. Hat ihn aber noch empfangen. Und seinen Hund behandelt.«

»Schoch hat keinen Hund.«

»Vielleicht war es auch eine Katze. Ich habe das Tier nicht gesehen. Er trug es in einer Tasche. Aber …« Sie hielt sich die Nase zu und rollte die Augen.

»Was sagt denn Valerie, was es war?«

»Tierarztgeheimnis.«

Giorgio und seine drei Hunde schafften es, an Cynthia vorbei in den kleinen Warteraum zu gelangen. Vor ihm waren noch drei Hunde und eine Ratte dran.

{256}7
20. Juni 2016

Es ging ziemlich gut mit dem nicht Saufen. Schoch hatte die Waffen gestreckt und nahm brav alle fünf Stunden die Tabletten. Das Zittern wurde besser, und mit genug Ablenkung vergaß er manchmal viertelstundenlang, dass er jetzt ganz gut einen vertragen könnte.

Sabu war eine gute Ablenkung. Schoch machte mit dem Handy kurze Videos von ihr und spielte mit ihr, wenn sie ihn dazu auf forderte.Oder er beobachtete sie einfach bei ihren eigenartigen Ritualen. Wenn sie bewegungslos dastand, wenn sie stereotyp einen Schritt vor und einen zurück machte, wenn sie mit den Ohren fächelte, wenn sie mit gestellten Ohren und erhobenem Rüssel Scheinangriffe auf Einrichtungsgegenstände machte, wenn sie sich unter Möbel zurückzog, als suche sie die Dunkelheit, um schöner leuchten zu können.

Zuweilen lag Sabu einfach da, ohne zu schlafen. Sie hatte die Augen geöffnet, verfolgte ihn aber nicht mit dem Blick. »Manchmal kommt sie mir melancholisch vor«, bemerkte er einmal zu Valerie.

»Vielleicht vermisst sie jemanden. Elefanten sind sehr anhänglich.«

»Vielleicht ging es ihr gut, dort, wo sie war. Das habe ich gar nie in Erwägung gezogen.«

{257}»Ich schon. Es war bestimmt nicht einfach, sie von Geburt an aufzuziehen.«

»Aber warum hat man sie dann ausgesetzt?«

Valerie schüttelte den Kopf. »Das wird wohl für immer ein Geheimnis bleiben.«

Es war Sabu, die mehr und mehr Schochs Tagesablauf bestimmte. Was nicht immer ganz einfach für ihn war. Denn ohne Alkohol wurde er viel schneller müde als früher und legte sich ab und zu ein wenig hin. Manchmal ließ sie ihn schlafen, aber meistens weckte sie ihn. Mit dem Rüssel, wenn er aus alter Gewohnheit auf dem Teppich schlief. Wenn er sich auf das Bett legte, damit sie ihn nicht erreichen konnte, trompetete sie. Zwar glichen ihre Töne mehr einem Pfeifen und Fiepen, aber es reichte, um ihn zu wecken.

Wenn Valerie keinen Notfalldienst hatte, kam sie zweimal am Tag. Am Morgen trank sie mit Schoch einen Kaffee und gab Sabu ihr erstes Fläschchen, am Abend kochte sie etwas. Sie war eine gute Köchin. Schoch, dessen Appetitlosigkeit mit dem Absetzen von Ethanol – so nannte es Valerie – verschwunden war, sagte einmal: »Wenn du so weitermachst, passen mir bald die Anzüge deines Vaters.« Und zeigte auf seinen Bauch.

»Was soll denn ich sagen«, meinte Valerie und zeigte auf ihre Bauchgegend.

»Nichts zu sehen«, antwortete Schoch galant.

»Geht alles direkt in Arsch und Oberschenkel.«

»Dann sitzt man bequemer.«

Valerie lachte. »So habe ich es noch nie betrachtet.«

»Ich schon. Ich saß früher mal total bequem. Da wären mir die Sachen deines Vaters fast etwas eng gewesen.«

{258}»Der war ein Jo-Jo-Mann. In seinem Schrank findest du Garderobe in mindestens drei Größen.«

Schoch hatte eine Weile gebraucht, bis ihm aufgefallen war, dass sie kein Fleisch kochte. Er sah ihr dabei zu, wie sie Lasagne machte. Sie verteilte zwei Löffel Béchamelsoße auf dem Boden einer Backform, belegte sie mit weichgekochten Pastablättern und strich eine dicke Schicht Ragout darüber, das sie zu Hause vorgekocht hatte. »Freu dich nicht zu früh, den Wein habe ich weggelassen.«

»Aber das Hackfleisch diesmal nicht.«

»Das ist kein Fleisch. Das ist Sojagranulat.«

»Bist du Vegetarierin?«

»Ja.«

»Warum?«

»Aus dem gleichen Grund, aus dem ich Veterinärin bin.«

Damit war für sie das Thema erledigt.

An einem Abend in der zweiten Woche seines Aufenthalts in Valeries Elternhaus kam sie früher als sonst. Sie war beunruhigt und aufgeregt.

»Ist etwas passiert?«, fragte er.

»Bolle hat dich gesehen.«

Schoch hatte seit seinem leichtsinnigen Ausflug so etwas befürchtet. Überrascht war er nur, dass es so lange gedauert hatte, bis es sich herumsprach. »Woher weißt du das?«

»Alle wissen es. Du kennst doch Bolle!«, antwortete sie ungehalten.

»Es ist blöd. Aber es ist keine Katastrophe.«

»Da wäre ich mir nicht so sicher. Er hat dich nämlich nicht mit deinem Hundetäschchen auf der Straße gesehen. Er hat dich in deiner Höhle gesehen!«

{259}Erst jetzt erschrak Schoch.

»Hast du Sabu dort aus der Tasche gelassen?«

Er brauchte nicht zu antworten.

»Vollidiot!«

»Sie brauchte frische Luft.« Nach einem kurzen Schweigen fragte er: »Hat er sie gesehen?« Er deutete mit dem Kinn auf Sabu.

»Die, die es mir erzählten, haben nichts von einem rosa Zwergelefanten gesagt. Aber vielleicht nur nicht, weil es die Geschichte unglaubwürdig gemacht hätte. ›Ich habe Schoch mit einem kleinen rosa Elefanten gesehen.‹ Vielleicht hat auch Bolle nichts davon gesagt. Aus demselben Grund.«

»Hoffentlich.«

»Irgendwann plaudert er bestimmt.«

»Und niemand wird ihm glauben.«

»Außer denen, die wissen, dass es so etwas tatsächlich gibt.«

»Entschuldigt habe ich mich schon. Soll ich's noch mal tun?«

»Schaden könnte es nicht.«

»Entschuldigung.«

»Vergiss es.«

Aber vergessen konnte er es nicht. Die Vorstellung, dass Bolle, ausgerechnet Bolle!, Sabu gesehen hatte, beunruhigte ihn. Das Gefühl von Sicherheit, das er hier in diesem eigenartigen Haus gehabt hatte, war verflogen. Er begann, auf die Geräusche von draußen zu achten, Stimmen, Rasenmäher, Autotüren. Er spähte ohne Anlass durch die Jalousien. Er prüf teimmer wieder, ob die Türen verschlossen und die {260}Vorhänge zugezogen waren. Und er bereitete sich auf eine überstürzte Flucht vor.

Es stimmte tatsächlich, dass Valeries Vater Garderoben in drei Konfektionsgrößen besaß. Die kleinste war ihm zwar immer noch ein wenig zu weit, aber nicht so, dass er aussah wie ein Clown. Mehr wie jemand, der sich keinen besseren Schneider leisten konnte.

Die Anzüge waren alle maßgefertigt. Das sah er an der Verarbeitung, den Knopf löchern,den Knöpfen an den Ärmeln, die sich öffnen ließen. Und dem Etikett in der Innentasche mit Namen des Trägers und Datum der Anfertigung. Schoch hatte ein Auge dafür. Es gab eine Zeit, in der auch er Maßanzüge getragen hatte.

Alle Anzüge waren dreiteilig, und die Hosen besaßen Knöpfe für Hosenträger. Von denen gab es in einer Schublade eine ganze Sammlung.

Die Hemden waren ein Problem, aber ein lösbares. Die Kragen waren alle zwei Nummern zu weit, aber er hatte ohnehin nicht die Absicht, eine Krawatte zu tragen. Wenn er den obersten Knopf offen ließ, fiel es nicht auf.

Auch für die Doppelmanschetten gab es eine Lösung. Er fand zwar keine Manschettenknöpfe, aber wenn er die Ärmel etwas hochkrempelte, fiel es nicht auf.

Bloß passende Schuhe fand er nicht. Sie waren ihm alle drei Nummern zu klein. Er müsste im Notfall mit seinen zerschlissenen Sneakers vorliebnehmen.

So gekleidet stellte er sich vor Sabu. »Kennst du mich noch?«

Sie kam auf ihn zu und reckte den Rüssel. Schoch kauerte sich nieder und kraulte sie hinter den rosa Ohren.

{261}Vor dem Spiegel in der Ankleide musste er sich eingestehen, dass es so nicht ging. Mit seinem zottigen Bart und seinen verfilzten Haaren sah er aus wie ein verkleideter Obdachloser. Er wusste von früheren Versuchen, dass dem Problem mit Kamm und Bürste nicht beizukommen war, und griff zur Schere. Er stutzte den Bart, erst ein bisschen, dann ein bisschen mehr und dann noch ein bisschen. Aber so viel er auch stutzte, es blieb ein zottiger Bart, einfach nur kürzer.

Mit den Haaren verhielt es sich genauso. Vor dem Spiegel in der Ankleide stand nach wie vor ein verkleideter Randständiger.

Er hätte sich viel Zeit sparen können, wenn er von Anfang an das getan hätte, wozu er sich jetzt entschloss: Er fand im Elternschlafzimmer auf der Seite, die einst die von Valeries Vater gewesen war, einen Rasierer und einen Dispenser mit

frischen Klingen, seif teGesicht und Schädel ein und rasierte sich glatt. Es floss zwar ein wenig Blut dabei, aber vor ihm stand nun ein etwas hagerer Mann in mittleren Jahren, der aussah wie viele, die am Bahnhof aus dem Tram stiegen oder vor dem Sausalito ein alkoholfreies Bier tranken.

Ihm schien, als würde ihn Sabu etwas verwundert ansehen, als er sich vor sie hinstellte.

{262}8

21. Juni 2016

Von Kaung keine Spur.

Roux und Tseng hatten bei den Schrebergärten ihre Nachforschungen betrieben, was nicht ganz einfach war, weil sie dem alten Mann aus dem Weg gehen mussten, der ihnen damals die Wasserwalze gezeigt hatte. Immerhin erkannte ihn eine andere Schrebergärtnerin auf dem Foto, das Pellegrini ihnen gegeben hatte. Sie konnte sich an Kaung erinnern und daran, dass er nach einer Höhle gesucht hatte.

»Und? Gibt es hier eine Höhle?«, hatte Roux gefragt.

»Solange die Stadt den Uferweg so vernachlässigt, mehr als eine«, hatte die Frau vorwurfsvoll geantwortet.

»Und was könnte er in einer Höhle gesucht haben?«, hatte Roux nachgehakt.

»Vielleicht suchte er einen Platz zum Schlafen. Wäre nicht der Erste.«

»Ach ja? Hier schlafen Leute?«

»Säufer, Fixer, Pack.«

»Und wo sind diese Höhlen?«

Die Frau deutete flussabwärts. »Unter dem Uferweg. Aber Vorsicht, einer hat Hunde.«

So fanden sie die beiden Höhlen. Beide waren leer gewesen. Aber als sie am nächsten Morgen wiederkamen, hatte in einer ein Einäugiger geschnarcht. Sie hatten ihn geweckt. {263}Er hatte niemanden gesehen, der aussah wie der Mann auf dem Foto mit dem Elefanten. »Aber vielleicht Giorgio, der von der anderen Höhle«, schlug er vor.

»Dort ist niemand.«

»Der ist um diese Zeit bei den anderen Hündelern.« Er beschrieb ihnen die Stelle und den gezwirbelten Schnurrbart von Giorgio.

Es war nicht schwer, ihn zu finden, aber schwer, etwas aus ihm herauszubekommen. Wer denn behaupte, dass er in einer Höhle am Fluss schlafe, hatte er gefragt.

»Ihr einäugiger Nachbar«, hatte Roux geantwortet.

»Bolle?« Giorgio lachte. »Der sieht mal wieder rosa Elefanten.«

{264}
9
Am selben Tag

Anfangs übernachtete Kaung in der Notschlafstelle. Dort konnte man nicht vor einundzwanzig Uhr und nach null Uhr dreißig ankommen und musste morgens um zehn wieder draußen sein.

Den Tag verbrachte er an den Orten, wo sich die Leute von der Gasse aufhielten. In der ›Morgensonne‹, dem ›Presto‹, dem ›Achtundsechzig‹, dem ›Treff-Treff‹, dem ›AlkOfen‹, der Gassenküche und dem Heilsarmee-Wohnheim.

Er rasierte sich nicht mehr, und ihm wuchs ein spärliches Bärtchen. Er kleidete sich neu ein in der ›Kleiderkammer‹, wo Randständige sich einmal im Monat gratis fünf Kleidungsstücke aussuchen durf ten.

Seine gute Hand mit Tieren verschaffte ihm bald den Respekt der Hündeler, der allerdings dadurch etwas gemindert wurde, dass er keinen Alkohol trank.

Kaung hatte sich in den vielen Jahren in der Schweiz einiges zusammengespart. Es sollte ihm seinen Traum erfüllen, eines Tages wieder zurück nach Myanmar zu reisen und ein Elefantencamp für Touristen einzurichten. Die großen Einschränkungen der Regierung in der Holzwirtschaft hatten zur Folge, dass es Tausende arbeitsloser Arbeitselefanten gab.

{265}Dieses Geld – es waren immerhin dreiundvierzigtausend Franken, denn der Zirkus stellte ihm Kost, Logis und Arbeitskleidung – hatte er an dem Tag, an dem er untertauchte, von seinem Konto abgehoben und bewahrte es jetzt in einem Militärrucksack auf, den er auf dem Flohmarkt erstanden hatte. Auf diese Weise musste er sich nicht um Sozialhilfe bemühen. Er konnte untertauchen wie ein Papierloser.

Von seinem Ersparten gab er nur dann etwas aus, wenn es absolut nicht zu vermeiden war. Doch für Barisha würde er alles opfern, wenn es denn notwendig wäre.

Kaung war ein Spion in eigener Sache. Er sprach wenig und hörte viel zu. Auf diese Weise hatte er zum ersten Mal von Schoch gehört, dem Mann, der in der Höhle gewohnt hatte und verschwunden war.

Nun saß Kaung im Schutz der Tramhaltestelle bei den Hündelern. Der Wind blies den Passanten feinen Sprühregen unter die Schirme, und die Temperatur war über Nacht auf unter fünfzehn Grad gefallen.

Das Wetter schlug den Hündelern auf die Stimmung. Sie waren weniger laut als sonst um diese Zeit.

»Weißt du, wer mir manchmal in den Sinn kommt?«, fragte einer, der neben Giorgio auf einer Wartebank saß.

»Wer?«

»Schoch.«

»An den muss ich auch manchmal denken. Was der wohl macht?«

»Vielleicht ist er nicht mehr auf der Gasse.«

»Wo sonst?«

»Zurück bei den Bürgern.«

»Nach neun Jahren?« Giorgio schüttelte den Kopf.

{266}»Vielleicht eine Frau kennengelernt.«

»Wegen Frauen landet man auf der Gasse. Nicht umgekehrt.«

»Ich habe mal einen gekannt, der hat sich verliebt und wurde trocken und fleißig.«

»In wen soll sich Schoch schon verlieben?«, fragte Giorgio.

»Und vor allem: Wer sich in ihn?«

Beide lachten.

Kaung fragte: »Wer ist Schoch?«

»War«, korrigierte Giorgio. »Ein Nachbar. Ist verschwunden.«

»Schon lange?«, wollte Kaung wissen.

»Nicht so«, sagte der Mann neben Giorgio.

»Am vierzehnten Juni«, präzisierte dieser.

Der Mann, dem manchmal Schoch in den Sinn kam, sah ihn fragend an.

»Weiß ich zufällig genau«, erklärte Giorgio. »Fünf Tage, bevor ich bei Valerie die Hunde impfen ließ. Und bei ihr wurde er an jenem Abend auch noch mal gesehen. Vierzehnter Juni.«

{267}

10

Am selben Tag

Er wartete, bis Tsengs große Gestalt beim Schalter angekommen war, der Grenzpolizist ihm seinen Pass ausgehändigt und ihn durchgewinkt hatte. Dann stapf teRoux zurück ins Parkhaus, stieg in seinen Wagen und fuhr schlechtgelaunt davon.

Schon vor ein paar Tagen hatten seine Partner in Bejing begonnen, ihm Fristen für Tsengs Rückkehr zu setzen. Sie glaubten nicht mehr daran, dass das Resultat seines Experiments auffindbar war, und rieten ihm, seine Zeit besser in dessen Wiederholung zu investieren.

Roux hatte nach Giorgios Bemerkung – »der sieht mal wieder rosa Elefanten« – einen Aufschub erwirkt. Doch als sie aus dem Einäugigen nicht mehr als die Erklärung herausbrachten, »rosa Elefanten sehen« sei nichts anderes als die englische Version von »weiße Mäuse sehen« und die Fachleute in Bejing gleicher Meinung waren, kam die ultimative Auf forderungan Tseng, umgehend zurückzukehren. Das einzige Zugeständnis an Roux bestand darin, dass Tseng ihm einen seiner kleinen magnetischen Peilsender, die Ortungssof twareund sein Hightech-Minifernglas zurückließ, sowie in der Zusage, dass er zurückkomme, wenn es etwas vielversprechendes Neues gebe.

Es gab aber nichts, das auch nur annähernd {268}vielversprechend gewesen wäre. So wandte sich Roux wieder seinen Gedanken über eine geeignete Leihmutter zu, für seine letzte kryokonservierte Blastozyste.

{269}**11**

Am selben Tag

Valerie erschrak kurz, als sie den Kahlgeschorenen im Personalraum der Küche neben Sabu kauern sah.

Dann lachte sie und sagte: »Ich dachte, du seist ein anderer.«

»So fühle ich mich auch.«

Er half ihr mit den Einkaufstaschen, danach musterte sie ihn kritisch. »Wenn die Wunden erst einmal verheilt sind, wird es ganz passabel aussehen.«

»Wunden« war etwas übertrieben. Doch auf seinem Schädel waren zwei Schnitte einer Doppelklinge zu sehen, eine über dem rechten Ohr und eine genau auf dem kleinen Buckel am Hinterkopf. Auch auf Hals und Gesicht hatte der Rasierer Spuren hinterlassen: einen Schnitt neben dem Adamsapfel und einen unter dem Ohrläppchen.

Aber die Veränderung war gewaltig. Schoch besaß ein klares Profil und einen wohlgeformten Kopf. Er war früher bestimmt ein gutaussehender Mann gewesen, und man konnte ihn auch heute noch als angenehme Erscheinung bezeichnen, wenn man die geplatzten Äderchen auf den Wangen und die etwas gebückte Haltung übersah.

»Und trotz des Anzugs zum Glück keinerlei Ähnlichkeit mit meinem Vater«, stellte sie fest.

»Nur zu kleine Füße hatte er.«

{270}»Welche Größe hast du?«

»Dreiundvierzig, vierundvierzig.«

»Wo würdest du Schuhe kaufen?«

»Ich habe seit bald zehn Jahren keine Schuhe mehr gekauft. Die, die ich trage, sind alle gratis aus der ›Kleiderkammer‹.«

»Ich kann es doch nicht riskieren, in der ›Kleiderkammer‹ aufzutauchen und nach einem Paar Herrenschuhe zu suchen.«

Schoch sah das ein.

»Wo hast du sie früher gekauft?«, erkundigte sie sich.

»Dort kosten sie ein Vermögen.«

Sie sah ihn nachdenklich an. »Irgendwann musst du mir dann mal von deinem ›Früher‹ erzählen.«

»Irgendwann.«

Schoch begann, Sabus Milch zu mischen und die Apfel- und Karottenstücke zu schneiden. Um sie bis zur Fütterung zu beschäftigen, legte er ihr ein paar Buchenzweige hin.

Valerie stellte einen Topf mit Wasser auf eine Kochplatte und begann, Parmesan zu reiben.

Seltsam, wie Schochs äußere Veränderung ihn für sie auch zu einem anderen Menschen gemacht hatte. Sie hatte geglaubt, dass sie die letzten Reste von Voreingenommenheit abgelegt hätte. Dass nach so vielen Jahren der Arbeit mit Randständigen Äußerlichkeiten keinen Einfluss mehr darauf hatten, wie sie Menschen beurteilte und einschätzte. Und jetzt musste sie sich eingestehen, dass ein wenig Waschen, Rasieren und anders Anziehen genügt hatte, um ihre Beziehung auf eine andere Ebene zu bringen. Valerie {271}schämte sich nicht dafür, dass Schoch ihr jetzt plötzlich ebenbürtig war. Aber dafür, dass er es davor offenbar nicht gewesen war.

Betrachtete sie die Menschen, für die sie sich sozial engagierte, insgeheim doch von oben herab?

Sie wusch Salat und rührte eine einfache Sauce aus drei Teilen Olivenöl und einem Teil Balsamico an, mit der sie kurz vor dem Auf tischendie Blätter vermischen würde.

Schoch kauerte neben Sabu und gab ihr das Fläschchen. »Es wird nicht alltäglich«, bemerkte er, »einen rosa leuchtenden Mini-Elefanten zu säugen. Im Gegenteil: Es wird immer unfassbarer.«

Valerie nickte. »Jemand wollte ein Luxusspielzeug designen, und es ist ein empfindsames Wesen dabei herausgekommen.«

Ihr Wasser kochte. Es brauste kurz auf, als sie es salzte, und sie schaltete die Platte aus. Sie fühlte eine ganz neue Vertrautheit mit ihren zwei Gästen. »Wir sind verrückt! Wir hätten Sabu noch am gleichen Tag, als du mit ihr ankamst, zur Polizei bringen sollen. Wir haben uns in etwas eingemischt, das ein paar Nummern zu groß ist für uns.«

Das Fläschchen war jetzt leer. Schoch begann, Sabu das zerkleinerte Obst und Gemüse zuzustecken. »Wir können es immer noch tun.«

»Ich weiß«, antwortete Valerie. Sie schaltete die Temperatur der Herdplatte noch einmal hoch und öffnete eine Schachtel frischer, mit Spinat und Ricotta gefüllter Ravioli.

»Und warum tun wir es nicht?«, fragte Schoch.

Das Wasser kochte wieder. Sie schaltete den Herd aus. »Warum du es nicht tust, weiß ich nicht. Bei mir ist es ganz {272}einfach: Ich finde Genmanipulation zum Kotzen. Ich würde alles tun, um der Genindustrie zu schaden.«

Das Wasser sprudelte nun nicht mehr. Valerie legte rasch jeweils fünf der mehlbestäubten Ravioli auf eine Siebkelle und senkte sie vorsichtig in den Topf.

»Wahrscheinlich gibt es schon Dutzende solcher Mini-Elefanten, und die Genindustrie kann den Verlust leicht verschmerzen.«

Sabus Appetit hatte nachgelassen, und sie begann mit einem Karottenstück zu spielen.

Valerie mischte den Salat. »Wenn es so wäre, dann ist es eben nur ein kleiner Beitrag zum Schutz der Menschheit vor der Genmanipulation. So, wie kein Fleisch essen nur ein kleiner Beitrag ist zum Schutz der Menschheit vor der Zerstörung der

Ozonschicht.«

Die Teigtaschen stiegen an die Wasseroberfläche. Valerie fischte sie heraus, ließ sie abtropfen, arrangierte sie auf zwei Tellern, würzte sie mit Pfeffer aus der Mühle, streute geriebenen Parmesan darüber und goss Olivenöl dazu.

Beim Essen fragte Schoch: »Wäre es für dich nicht einfacher, hier zu übernachten?«

Valerie sah ihn amüsiert an. »Das glaube ich nicht.«

{273}

12

Am selben Tag

Das große Wohnzimmer war mit Stilmöbeln aus den sechziger Jahren eingerichtet: ovalen Tischchen, bauchigen Kommoden mit Intarsien und mit Velours und Maschinengobelins bezogenen Polstermöbeln. Vor den französischen Fenstern zur Terrasse und zum Garten hingen schwere Damastvorhänge. Valerie hatte zwei davon beiseitegezogen und die Fenster geöffnet, um die abgestandene staubige Luft mit etwas Sauerstoff aufzumischen. Die Läden blieben geschlossen. An den Wänden hingen Landschaftsgemälde und Stiche unbekannter zeitgenössischer Künstler. Dazwischen auch hier immer wieder die hellen schildförmigen Stellen entfernter Trophäen.

»Warst du das?«, fragte er. »Hast du all diese Jagdtrophäen entfernt?«

Valerie schenkte beiden Tee ein. »Ja.«

»Aus Tierliebe?«

»Aus Tierliebe; sie erinnerten mich aber auch an meinen Vater.«

»Den mochtest du nicht.«

»Den hättest du auch nicht gemocht.«

»Er mich wohl auch nicht.«

»Da könntest du recht haben. Er hat niemanden gemocht. Nur sich selbst. Aber das sehr.«

{274}»Und deine Mutter?«

»Hat er auch nicht gemocht. Aber sie ihn auch nicht. Auch sie hat niemanden gemocht.«

»Nur sich selbst«, ergänzte Schoch.

»Nein. Nicht einmal sich selbst. Meine Mutter hat nur Sally gemocht. Ihren Chihuahua. Nicht gemocht, *angebetet*. Sie sind auch zusammen gestorben.«

»Woran?«

»Learjet.«

»Flugunfall?«

»Auf dem Weg an die Côte. Über den französischen Alpen. Vater, Mutter, Chihuahua, Pilot und Copilot. Menschliches Versagen.« Sie musste lachen. »Menschliches Versagen! Das Leitmotiv im Leben meines Vaters!«

»Dem Haus nach zu schließen war er erfolgreich.«

»*Menschliches* Versagen. Nicht *geschäftliches*. Er war ein guter Geschäftsmann und ein guter Jäger. Aber ein schlechter Ehemann, ein schlechter Vater und ein schlechter Mensch.«

Schoch nahm einen Schluck Tee. »Was für Geschäfte hat dein Vater gemacht?«

»Er hatte eine Niederlassung in Johannesburg. Bis neunzehnhundertvierundneunzig, dem Ende der Apartheid. Alles klar?«

»Alles.«

»Er war auch danach oft unten. Er sagte ›unten‹. Jagen.«

»Was hast du eigentlich mit den Trophäen gemacht?«

Valerie nahm sich Zeit und trank erst etwas Tee. Schließlich antwortete sie: »Bestattet.«

{275}»Bestattet? Du hast die Trophäen beerdigt? Wo denn?«

»Auf einem Stück Land, das ich zu diesem Zweck gekauft habe.« Sie stellte die Teetasse auf das Tablett zurück. »Jetzt findest du, ich sei verrückt.«

»Nicht verrückt. Vielleicht etwas exzentrisch. Warum hast du das getan?«

Sie brauchte sich die Antwort nicht zu überlegen. »Aus Ehrfurcht.«

»Vor den Tieren?«

»Vor dem Leben.«

Sabu, die unter einem Schachtisch gelegen hatte, stand auf und ging gemessenen Schritts über den Perserteppich. Valerie und Schoch sahen ihr nach.

»Aus Ehrfurcht vor dem Leben, wie auch immer es entstanden sein mag«, ergänzte Valerie.

»Du meinst, Schöpfung oder Evolution?«

»Manchmal denke ich, es ist dasselbe. Der Unterschied ist nur die Zeitspanne. Sieben Tage oder ein paar Millionen Jahre – Zeit ist relativ. Alles eine Frage der Perspektive. Wie lange kommt der Eintagsfliege ihr Leben vor?«

Valerie schwieg einen Moment. Schoch spürte, dass noch etwas folgen würde.

»Aber ein Wille, ein Plan steckt dahinter. Ich glaube nicht an den Zufall.« Und nach einer Pause: »Und du?«

Schoch lachte. »Philosophieren mit einem Obdachlosen.«

»Diogenes war auch einer.«

Sabu stand vor dem geöffneten Fenster und tastete mit dem Rüssel die Lamellenzwischenräume ab.

»Doch«, sagte Schoch, »ich glaube schon an den Zufall. {276}Zum Beispiel war es einer, dass wir drei uns getroffen haben.«

»Das ist ein kleiner Zufall. Ich meine große Zufälle. Zum Beispiel dieser Blumenstrauß.« Sie deutete auf das etwas unbeholfene Stillleben eines Asternstraußes in einer Tonvase. Es hing in einem vergoldeten Gipsrahmen und trug eine überdimensionierte Signatur. »Nimm mal an, das sei ein richtiger Strauß in einer richtigen Vase. Kannst du dir vorstellen, dass die Vase zufällig von alleine entstanden sein könnte?«

Schoch schüttelte den Kopf.

»Aber ihr Inhalt, fünf Astern, hochkomplexe Gebilde, die noch nie ein Mensch hat herstellen können, soll ein Produkt des Zufalls sein?«

Schoch schenkte beiden Tee nach. »Deswegen kämpfen wir also gegen die Genmanipulation. Weil sie ein Eingriff in die Schöpfung ist.«

»Und/oder in die Evolution.«

»Auch wenn man damit Krankheiten heilen oder vermeiden kann.«

Valerie hob die Schultern und ließ sie fallen.

»Dein Beruf ist, so gesehen, auch ein solcher Eingriff.«

»Das finde ich nicht. Heilen heißt nur, den natürlichen Zustand wiederherstellen. Und der ist: gesund.«

Sabu wandte sich von den Lamellen ab, stellte die Ohren und kam auf sie zu.

Schoch sagte behutsam: »Wenn du an die Schöpfung glaubst, glaubst du auch an Gott.«

Valerie seufzte. »Ich weiß es nicht.«

»Den Beweis, dass es ihn gibt, sind uns die, die an ihn {277}glauben, bisher schuldig geblieben«, gab Schoch zu bedenken.

»Den Beweis, dass es ihn nicht gibt, die anderen allerdings auch.«

Sabu stand jetzt vor ihnen und hob ihren kleinen Rüssel.

»Vielleicht ist sie der Beweis.«

»Dass es ihn gibt oder dass es ihn nicht gibt?«, wollte Valerie wissen.

Schoch dachte einen Moment nach. »Vielleicht für beides.«

{278}13

22. Juni 2016

Am nächsten Abend blieb Valerie wieder lange. Und wieder zogen sie den großen Salon dem Personalraum der Küche vor. Es hatte Gschwellti gegeben, Pellkartoffeln mit Käse. Sie hatten längst gegessen, aber da sie die Beistelltischchen noch nicht abgeräumt hatten, pickten sie immer wieder von der Käseplatte.

»Fritz für Friedrich?«, fragte Valerie.

»Nein, einfach Fritz. Meine Eltern haben mich Fritz getauft. Das könne man nicht abkürzen.«

Valerie probierte den Namen aus. »Fritz Schoch, Fritz Schoch. Zwei Einsilber. Wie ein chinesischer Name.« Und dann sagte sie noch einmal sehr langsam: »Fritz Schoch.«

»Wie lange ist es her, dass du nicht mehr hier wohnst?«, fragte Schoch, um sie abzulenken.

»Zweiundzwanzig Jahre.«

»So lange steht das Haus leer?«

»Leer steht es seit neunzehn Jahren. Aber vor zweiundzwanzig bin ich ausgezogen. An dem Tag, als ich achtzehn wurde.«

»Nach dem Tod deiner Eltern hättest du das Haus renovieren lassen können und selbst einziehen.«

»Gewisse Erinnerungen kann man nicht wegrenovieren. Und gewisse andere Dinge auch nicht. Ich habe noch {279}immer den Gestank der Rehe, Gemsen, Rebhühner und Fasane in der Nase, die im Kühlraum unten abhingen, bis sie meinem Vater verwest genug waren.« Es schüttelte sie.

»Hast du Geschwister?«

»Nein. Einzelkind.«

»Warum hast du das Haus behalten?«

»Auf lage.Das Haus darf zwanzig Jahre lang nicht verkauft werden. Ein Willensvollstrecker sorgt dafür.«

»Du hättest es vermieten können.«

»Nein.«

»Warum nicht?«

»Auf lage.«

»Langsam verstehe ich, dass du deinen Papa nicht magst.«

»Das ist nicht der Grund.«

»Sondern?«

»Um dir das zu sagen, kennen wir uns zu wenig.«

Sie schwiegen ein Weilchen.

Bis Schoch fragte: »Und das Geld? Du lebst ja nicht auf großem Fuß.«

»So viel war es nicht mehr, das meiste hatte er in der asiatischen Währungskrise verloren.«

»Siebenundneunzig, stimmt.«

Valerie musterte Schoch überrascht.

»Und das, was übriggeblieben ist?«, fragte Schoch, bevor sie ihre Frage stellte.

»Ging in die Sommer-Stiftung.«

»Noch eine Auf lage?«

»Nein. Die habe ich gegründet.«

»Zu welchem Zweck?«

»Tierschutz.«

{280}»Klar.«

»Sie steckt zum Beispiel hinter der Gassenklinik.«

»Und bezahlt dein Gehalt.«

»Ich beziehe kein Gehalt. Deshalb arbeite ich sechzig Prozent im Tierspital.«

»Wann darfst du das Haus verkaufen?«

»In einem Monat.«

»Und das Geld?«

»Geht an die Sommer-Stiftung.«

»Bist du eine Idealistin?«

»Nein. Ich will einfach nichts von dem schmutzigen Geld meines Vaters.«

»Geld stinkt nicht.«

»Da bin ich nicht so sicher.«

Schoch sagte eine Weile nichts. Dann murmelte er: »Ich auch nicht.« Er schabte etwas von dem überreifen Camembert von der Platte und strich es auf ein Stück Schwarzbrot.

»Wie bist du auf der Gasse gelandet?«, fragte Valerie.

»Das erzähle ich dir ein andermal.«

»Du weißt schon so viel von mir und ich nichts von dir.«

Er schwieg.

»Komm schon, erzähl.«

»Darüber spricht man nicht gern mit einer Frau.«

»Warum nicht?«

»Weil es von einer Frau handelt.«

»Interessant. Erzähl.«

Nach einer Pause begann er. »Ich war verheiratet.«

»Wie hieß sie?«

»Warum ist das wichtig?«

»Dann kann ich sie mir besser vorstellen.«

{281}»Paula.«

»Fritz und Paula Schoch. Klingt sehr bürgerlich.«

»War es auch.«

»War sie hübsch?«

»Sie war eine verdammte Schönheit.«

»Und was ging schief?«

»Was immer schiefgeht.«

»Sie oder du?«

»Dreimal darfst du raten.«

»Kinder?«

»Eins. Vom anderen.«

»Warum hattet ihr keine?«

»Sie wollte keine.«

»Autsch. Und dann hast du den Bettel hingeschmissen.«

»Ich sah keinen Grund mehr, so viel zu verdienen und so viel zu arbeiten. Ich habe ihr alles überlassen, was ich hatte.«

»Und dafür gesorgt, dass nichts mehr hereinkam«, ergänzte Valerie mit einem wissenden Lächeln.

»Das allermeiste hätte ich ohnehin abliefern müssen.«

»Mit dem Kind von einem anderen?«

»Sie hat behauptet, es sei von mir.«

»Dazu gibt es doch Vaterschaftstests.«

Schoch winkte ab. »Keine Lust auf Rosenkrieg.«

»Lieber aussteigen, verstehe.«

»Wirklich?«

»Ich bin ja auch ausgestiegen aus all dem da.« Sie deutete auf den Raum, in dem sie sich befanden.

»Stimmt.«

Valerie schnitt den letzten Rest von einer Käserinde ab. »Hattest du nie Lust, wieder einzusteigen?«

{282}»Bisher nicht.«

Ihre Blicke trafen sich und schweif tensofort weiter.

»Für mich war es die Katastrophe meines Lebens.«

»Und jetzt? Nach wie vielen Jahren?«

»Bald zehn.«

»Nach bald zehn Jahren, bist du darüber hinweg?«

»Schon lange. Aber ich dachte, es sei zu spät.«

»Und nun denkst du das nicht mehr?«

Schoch gab keine Antwort.

Durch einen Vorhangspalt sah man die waagrechten Streifen des Dämmerlichts in der nicht ganz geschlossenen Jalousie.

»Was war dein Job?«

»Das willst du nicht wissen.«

»So schlimm?«

»Ich arbeitete in einer Bank.«

Valerie lachte. »Ein Banker!«

»Ein Bankangestellter.«
»Ein hohes Tier?«
»Es geht.«
»Darum trägst du die Anzüge meines Vaters so gut. Bei welcher Bank?«
»Hab’s vergessen.«

{283}14

23. Juni 2016

Ein Morgen wie in den Tropen, noch frisch von der Nacht, aber schon schwer von der Feuchtigkeit, die bald als Regen fallen würde. Roux hatte eine Kühltasche umgehängt und kämpf tesich die Böschung hinauf zu den Büschen, die den Eingang der Unterspülung verbargen.

Der Einäugige war wach, aber wohl noch nicht lange. Er war dabei, seinen Schlafsack zusammenzurollen, und schimpf tehalblaut vor sich hin.

In der Höhle stank es nach Alkohol, kaltem Rauch und Urin.

»Darf ich eintreten?«, fragte Roux.

Der Mann erschrak. Er brauchte einen Moment, bis er Roux erkannte. »Ach, Sie sind's. Ich bin nicht auf Besuch eingestellt.«

Roux kroch in die Höhle.

»Was wollen Sie?«, fragte der Einäugige.

»Sie besuchen.«

»Sind Sie von der Fürsorge oder von der Polizei?«

»Weder noch. Ich bin Forscher.«

»Ha! Forscher. Was forschen Sie denn?«

Roux holte sein Handy aus der Tasche, suchte nach etwas und hielt es dem Mann unter die Nase. »Das ist ein Skinny Pig. Ein nacktes Meerschweinchen.«

{284}Der Obdachlose starrte das Foto an. »Es ist pink«, stellte er fest.

»Daran forsche ich.«

Der Mann lachte, sein Lachen ging in einen Hustenanfall über, und es dauerte eine Weile, bis er wieder sprechen konnte.

In der Zwischenzeit hatte Roux die Kühltasche geöffnet, zwei Gläser und eine der zwei Flaschen herausgenommen und begonnen, sie zu entkorken.

»Prosecco?«, keuchte der Einäugige.

»Champagner«, korrigierte Roux. »Veuve Clicquot.«

»Ich weiß nicht, wann ich das zum letzten Mal getrunken habe. Vielleicht noch nie.«

Roux ließ vorsichtig das Gas aus der Flasche entweichen und schenkte zwei sehr ungleich volle Gläser ein. Er hob das weniger volle und sagte: »Paul.«

Der andere hob seines, sagte: »Bolle, alle nennen mich Bolle«, stieß an und trank genießerisch. »Mmmmmm«, machte er und schmatzte. »Und besoffen macht es auch?«

»Glücklich«, verbesserte Roux.

»Gut«, grinste Bolle, »das war ich schon länger nicht als das andere.« Er trank das Glas leer. »Aber kleine Gläser.«

Roux füllte es ihm. »Große Gläser brauchen zu lange, bis sie leer sind. Da wird

der Champagner warm.«

»Bei mir nicht«, sagte Bolle. Was wieder einen Lach- und Hustenanfall auslöste und ihn am Trinken hinderte.

»Du erforscht also rosarote Meerschweinchen«, brachte er schließlich hervor.

»Unter anderem.«

»Was noch?«

{285}»Kleine rosarote Elefanten.«

Das ließ Bolle verstummen. Er trank sein Glas leer und hielt es Roux hin. Der schenkte nach und fragte: »Schon mal einen gesehen?«

Bolle nahm das Glas und einen großen Schluck. »Du willst mich auf den Arm nehmen, Paul.«

»Man hört, du siehst manchmal welche.«

»Auch weiße Mäuse. Kommt von dem.« Er hob das Glas und trank es leer. »Nicht von zu viel. Von zu wenig.«

Roux füllte nach. »Warst du schon da, als hier einer ertrunken ist?«

»Nein. Hab nur davon gehört.«

»Bist du sicher?«

»Ganz sicher.« Er leerte das Glas. »Ich könnte mich an das Zeug gewöhnen. Gibt's noch was in der Flasche?«

Roux schenkte ihm den letzten Rest ein.

»Und du?« Bolle zeigte auf Roux' Glas, in dem sich noch fast das ganze bisschen befand, das er sich eingeschenkt hatte.

»Danke, ich hab noch.«

Bolle grinste. »Musst noch forschen, hä?«

»Seit wann schläfst du denn hier?«

Bolle trank das Glas leer. »Guter Zug, was?«

Roux nickte.

»Das ist mein Problem. War es schon immer. Guter Zug.«

»Seit wann schläfst du hier?«

»Weißt du, warum mich alle Bolle nennen?«

»Kann es mir denken.«

Bolle begann zu singen: *»Bolle reiste jüngst zu Pfingsten, nach Pankow war sein Ziel …«*

{286}Roux seufzte, holte die zweite Flasche aus der Kühltasche und entkorkte sie.

Bolle hörte auf zu singen. »Das nenne ich einen Monsieur. Immer eine zweite Flasche dabei. Eine könnte ja Korken haben.«

Roux schenkte ihm ein.

»*… das linke marmoriert.* Bei mir ist es zwar das rechte, aber marmoriert ist marmoriert.«

»Seit wann schläfst du hier, Bolle?«

»Seit Schoch.«

»Wer ist Schoch?«

»Der, der vorher hier schlief.«

»Und weshalb schläft der nicht mehr hier?«

Bolle zuckte mit den Schultern und hielt Roux das Glas hin.

»Ist plötzlich verschwunden.«

Roux schenkte nicht nach. »Wann war das?«

»Am vierzehnten Juni.«

Roux füllte das Glas. »So genau weißt du das?«

»Giorgio sagt das.«

»Und weshalb weiß der das so genau?«

»Er sagt, das war fünf Tage, bevor er seine Hunde impfen ließ. Da sei Schoch verschwunden. Aber er sei noch mal in der Gassenklinik aufgetaucht. Und danach wurde er nie mehr gesehen.«

Roux' Herz klopf te.Zwei Tage nach Rebers Ertrinken war der frühere Bewohner dieser Höhle also verschwunden.

»Oder fast nie mehr.« Schon wieder hielt er Roux sein leeres Glas hin.

{287}15

Am selben Tag

Auf dem Trottoir vor ›Just a Second‹ gab es einen einzigen Parkplatz. »Privat« stand da und eine Autonummer. Ein Peugeot Kombi von stumpfem Rot war darauf geparkt.

Kaung hatte sich den Ort schon einmal angesehen, aber da war die Gassenklinik in den Hinterräumen des Secondhandshops geschlossen gewesen. Er hatte sich die Öffnungszeiten gemerkt und war bei der nächsten Gelegenheit wiedergekommen.

Zwanzig Meter vor ihm ging ein Mann, der Kaung bekannt vorkam. Er verlangsamte seinen Schritt und duckte sich hinter die am Randstein geparkten Autos.

Es war eine gute Vorsichtsmaßnahme, denn der Mann sah sich plötzlich um.

Es war Dr. Roux.

Er schien dasselbe Ziel zu haben wie Kaung. Vor dem Eingang zu ›Just a Second‹, hinter dem geparkten Auto, sah er sich noch einmal um. Dann bückte er sich, als wolle er seinen Schuh binden. Aber für einen Augenblick hatte es ausgesehen, als hätte er etwas an dem Auto gemacht. Er stand wieder auf und betrat den Laden.

Kaung musste mit seinem Besuch warten, bis Roux wieder gegangen war.

{288}16
Am selben Tag

»Da sucht dich einer.«

Valerie lud ihre Einkäufe ab.

»Was für einer?«

»Vom Sozialamt. Kellerberger, Kellermann oder so. Irgendwas mit Keller. Routinemäßig, hat er gesagt. Wenn einer, der registriert ist und regelmäßig Bezüge erhält und diese plötzlich nicht mehr bezieht, dann suchen sie nach ihm.«

»Hast du einen Ausweis verlangt?«

»Ich habe noch nie im Leben von irgendjemandem einen Ausweis verlangt.« Sie gab ihm die Tüte eines Schuhgeschäfts. »Und probier die Schuhe. Die, die dir nicht passen, muss ich morgen zurückbringen.«

»Du hast dir Herrenschuhe zur Auswahl geben lassen?«

»Warum nicht?«

»Wie erklärst du es, dass der Kunde nicht selbst vorbeikommt?«

»Er sei nicht gut zu Fuß.«

»Weshalb braucht er dann Schuhe?«

Beide lachten.

Sabu machte sich mit ihrem hohen Ton bemerkbar, der fast wie ein Piccolo klang.

Sie begannen pflichtbewusst mit der Zubereitung ihrer {289}Mahlzeit. Valerie zerkleinerte das Obst, Schoch rührte die Ersatzmilchmischung an.

»Wie ist er auf dich gekommen?«

»Auf der Gasse weiß man, dass du bei mir warst, bevor du verschwunden bist.«

»Dann solltest du dich besser zweimal umschauen, bevor du hierherfährst.«

»Für den Fall, dass ich vom Sozialamt beschattet werde?«

»Wenn er denn wirklich vom Sozialamt war.«

»Ausgesehen hat er jedenfalls so.«

»Wie denn?«

»Untersetzt, fast kahlgeschoren, rothaarig.«

»Aber so, dass man noch die Haarfarbe erkennen konnte?«

»Rotbehaarte Handrücken. Frauen schauen Männern auf die Hände.«

Schoch gab Sabu die Flasche. »Angenommen, der Mann ist nicht vom Sozialamt, sondern von denen, die Sabu vermissen?«

»Du meinst, weshalb sucht er dann nach *dir*?«

»Weshalb bringt er mich mit ihr in Verbindung.«

»Weil Bolle geplaudert hat.«

Schoch verzog das Gesicht. »Natürlich.«

»Ich kündige im Tierspital.«

Schoch war überrascht. »Warum?«

»Damit ich mehr Zeit habe für das hier.« Sie zeigte auf Sabu und Schoch und alles um sie herum.

»Ich schaff das schon.«

»Es ist fast ein Vierundzwanzigstundenjob. Und die Gassenklinik mache ich weiterhin.«

{290}»Ich dachte, das sei ehrenamtlich.«

Sabu hatte die Flasche geleert und legte sich neben Valerie. Diese begann, ihren Nacken zu streicheln.

»Die Stiftung zahlt mir jetzt ein kleines Gehalt.«

»Und von dem kannst du leben?«

»Die Stiftung hat es soeben etwas erhöht.«

»Ich dachte, die Stiftung bist du?«

»Bin ich auch.« Valerie lächelte.

{291}17
Am selben Tag

»Und *dein* Liebesleben?«, fragte Schoch.

Sie saßen wieder auf einem der Sofas im großen Wohnzimmer. Im Personalraum der Küche hatten sie gegessen. Valerie hatte ein Stir Fry im Wok zubereitet mit Tofuwürfeln, die sie tiefgefroren, aufgetaut und in Sojasauce mariniert hatte, um ihre Konsistenz und ihren Geschmack etwas fleischiger zu machen. »Lass es mich einfach wissen, wenn du es nicht mehr aushältst, abends ohne Fleisch«, hatte sie gesagt.

»Im Vergleich zu ohne Alkohol ist das nichts«, hatte er geantwortet.

Nach dem Essen hatten sie Tee gekocht und waren ins Wohnzimmer gegangen. Sabu war in der Küche zurückgeblieben. Sie hatten die Türen offen gelassen, damit sie nachkommen konnte. Sie war nicht an jedem Tag von gleicher Anhänglichkeit.

»Mein Liebesleben?« Sie täuschte ein Gähnen vor und hielt sich die flache Hand vor den Mund. »Erzähl mir lieber von dir als Banker. Hast du dich inzwischen erinnert, bei welcher Bank du warst?«

»Die hieß, glaube ich, GCBS.«

Valerie lachte. »Diesen Namen hattest du vergessen? Steht doch an jeder zweiten Hausecke.«

{292}»Wenn man zehn Jahre daran arbeitet, etwas zu vergessen, gelingt es manchmal.«

»Was warst du denn dort?«

Schoch zögerte. »Investmentbanker«, sagte er schließlich.

»Das sind die mit den Boni, nicht?«

»Und den Sechzigstundenwochen.«

Von draußen drang kein Licht mehr herein. Valerie griff hinter sich und zog an einer Messingkette, die unter dem Schirm einer Stehlampe hing. Das Sofa, auf dem sie saßen, wurde in gelbes Licht getaucht.

»Was macht ein Investmentbanker?«

»Leute wie deinen Vater noch reicher.«

»Oder arm.«

»Soll auch vorkommen.«

Draußen hörte man den Wind in den Kronen.

»Wolltest du so weiterleben? Als Obdachloser?«, fragte Valerie unvermittelt.

»Als Obdachloser machst du keine Pläne.«

»Verstehe.«

Sabu war genug allein gewesen, kam nun mit erhobenem Rüssel und gestellten Ohren zur Tür herein und blieb erwartungsvoll vor ihnen stehen. Valerie streckte die Hand nach ihr aus, und der kleine Elefant schlang seinen Rüssel um ihren

Zeigefinger.

»Heute war ein seltsamer Mann in der Gassenklinik.«

»Der vom Sozialamt.«

»Nein, noch einer, ein Burmese. Er kam später als der andere. Ich dachte erst, er gehöre zu den Hündelern, weil er zusammen mit einem ins Sprechzimmer kam, der einen {293}Schäfermischling mit einer Bisswunde brachte. Der Hund ließ sich nicht anfassen, schnappte nach mir und sogar nach dem Besitzer. Ich wollte ihn sedieren, aber dann legte der Burmese ihm die Hand auf den Nacken und sprach auf ihn ein, ich nehme an, auf Burmesisch. Und das Tier beruhigte sich tatsächlich und ließ sich die Lokalanästhesie machen und die Wunde nähen.«

»Vielleicht ein Hundeflüsterer.«

»Er hat mich gefragt, ob er mir manchmal assistieren dürfe. Ich habe gesagt, ich könne mir keinen Assistenten leisten. Da hat er mir eine Probezeit vorgeschlagen. Neunhundertsechsundachtzig Franken im Monat.«

»Das ist der Grundbedarf. Das bekommt er auch, ohne zu arbeiten.«

»Er sagt, er arbeite nicht für Geld. Und das glaubt man ihm auch.«

»Hast du ja gesagt?«

»Ich überlege es mir, habe ich gesagt.«

»Und? Überlegst du es dir?«

»So einer in der Praxis wäre schon eine Hilfe.«

Ein Hund bellte plötzlich wild, und ein anderer stimmte ein.

»Ich wusste nicht, dass es hier Hunde gibt.«

»Es sind alte Hunde, die melden sich kaum.«

»Und warum jetzt?«

»Einer bellt, weil der andere bellt.«

»Und der andere?«

»Weil er etwas gehört hat.«

»Hast du etwas gehört? Ich nicht.«

»Hunde hören besser.«

{294}»Auch alte?«

Sabu hatte Valeries Finger losgelassen und den Kopf dem Fenster zugewandt. »Das sind nur Hunde, Sabu«, flüsterte Valerie.

Aber Sabu blieb zum Fenster gewandt. Auch nachdem sich die Hunde beruhigt hatten.

Valerie, die darauf gewartet hatte, dass Sabus Rüssel ihren Finger wieder umschlang, zog die Hand zurück und ergriff die von Schoch.

{295}18
Am selben Tag

Am Anfang bereitete Tsengs Sof twareRoux ein wenig Mühe, aber bald konnte er damit umgehen. Jetzt war der Peugeot der Tierärztin ein pulsierender Punkt, der sich durch den Stadtplan auf dem Smartphone bewegte.

Er folgte seinem Objekt in großer Distanz. Einmal fuhr es in die Tiefgarage eines Einkaufszentrums. Roux musste ein paar Mal im Kreis fahren, bis sich der Punkt wieder bewegte.

Danach hielt er vor einer Apotheke. Diesmal hatte Roux mehr Glück, drei Wagen weiter hinten wurde ein Parkplatz frei. Nur ein paar Minuten später sah er die Tierärztin mit einer Einkaufstasche wieder herauskommen.

Der nächste Halt war ein Schuhgeschäft, wo sie fast zehn Minuten blieb. Danach folgte er dem Punkt eine ganze Weile an der Peripherie der Stadt. Er hielt bei einer Überbauung in der Nähe der Autobahnauf fahrt.

Als Roux die Stelle erreichte, war der Peugeot nicht zu sehen. Er musste in der Tiefgarage verschwunden sein, die mit »Nur Mieter« angeschrieben war.

Ihre Privatadresse stand nicht im Telefonverzeichnis, aber jetzt wusste er, wo sie wohnte.

Er wartete zur Sicherheit noch fünf Minuten. Dann fuhr er los.

{296}Der Wohnblock war noch in Sicht, als der Punkt sich wieder bewegte, den Fluss überquerte und hinaufstieg durch das Universitätsviertel und weiter zu den Villen, Gärten und Parks.

Dort, in einer kleinen Nebenstraße, blieb der Punkt stehen.

Roux stoppte ebenfalls.

Der Punkt bewegte sich noch ein kleines Stück und blieb wieder stehen.

Roux wartete eine Viertelstunde, bis er weiterfuhr. Der Wagen mit dem Sender stand hinter einem schmiedeeisernen Zaun und einer verwilderten Hecke.

Das Haus, zu dem dies alles gehörte, war nur zu erahnen.

Er fuhr langsam durch die Straße. Auf beiden Seiten stille Häuser und alte Gärten, abgeschirmt von mächtigen Hecken. Keine Stelle, wo er ohne aufzufallen anhalten und warten konnte. Jedenfalls nicht jetzt, wo es noch nicht dunkel war.

Nach einer ziellosen Fahrt durch die Wälder über der Stadt kam er zurück. Bei einigen der Häuser schimmerte etwas Licht durch die dichte Vegetation, und gerade als er ankam, ging die spärliche Straßenbeleuchtung an. Er fuhr ein paar Straßen weiter und parkte in einer blauen Zone.

War der Wohnblock, wo sie kurz in die Garage gefahren war, wirklich ihre Wohnung? Und das Haus, in dem sie sich jetzt befand, ihr Versteck? Oder das Versteck von Schoch und seinem gestohlenen Mini-Elefanten?

Denn wo Schoch war, musste auch der kleine Elefant sein. So viel hatte er aus

dem Einäugigen noch {297}herausgekriegt. Er habe Schoch nach seinem Verschwinden noch einmal gesehen. Und er glaube, neben ihm so etwas wie einen rosaroten beleuchteten, elektrischen Spielzeugelefanten gesehen zu haben, der wie echt gewirkt habe.

Roux hatte sofort seine chinesischen Partner informiert, aber denen war die Aussage eines obdachlosen Alkoholikers nicht gut genug. Wenn er eindeutig beweisen könne, *positively conf irm,*dass er das Tier gesehen habe, erst dann und keine Minute früher würden sie Tseng schicken.

Manchmal fuhr ein Auto vorbei, und ab und zu führte jemand seinen Hund zu einem Abendspaziergang aus und äugte misstrauisch in seinen BMW. Roux bemerkte, dass seine Hände vor Aufregung zitterten.

Der rote Punkt auf dem Bildschirm seines Smartphones hatte sich nicht mehr bewegt, und die Nacht hatte die Villen und Gärten in ihre Dunkelheit gehüllt.

Roux stieg aus und machte sich auf den kurzen Weg zu der verborgenen Villa.

Das Tor zur Einfahrt war aus dem gleichen Schmiedeeisen wie der Zaun, aber dahinter war ein Blech geschweißt. Die kunstvollen Zaunornamente boten Halt für Hände und Füße.

Roux war nicht besonders gewandt oder sportlich, aber in dieser Nacht halfen ihm das Geschick und die Kraft der Verzweif lung.

Schnell und ohne Lärm zu machen, war er auf der anderen Seite des Tors.

Ein Vorplatz, eine Doppelgarage, ein Hauseingang, vergitterte Fenster im Parterre, geschlossene Läden in der ersten Etage.

{298}Roux ging leise um das Haus herum und kam zu einer baumbestandenen Wiese, die sich nach etwa vierzig Metern in der Dunkelheit verlor.

Ein paar Stufen führten zu einer Terrasse hinauf, die die ganze Breite der Fassade einnahm. Alle Läden waren geschlossen. Aber bei einem drang Licht durch die Lamellen, die etwas waagrecht gestellt waren.

Roux ging die Stufen zur Terrasse hinauf, schlich zu dem Fensterladen, durch den das Licht drang, und spähte durch die Lamellen.

Die Tierärztin saß auf einem Sofa neben einem hageren Mann im Anzug. Was sie sprachen, konnte er nicht verstehen.

Plötzlich unterbrachen sie ihr Gespräch und blickten in die gleiche Richtung.

Was jetzt in sein Blickfeld kam, ließ sein Herz wie verrückt klopfen: der kleine rosarote Elefant. Das perfekte Spielzeug für die Kinder, die schon alles hatten. Er ging mit erhobenem Rüssel und fächelnden Ohren auf die beiden zu und blieb vor der Frau stehen. Sie hielt ihm die Hand hin, und der kleine Elefant umfasste ihren Zeigefinger mit dem Rüssel. Das Paar sprach weiter.

Roux fischte sein Smartphone aus der Brusttasche und filmte die Szene.

Plötzlich bellte ein Hund und gleich darauf ein zweiter. Roux erstarrte. Auch die beiden im Haus wandten den Blick dem Fenster zu, durch das Roux spionierte.

Auch der rosa Elefant hatte den Kopf gewandt.

Roux hielt den Atem an.

Endlich hörten die Hunde auf zu bellen.

{299}Der kleine Elefant sah noch immer in seine Richtung. Aber die Tierärztin und der Mann küssten sich jetzt.

Sie stand auf, zog ihn vom Sofa hoch und löschte die Stehlampe.

In der Dunkelheit des Raums war das Paar kaum mehr zu erkennen.

Aber der rosarot leuchtende winzige Elefant, der den beiden folgte, umso besser.

{300}19

24. Juni 2016

Am nächsten Morgen um halb acht erwartete Kaung Valerie vor dem ›Just a Second‹.

»Nachgedacht?«, erkundigte er sich.

Valerie lachte. »Ja, versuchen wir es. Einen Monat, dann sehen wir weiter.« Er gab ihr die Hand. »Kaung.«

»Valerie.«

»Besser Frau Doktor.«

»Niemand nennt mich hier Frau Doktor.«

»Ist Fehler. Frau Doktor macht besser gesund als Valerie.«

Sie schloss die Tür auf und führte ihn durch den noch verwaisten Laden in den Warteraum und das Sprechzimmer.

»Die Praxis öffnet um halb neun. Davor mache ich jeweils die Büroarbeit und räume ein wenig auf. Eigentlich müssten Sie also erst um halb neun anfangen.«

»Frau Doktor machen Büroarbeit, Kaung aufräumen.«

Die Abfalleimer waren voll mit dem Müll des vergangenen Tages: blutbefleckte Kleenex, gebrauchter Verbandstoff, benutzte Watte, umgestülpte Einweghandschuhe. Auch der Container mit den Einwegspritzen war voll und der Papierkorb ebenfalls. Der Fußboden war schmutzig von den Schuhen der Hündeler, und an einem Tischbein {301}war eine gelbe Pfütze eingetrocknet. Auf dem Rollkorpus mit den Instrumenten herrschte ein heilloses Durcheinander, und auch in den Schränken mit den Medikamenten und Verbandstoffen musste Kaung Ordnung machen.

Meistens brauchte er Valeries Hilfe nicht und konnte sie ungestört arbeiten lassen, aber manchmal musste er doch fragen, wo etwas hingehörte.

Kurz bevor Kaung um halb neun den ersten Patienten hereinbat und die Frau Doktor ihren Computer verließ und sich umsah, sagte sie: »So aufgeräumt war das Sprechzimmer schon lange nicht mehr.«

Es war nicht das einzige Kompliment, das Kaung an diesem Vormittag von ihr erhielt. Sie lobte seinen Umgang mit den Tieren, seine beruhigende Wirkung auf die oft neurotischen Gassenhunde und auch auf deren manchmal nicht weniger gestörte Besitzer.

Kurz nach dreizehn Uhr war das Wartezimmer leer, und Kaung begann aufzuräumen. Er sah, wie die Frau Doktor den Medikamentenschrank öffnete und ihm verschiedene Präparate entnahm und auf den Schreibtisch stellte. Einige davon kannte er: Colostrum, Lactobazillus, Kalzium, Vitamin E und B und eine Flasche Kokosöl, von dem es, wie er beim Aufräumen festgestellt hatte, einen kleinen Vorrat im Schrank gab.

Sie packte alles in eine zerknitterte Einkaufstüte und schloss die Sprechzimmertür hinter sich ab.

Im Laden lief Musik von Ravi Shankar, und der beißende Rauch eines Bidis hing in der Luft. Cynthia saß hinter ihrem bemalten Ladentisch und meditierte. Die Frau Doktor lotste Kaung leise an ihr vorbei hinaus auf die Straße.

{302}»Bis morgen«, sagte sie und stieg in ihren Peugeot.

Kaung blickte dem Wagen nach.

Zu gern hätte er gewusst, wohin sie fuhr. Mit ihren Ergänzungspräparaten und ihrem Kokosöl. Und den anderen Zutaten, die in die Ersatzmilch für junge Elefanten gehören.

{303}

20

26. Juni 2016

Der Chinese hatte am Flughafen einen Wagen gemietet, und sie hatten sich in der Lobby desselben Hotels wie beim letzten Mal verabredet.

Zuerst einmal mussten sie wissen, mit wem sie es zu tun hatten. Und vor allem mit wie vielen.

Roux war sich sicher, dass es Schoch war, der Mann aus der Höhle. Aber Tseng hatte die Frage aufgeworfen, ob nicht auch Kaung mit von der Partie sein könnte. Immerhin war er Dr. Rebers Komplize gewesen, hatte sich in der Gegend der Höhle herumgetrieben und war ebenfalls verschwunden. Und er verstand etwas von Elefanten. Gut möglich, dass Kaung Schoch abgelöst oder verstärkt hatte. Im ersteren Fall wäre Schoch wohl wiederaufgetaucht. Im letzteren würde er verschwunden bleiben.

Tseng bestand darauf, dass sie zunächst ein paar Nachforschungen anstellten.

Sie fuhren zur Tramstation beim Bahnhof und wollten Giorgio, den Mann mit den drei Hunden, fragen, von dem sie damals den Tipp erhalten hatten, dass Bolle rosa Elefanten sehe.

Giorgio war nicht dort, aber die anderen Hündeler waren bereits in Plauderlaune, und die zwei Sixpack Bier, die Roux mitbrachte, taten ein Übriges.

{304}»Schoch?«, sagte einer, »wenn der wiederauf taucht,wissen wir es als Erste.«

»Der taucht nicht mehr auf«, sagte ein anderer. »Wäre nicht der erste Flussschläfer, der ersäuft.«

»Ich habe gehört«, brüllte ein Dritter und bildete mit seinen schmutzigen Daumen und Zeigefingern ein Herz, »es habe ihn so erwischt.«

»Verliebt?«, grölte ein Vierter, »dann kommt er bald wieder.« Alle lachten.

Roux bedeutete Tseng, dass es keinen Sinn habe, aber der nahm seine Brief tasche aus dem Jackett und zog ein Foto heraus. Es war dasselbe, das sie bei der ersten Suche nach Kaung herumgezeigt hatten. Pellegrini mit der Elefantennummer, Kaung im Hintergrund.

Das Bild machte die Runde.

»Und der hier«, dolmetschte Roux, »auch nicht aufgetaucht?«

»Der hier«, sagte einer, »das ist doch der, der jetzt in der Gassenklinik assistiert. Der Hundeversteher.«

Kaung war also wiederaufgetaucht. Und er arbeitete bei der Gassentierärztin. Das hatte den Vorteil, dass sie ihn unter Kontrolle hatten. Er würde in der Praxis sein, wenn sie zuschlugen.

Tsengs Plan war es, zu warten, bis es Nacht wurde, und dann die Villa auszukundschaften. Er musste sich das Schloss des Gartentors ansehen und dasjenige der Haustür. Die eigentliche Aktion wollten sie tagsüber durchführen,

wenn nur Schoch im Haus war.

Dazu mussten Tseng und Roux die Villa durch die Vordertür betreten. Wie ein chinesischer Kauf interessentmit {305}seinem Agenten, der den Schlüssel zur Immobilie hat. Es musste schnell gehen, sie würden Schoch überrumpeln und ihn zwingen, ihnen die Nahrungsmittel für das Versuchsobjekt mitzugeben sowie die Rezeptur für die Ersatzmilch, denn es war unwahrscheinlich, dass Kaung eine weitere Quelle für richtige Elefantenmilch gefunden hatte.

Auch das Vorgehen nach der Aktion musste genau vorbereitet sein. Sie würden das Versuchstier in die Gentecsa bringen, und Roux würde es dort in den Labors untersuchen, vermessen, dokumentieren und filmen. Und das Wichtigste: ihm das nötige Zellmaterial entnehmen.

Sie würden den Prototypen in die Obhut von Roux' beiden Assistentinnen Vera und Ivana geben, beide diskret und zuverlässig und Vera darüber hinaus noch gesegnet mit einem guten Zugang zu Versuchstieren. Denn das war wichtig, Roux wusste, wie heikel junge Elefanten waren. Ihrer Bezugsperson beraubt, konnten sie in Depressionen verfallen, die manchmal sogar zum Tod führten.

Was in diesem Fall nicht weiter tragisch wäre. Die Zellen hatte er dann ja.

Jetzt saßen sie in Tsengs Hotelzimmer und starrten auf den roten Punkt auf dem Smartphone.

Seit sechzehn Uhr hatte er sich nicht bewegt.

Roux ging zur Kaffeemaschine, fütterte sie mit einer Aluminiumkapsel und ließ einen weiteren schalen Lungo heraus. Die Situation und das Warten machten ihn zappelig. Und die Mischung aus Pingeligkeit und Gelassenheit, die Tseng dabei wieder an den Tag legte, machte es auch nicht besser. Da kam es auf ein bisschen Koffein mehr oder weniger nicht an.

{306}Er stellte sich ans Fenster und sah der seltsamen Abenddämmerung zu. Blau und Perlmuttgrau, wie die Polarnacht, unter der er während eines akademischen Austauschjahres vor langer Zeit im Norden von Norwegen so gelitten hatte.

Tseng machte sich an seinem Handgepäck zu schaffen und legte einen Satz Dietriche, ein Fernglas, zwei kleine LED-Taschenlampen und ein paar Kabelbinder heraus.

Es war jetzt dunkel, aber Tseng wollte bis nach Mitternacht warten, weil dann weniger Leute unterwegs seien.

{307}
21
Am selben Tag

Ihr Chef im Tierspital gehörte nicht zu den guten Verlierern. Er ertrug es nicht, wenn man ihm kündigte. Er war es, der die Entlassungen aussprach. Auf Valeries Kündigung reagierte er besonders gereizt, denn er hielt große Stücke auf sie und war beleidigt. Dass sie ihn auch noch um einen möglichst frühen Kündigungstermin bat, brachte das Fass zum Überlaufen.

»Du kannst auch fristlos gehen«, maulte er, »wenn du es so eilig hast.«

Sie nahm, ohne zu zögern, das Angebot an.

So kam es, dass sie schon um vier Uhr nachmittags im Haus war. Die Szene, die sie vorfand, rührte sie. Schoch, in einem schiefergrauen Anzug ihres Vaters und den Oxford-Schuhen, die sie für ihn gekauft hatte – es waren die größeren gewesen, die ihm passten –, spielte Ball mit Sabu. Er hatte, wohl aus dem Strickkorb ihrer Mutter, aus mehreren Wollknäueln einen einzigen großen, festen gewickelt und schob ihn ihr zu. Sabu stoppte den Ball und schob ihn mit Rüssel und Beinen geschickt zurück.

Als sie Valerie sah, kam sie auf sie zu und begrüßte sie.

Auch Schoch kam zu ihr und nahm sie in die Arme. Sie ertappte sich dabei, dass sie darauf achtete, ob er nach Alkohol roch.

{308}Valerie nahm ihn bei der Hand und führte ihn zum Lift und ins Schlafzimmer. Sabu folgte ihnen.

Mitten in der Nacht erwachten Valerie und Schoch zur gleichen Zeit, ohne zu wissen, was sie geweckt hatte. Der rosa Widerschein von Sabu an der Zimmerdecke schien sich zu bewegen.

Valerie setzte sich auf den Bettrand. Sie stieß Schoch an, und der setzte sich neben sie.

Den Rüssel steil zur Decke gerichtet, die Ohren weit ausgebreitet, rannte Sabu immer wieder auf den Vorhang zu, der schwer und dunkel vor dem Fensterflügel hing, der geöffnet war, damit durch die Lamellen etwas frische Luft hereindrang.

Knapp davor stoppte sie, wandte sich um, ging zu ihrem Ausgangspunkt zurück, wiegte den Kopf und schlenkerte mit dem Rüssel. Dann nahm sie wieder die Angriffshaltung ein und rannte erneut los.

Valerie nahm Schochs Hand, und sie betrachteten gebannt das Schauspiel.

Acht oder zehn solcher Scheinattacken führte sie aus, dann blieb sie vor ihrem übermächtigen Feind stehen und erstarrte zu einer Elefantenstatue in Siegerposition.

Ihr Leuchten schien intensiver als je zuvor.

Wie bei ihrer ersten Begegnung legte Schoch die flachen Hände vor dem Gesicht aneinander und verneigte sich zu einem Wai. Valerie tat es ihm nach.

{309}22

27. Juni 2016

Es war ein betriebsamer Vormittag in der Gassenklinik. Zwei verwahrloste neue Hunde ohne Chip, von denen niemand wusste, woher sie stammten und ob sie geimpft waren, mussten untersucht werden, und mittendrin brachte ein betrunkenes Pärchen einen struppigen Straßenköter mit einer Verletzung am Hals, die dringend genäht werden musste und deren Herkunft die Besitzer nicht erklären konnten.

Kaung hatte vorgehabt, den nächsten Schritt seines Planes zu vollziehen und der Frau Doktor zu erzählen, dass er Oozie von Beruf sei und seit seinem sechsten Lebensjahr mit Elefanten arbeite. Je nachdem wie das Gespräch verlief, hatte er auch im Sinn, sie auf die Zutaten für eine Ersatzmilch für Elefanten anzusprechen. Aber bei dem Hochbetrieb, der heute herrschte, war vorerst nicht daran zu denken.

Er holte die nächsten Patienten aus dem Warteraum.

»He, du, Hundeversteher«, sagte eine Stimme. Sie gehörte einem Hündeler, der seinen Collie-Mischling zum Nachimpfen brachte. »Hat der Chinese dich gefunden?«

»Welche Chinese?«, fragte Kaung.

»Ein großer Chinese mit langen Haaren. Mit einem kleineren Schweizer.«

{310}»Rote Haare?«

»Aber nicht viele«, lachte der Mann. »Zeigt ein Foto herum mit dir und ein paar Elefanten im Zirkus.«

Kaung erschrak. Roux und der große Chinese!

Er ging zurück ins Sprechzimmer, ohne einen Patienten mitzubringen. Die Frau Doktor sah ihn fragend an.

»Am Tag als ich kommen, vorher Mann kommen mit kurze Haar, rot.«

Sie nickte. »Was ist mit ihm?«

»Was wollen?«

»Er suchte jemanden. Er war vom Sozialamt.«

»Suchte Schoch?«

»Ja.«

»Ihm sagen, wo ist?«

Die Doktorin antwortete nicht gleich.

Kaung drängte. »Nicht sagen, wo ist. Mann nicht von Sozialamt. Schlechte Mann. Sucht kleine rosa Elefant. Schoch haben? Sie wissen wo?« Kaung hatte immer schneller und dringlicher gesprochen.

»Ich weiß nicht, wovon du sprichst«, sagte die Frau Doktor. Aber Kaung glaubte ihr nicht. Er sah in ihren Augen, dass sie genau wusste, wovon er sprach.

»Dann Barisha sterben. Und Schoch vielleicht auch.«

Die Frau Doktor ging zur Tür des Sprechzimmers und drehte den Schlüssel um.

Sie rückte ihm den Besucherstuhl zurecht. »Setz dich.«

Kaung gehorchte, und sie setzte sich ihm gegenüber.

»Erzähl.«

Kaung berichtete ihr hastig von Roux' Experiment mit der Elefantenkuh im Zirkus Pellegrini, der {311}Wachstumsstörung des Embryos, der Verschwörung mit Dr. Reber, der heimlichen Geburt von Barisha und der Zeit, als sie bei Dr. Reber lebte und er, Kaung, Rupashi molk und die Milch dem Doktor schickte. Wie der Chinese auf tauchteund Reber mit Barisha offenbar überstürzt das Haus verließ. Und wie Reber im Fluss ertrank.

»Wie haben sie ihn wohl gefunden?« Die Frage der Frau Doktor war mehr an sich selbst gerichtet als an Kaung.

Er drehte die Handflächen nach oben und schüttelte den Kopf.

»Vielleicht sind sie dem Auto gefolgt, das die Milch brachte.«

»Schwierig. Hans immer sehr schnell fahren«, gab Kaung zu bedenken.

»Vielleicht haben sie sein Handy geortet.«

»Vielleicht.«

»Oder das Auto.«

»Kann man?«

»Sieht man in jedem Krimi. Die heften so kleine magnetische Sender unters Auto, und schon kann man es orten.«

Kaung stand auf und ging zur Tür. »Schnell zurück.«

Er ging durch den Vorraum voller ungeduldig Wartender, durch den Secondhandshop und hinaus zum Auto der Frau Doktor.

An der Stelle, vor der Roux seinen Schuh gebunden hatte, griff er unter die Karosserie und ertastete ein kleines Kästchen. Es leistete Widerstand, als er daran zog, doch plötzlich löste es sich und lag in seiner Hand. Es war schmutzig vom Spritzwasser und wog keine hundert Gramm.

Kaung ging zurück durch den Laden, vorbei an Cynthia, {312}die ihn in ein Gespräch verwickeln wollte, an den unruhigen Patienten vorbei ins Sprechzimmer und hielt der Frau Doktor auf der flachen Hand die kleine schmutzige Trophäe hin. »Das hat Mann an Auto gemacht. Er nicht von Sozialamt.«

Sie griff zu ihrem Handy und stellte eine Kurznummer ein. »Melde dich, melde dich«, flüsterte sie beschwörend.

Niemand meldete sich.

Sie versuchte es wieder.

Keine Antwort.

»Komm!«, befahl sie und öffnete die Tür.

»Notfall«, rief sie in die erwartungsvollen Gesichter und verschloss die Tür. »Die Praxis macht zu und öffnet erst morgen wieder.«

Sie drängten sich durch den protestierenden Haufen und stiegen in den Wagen.

{313}

23
Am selben Tag

Gerade als Tseng das Zeichen zum Zugriff geben wollte, ertönte das Alarmzeichen. Der rote Punkt hatte sich bewegt.

Sie waren schon dreimal durch die kleine Straße gefahren, um ganz sicher zu sein, dass keine Nachbarn, Lieferanten, Gärtner oder andere unerwünschte Zeugen in Sichtweite waren. Einmal hatte das gelbe Auto der Post vor einem Nachbarhaus gestanden, einmal hielt der Lieferwagen eines Blumengeschäfts vor der Villa gegenüber, und einmal leerte die Müllabfuhr die Container der Straße.

Und jetzt, beim vierten Mal, wo die Luft rein war, bewegte sich der Punkt.

Die Praxis war erst seit knapp zwei Stunden geöffnet. Konnte es sein, dass sie bereits wieder schloss?

Sie fuhren zurück in die Nebenstraße, wo sie jeweils in der blauen Zone gewartet hatten, und beobachteten das Display von Tsengs großem asiatischem Handy.

Der Punkt stand wieder still.

{314}24
Am selben Tag

Sabu saugte mit erhobenem Kopf und hochgerolltem Rüssel an ihrer Babyflasche. Schoch sah ihr zu und dachte an Valerie.

Er hätte nie geglaubt, dass es in seinem Leben noch einmal eine Frau geben würde, an die er so oft dachte wie an sie. So oft und so liebevoll.

An Paula hatte er auch oft gedacht. Zuerst hasserfüllt, dann traurig, dann bitter, dann verächtlich. Und in letzter Zeit – ja, fast ein wenig mitleidig.

Weil es ihm gutging. Weil er – wenn auch nur ein bisschen – etwas war, was er für sein Leben nicht mehr erwartet hatte: glücklich. Und weil er wusste, dass Paula das nicht war. Weil sie nicht in der Lage war, es zu sein.

Er machte – auch das etwas, mit dem er nicht mehr gerechnet hatte – Pläne. Und in allen kamen Valerie und Sabu vor.

Sie waren nicht sehr konkret, diese Pläne. Es waren vielleicht mehr Träume als Pläne. Sie drei waren irgendwo weit weg, unbehelligt und zufrieden.

Sabu hatte das Fläschchen leer und wollte jetzt die Äpfel und Karotten. Schoch stand auf, nahm den Kaffee und ging zur Arbeitsfläche in der Küche, wo das Schneidebrett und das Messer bereitlagen.

{315}Dort fand er auch sein Handy. Das Display vermerkte zwei verpasste Anrufe. Beide von Valerie. Der zweite kurz nach dem ersten. Er hatte das Gerät auf stumm geschaltet.

Schoch stellte ihre Kurzwahl ein. Sie meldete sich sofort. Ihre Stimme klang aufgeregt.

»Wir kommen euch jetzt holen. Die wissen, wo ihr seid. Pack das Nötigste zusammen, und nimm die Tasche von Sally. Wir sind in fünf Minuten da.«

»Wer ist wir?«

»Kaung, mein burmesischer Helfer, und ich.«

Schoch nahm Sabu unter den Arm und rannte die Treppe hinauf in den oberen Stock. Er packte ein paar Sachen in einen kleinen Reisekoffer, steckte Sabu in Sallys Hundetasche, legte das Stück Persianer dazu, für den Fall, dass er sie als Zwergpudel tarnen musste, eilte zurück in die Küche, packte eine Tasche voll mit Sabus Futter, eilte ins Jagdzimmer, schlug die Scheibe der Waffenvitrine ein, nahm ein Gewehr heraus, fand keine Munition und ging mit der Waffe zurück zu Sabu. Um jemanden zu erschrecken, taugte sie allemal.

{316}25
Am selben Tag

Zehn Minuten, hatte Tseng befohlen, würden sie warten. Wenn sich der Punkt nicht wieder bewegt hatte, würden sie eine Kontrollfahrt an der Villa vorbei machen. Wenn alles in Ordnung war, würden sie beim zweiten Mal nicht weiterfahren, sondern vor dem Gartentor auf dem Trottoir parken, dort, wo der gelbe Postwagen gestanden hatte.

Roux würde sich so hinstellen, dass mögliche Zeugen nicht bemerkten, dass nicht er, sondern sein chinesischer Kunde das Tor öffnete. Das gleiche Prozedere würden sie bei der Haustür durchspielen. Die Schlösser waren leicht zu öffnen, das hatte Tseng letzte Nacht überprüft.

Bei der ersten Durchfahrt war die Luft rein, aber Tseng fuhr nochmals vorbei. Roux stöhnte.

Drei Minuten später, bei der zweiten Durchfahrt, stand ein alter Peugeot vor der Einfahrt. Roux erkannte ihn sofort. *»Shit!«*

»Go on! Go on!«, befahl Tseng.

Als sie vorbeifuhren, sahen sie, wie das Tor beiseiteglitt. Im Wagen waren zwei Personen. Auf dem Beifahrersitz neben der Tierärztin saß ein kleiner schmaler Mann.

Tseng sah auf sein Handy. Der rote Punkt war noch immer am gleichen Ort bei der Gassenklinik.

Diesmal war es der Chinese, der *»Shit!«* zischte.

{317}*»Let's go get them!«,* befahl Tseng nach einer kurzen Denkpause.

Roux wendete und fuhr zurück.

Am Ende der kleinen Straße vor der Villa konnten sie gerade noch das Heck des Peugeots in der Biegung verschwinden sehen.

Roux parkte den Mietwagen vor dem Gartentor, und sie stiegen aus. Roux trug eine leere Aktentasche und erklärte seinem Klienten mit großen Gesten, was er sah.

Das Gartentor war im Nu offen, und auch die Haustür war für Tseng kein Hindernis.

Sie betraten leise die große düstere Halle.

Nichts war zu hören außer dem Klopfen eines tropfenden Wasserhahns. Tseng bedeutete Roux zu warten und schlich in die Richtung, aus der das Geräusch kam.

Er betrat eine große Küche mit Arbeitskombinationen aus Edelstahl wie in einem Restaurant. Auf den Arbeitsflächen lagen Gemüsereste, bräunlich verfärbte Apfelschnitze, Salatblätter. Am Boden verstreut kleine Zweige und nussgroße Kugeln.

Tseng hob eine davon auf und hielt sie an die Nase.

»Elephant shit«, flüsterte Roux, der es nicht ausgehalten hatte und Tseng gefolgt

war.

Auf dem Herd standen ein Topf mit Wasser und darin ein kleinerer mit Spuren von einer milchigen Flüssigkeit. Daneben lag ein Rührbesen mit den gleichen Spuren.

Eine Tür stand offen zu einem Raum, in dem Licht brannte. Sie betraten ihn.

Auch hier herrschte eine ähnliche Unordnung am Boden, Blätter, Zweige, Dungkugeln, ein Wollknäuel.

{318}In der Mitte des Raumes stand ein Tisch mit sechs Stühlen. Darauf ein paar benutzte Teller, eine halbvolle Kaffeetasse.

»Die sind abgehauen!«, schnaubte Roux.

Sie begannen das Haus zu durchsuchen.

Eine halbe Stunde später verließen sie es unverrichteter Dinge.

Unter den Scheibenwischer war ein Strafzettel geklemmt.

{319}26

Am selben Tag

Vom See war vom Hotel Seeblick aus nicht mehr viel zu sehen. Zwei Bürogebäude weiter talwärts verbauten ihn seit den achtziger Jahren. Das Hotel hatte mit Ach und Krach den vierten Stern behalten und hielt sich mit Expats über Wasser, die die Übergangszeit, bis sie eine Wohnung gefunden hatten, dort verbrachten. Aber es war ein gutgeführtes Haus, seine Bar war berühmt für ihre Single Malts und sein Thairestaurant seit über zwanzig Jahren ein Geheimtipp.

Auch wenn das ›Seeblick‹ bessere Zeiten gesehen hatte: Neuankömmlinge wie diese war es nun doch nicht gewohnt.

Die Gäste fuhren in einem klapprigen Peugeot Kombi mit lokalem Kennzeichen vor, ihr bisschen Gepäck bestand aus einem Louis-Vuitton-Koffer älteren Jahrgangs, einem billigen Rollköfferchen, mehreren Tragetaschen eines Supermarkts und einem alten Militärrucksack.

Die Frau war Anfang vierzig, ungeschminkt und mehr praktisch als elegant gekleidet. Sie trug eine abgenutzte Hundetasche, deren dunkelblaues Wildleder mit goldenen Nieten verziert war.

Der eine Mann war ein kleiner Asiate mittleren Alters. Er trug Jeans, die schon lange keine Waschmaschine mehr {320}gesehen hatten, Sneakers, einen grünen fleckigen Parka und eine graue verfilzte Strickmütze.

Der andere Mann war eine elegantere Erscheinung. Ein etwas aus der Mode geratener, aber guter Anzug. Er war hager und glattrasiert.

Er erkundigte sich als Erstes nach Herrn Gautschi, dem langjährigen Portier, der vor vier Jahren zur großen Erleichterung seines designierten Nachfolgers endlich in Pension gegangen war, aber noch immer aushilfsweise in der Loge seinen Dienst versah, zufälligerweise gerade heute.

Herr Gautschi wurde aus dem Büro geholt, wo er eine Kaffeepause machte. Er begrüßte den Neuankömmling formell und nahm seinen etwas zerfledderten Reisepass entgegen, verglich das Foto mit dem Mann, der vor ihm stand, lächelte und schüttelte ihm herzlich die Hand.

Der Mann winkte seine Begleiter heran, und alle drei begaben sich nach hinten in das kleine Büro. Der Asiate bestand darauf, den Rucksack mitzunehmen.

Dort blieben sie eine ganze Weile, während Herr Gautschi dreimal herauskam. Das erste Mal, um mit dem Duty Manager zu sprechen, das zweite Mal, um mit dem Empfangschef die Zimmerzuteilung und den Gästestatus zu organisieren, das dritte Mal, um die Neuankömmlinge der Empfangsdame zu übergeben.

Herr Schoch und Begleitung wohnten jetzt im Apartment 312, in dem es eine Verbindungstür zum Zimmer 314 gab, und Herr Gautschi hatte dafür gesorgt, dass sie im Hotelsystem nirgendwo auf tauchten.

{321}27

Am selben Tag

Im Zimmer fragte Valerie: »Darf ich dein Passbild einmal anschauen?«

Schoch zog den Pass aus der Brusttasche und reichte ihn ihr.

Ein dicklicher Mann in Nadelstreifen, dessen Hemdkragen zu eng zu sein schien, blickte ihr ernst entgegen. Sie schaute von dem Foto zu ihm und wieder zurück. Die beiden Männer besaßen keinerlei Ähnlichkeit.

»Ich glaube nicht, dass man dich damit noch in irgendein Land hineinlässt.«

»Ich wundere mich, dass man es damals tat.«

»Kein Wunder, dass Herr Gautschi dich nicht erkannt hat.«

»Damals war ich eigentlich etwas dünner. Es gibt keine bessere Diät als Liebeskummer.«

»Wie lange hast du hier gewohnt?«

»Die paar Wochen, die die Scheidungsformalitäten in Anspruch nahmen.«

Es klopf tean der Verbindungstür. Es war Kaung. Er trug den kleinen Elefanten. »Sabu krank.«

Er stellte sie auf den Boden. Sie stand mit hängenden Ohren auf dem Nadelfilz. Kaung hielt ihr ein Karottenstück hin. Sabu ignorierte es und legte sich hin.

{322}Kein Vergleich zu dem glücklichen Tier, das bei Kaungs Ankunft in der Villa einen Begrüßungstanz aufgeführt hatte.

Schoch sagte: »Das gab es noch nie, dass sie nicht gefressen hat, außer ganz am Anfang.« Er versuchte ebenfalls, Sabu das Karottenstück aufzudrängen. »Vielleicht die Aufregung.«

Kaung schüttelte den Kopf. »Nein, krank.«

Valerie beugte sich zu ihr hinunter, streichelte sie und stellte sie auf die Beine.

Kaung kniete sich mit etwas Abstand vor sie hin und lockte sie auf Burmesisch zu sich heran.

Sie machte zwei, drei Schritte.

»Was hat sie am Bein?«, fragte Schoch.

»Nichts am Bein«, sagte Kaung. »Im Hirn.«

Schoch sah Valerie an. Sie wollte den Kopf zweifelnd wiegen, aber es geriet ihr mehr zu einem Nicken.

»Muss zu Sararwaan für Elefanten«, sagte Kaung entschlossen.

»Was ist das?«, fragte Schoch.

»Elefantendoktor. Aber in meiner Heimat.«

{323}28

28. Juni 2016

Frau Iten erkannte die Stimme auf Anhieb, aber sie glaubte, nicht richtig gehört zu haben.

»Doch, doch, ich bin's, Frau Iten.«

Das Vorzimmer, das sie managte, war das des Nach-Nachfolgers von Dr. Schoch. Es würde ihr letztes Vorzimmer sein, sie stand kurz vor der Pensionierung.

Herr Schoch war ihr Lieblingschef geblieben. Sie hatte ihn als jungen Anlageberater kennengelernt, er war sechzehn Jahre jünger als sie. Bis zu dem Zeitpunkt hatte sie in der Bank an verschiedenen Orten im Backof ficegearbeitet und immer Ausschau gehalten nach einer besseren Stelle. Und da kam sein Angebot. Er hatte gerade eine Karrierestufe erreicht, die ihn berechtigte, eine eigene Sekretärin zu haben, und er fragte bei ihr an. Weshalb, das hatte sie bis heute nicht herausgefunden.

Sie überlegte nicht lange und folgte ihm auf jede neue Hierarchiestufe. Bis zu dem Tag, als seine Frau … Sie hätte ihm von Anfang an sagen können, dass das eine Schlampe war. Erst war er unrasiert und mit geröteten Augen zur Arbeit erschienen, dann mit einer Fahne, dann betrunken, dann gar nicht mehr.

Und jetzt rief er sie an und bat sie um ein Treffen. Zum Mittagessen im Thairestaurant des ›Seeblick‹, dort, wo er {324}zum Schluss gewohnt hatte. Und zwar jetzt. Zum Lunch. Er brauche ihre Hilfe. Es sei dringend.

Es war das erste Mal, dass Herr Schoch sie um ihre Hilfe bat. Für Kleinigkeiten hatte er das natürlich jeden Tag getan, aber diesmal klang es dringend und ernst. Daher sagte sie zu, obwohl ihr der nächste Tag lieber gewesen wäre. Dann wäre sie frisch vom Coiffeur gekommen.

Er erwartete sie an einem Nischentisch im fast leeren Restaurant. Sie hätte ihn nicht erkannt, wenn er nicht aufgestanden und auf sie zugekommen wäre. Sein Händedruck war noch immer fest, aber die Hand war schmal und knochig. Kahlgeschoren war er und schlank. Nein, hager. Der Anzug war ihm etwas weit, und sie verwünschte sich für ihre Mütterlichkeit, als sie – kaum hatten sie sich gesetzt – fragte: »Sind Sie krank, Herr Schoch?«

»Nur ein bisschen abgenommen.«

Sie entschieden sich für das Tagesmenü, und er bestellte ein Glas Champagner für sie, wie in alten Zeiten, und Mineralwasser für sich, wie in alten Zeiten nicht.

Was er von ihr wollte, war viel verlangt. Wenn es aufflog, würde es sie kurz vor der Pensionierung die Stelle kosten.

Aber sie hatte sein Wort, dass er die Ausgaben noch innerhalb der laufenden Abrechnungsperiode rückerstatten würde. Und sie hatte die Erfahrung, wie man solche Transaktionen buchhalterisch unsichtbar machte.

Schließlich sagte sie: »Ich mache es. Und wissen Sie, warum, Herr Doktor? Weil ich eine sentimentale, dumme alte Frau bin.«

Noch am Nachmittag reservierte sie die Gulfstream G550. Direkt. Nicht über das interne Reisebüro.

{325}29

Am selben Tag

Vor dem ›Just a Second‹ warteten Alkis, Hündeler, Freaks und Junkies mit ihren Hunden, Katzen und Ratten geduldig darauf, dass die Klinik öffnete.

Roux und Tseng hatten Roux' BMW in Sichtweite geparkt und warteten, etwas weniger geduldig, ebenfalls. Sie waren am Vorabend direkt zur Wohnung der Tierärztin gefahren und hatten dort stundenlang auf sie gelauert. Ohne Erfolg. Danach waren sie ziellos durch das Villenviertel gefahren, etwa dreimal durch die schmale Straße, in der sie den Peugeot zuletzt gesehen hatten, und schließlich zu Tsengs Hotel zurückgekehrt.

Roux' Wut und Hass waren verflogen, er hatte resigniert. Oder so gut wie. Denn manchmal überwog doch wieder die Unglaublichkeit, so nahe am Ziel ein zweites Mal gescheitert zu sein, und er war sich einen Moment lang wieder sicher, dass alles doch noch eine glückliche Wendung nehmen *musste*.

In der Nacht waren sie in die Zweizimmerwohnung der Tierärztin eingestiegen. Nichts deutete darauf hin, dass sie diese überstürzt verlassen hatte. Aber vieles darauf, dass sie eine nicht übertrieben ordentliche Person war.

Sie fanden nichts, was auf ihren Aufenthaltsort hingewiesen hätte. Lediglich einen Ordner, auf dessen Rücken {326}»Hainbuchstraße« stand und aus dem hervorging, dass die Villa, in der Schoch sich versteckt hatte, ihr gehörte.

Als sie früh an diesem Morgen, eine gute Stunde vor der Öffnungszeit, bei der Gassenklinik angekommen waren, hatte Roux' Herz noch wild geklopft. Aber je mehr die Tierärztin sich verspätete und je größer die Gruppe der Wartenden wurde, desto apathischer wurde er.

Jetzt war es neun, eine halbe Stunde nach der offiziellen Öffnungszeit.

»Go and ask«, befahl Tseng, der, seit sie bei der Klinik angekommen waren, keine drei Worte gesprochen hatte.

Roux stieg aus und gesellte sich zu den Wartenden. An einen von ihnen konnte er sich schwach erinnern. Er war wohl einer aus der Gruppe der Hündeler um Giorgio.

»Weiß man, weshalb sie nicht öffnet?«, erkundigte sich Roux.

»Gestern hatte sie einen Notfall und hat gesagt, wir sollen heute wiederkommen. Was heute ist, weiß ich nicht.«

Noch während sie darüber rätselten, was wohl geschehen sein könnte, fuhr der Peugeot der Tierärztin vor. Ein jüngerer Mann stieg aus, schob sich durch die Menschentraube, stieg die paar Stufen zur Ladentür hinauf und wandte sich an die Wartenden: »Guten Morgen, entschuldigen Sie die Verspätung. Mein Name ist Doktor Peter Grimm. Ich bin die Ferienvertretung von Frau Doktor Sommer.«

Er schloss die Tür auf und betrat den heute nach Patschuli duftenden

Secondhandshop.

{327}30
2. Juli 2016

Sabus Zustand hatte sich nicht verschlechtert. Aber feste Nahrung verweigerte sie noch immer. Kaung, der sie immer noch Barisha nannte, versuchte immer wieder, ihr das Fläschchen zu geben, und manchmal trank sie ein wenig. Er brachte sie auch dazu, sich zu bewegen. Sie machte dann ein paar Schritte, zog dabei aber noch immer das rechte Hinterbein etwas nach.

Der Flug war für alle vier strapaziös gewesen. Die Gulfstream G550 war zwar ein geräumiger Business Jet mit großer Reichweite, aber dennoch ein kleines Flugzeug, das den Turbulenzen über dem Indischen Ozean wenig entgegenzusetzen hatte. Sie bot Platz für zwölf Personen, und standardgemäß wäre eine Flugbegleitung im Preis inbegriffen gewesen. Sie verzichteten darauf. Sabu durf tenicht gesehen werden.

Sie hatten auch um *»absolute privacy«* gebeten. Das bedeutete, dass die Tür zur *crew rest area* mit Toilette, Besatzungsbett und Bordküche den ganzen Flug über geschlossen blieb.

In den kurzen Abschnitten ohne Turbulenzen hatten Valerie und Schoch versucht zu schlafen. Beide hatten in der kurzen Zeit im ›Seeblick‹ nicht viel Schlaf gefunden. In der Nacht hatte sie die Sorge um Sabu wach gehalten, und {328}am Tag gab es viel zu erledigen: Schochs Notpass, Valeries Stellvertretung, Besprechungen mit ihrem Treuhänder, der Instruktionen und Vollmachten brauchte, das Ausstellen eines Heimtierpasses mit allen Impfungen für den Zwergpudel Sabu.

Und das alles in der ständigen Angst, von jemandem erkannt zu werden.

Die Erleichterung war groß, als sie ohne Probleme die Ausreiseformalitäten hinter sich gebracht hatten, niemand den Zwergpudel hatte sehen wollen und die Maschine endlich abgehoben und die graue Wolkendecke unter sich gelassen hatte.

Nach der Landung im Morgengrauen in Singapur Changi waren sie an der Maschine vom VIP-Agenten der Bank empfangen worden, den Frau Iten aufgeboten hatte, und mit einer Limousine zum VIP-Terminal gefahren. Dort hatte ihnen ein übernächtigter Immigration Of ficerohne Fragen die Reisepässe abgestempelt, auch den burmesischen von Kaung, den er sich für den Tag, an dem er sich seinen Traum erfüllte und in seine Heimat reiste, immer wieder hatte erneuern und verlängern lassen.

Jetzt saßen sie im Palm Court des Raf flesHotel, zwischen ihnen ein gedeckter Frühstückstisch, und blickten über die Brüstung der Veranda zwischen den Wedeln der Fingerpalmen auf den Rasen hinunter, wo ein alter Gärtner mit breitkrempigem Strohhut den Sprinkler neu positionierte.

Kaung war in seinem Zimmer und wachte über Sabu. Sie hatte etwas Milch getrunken und einen Schnitz von dem Apfel gegessen, den ein Kellner mit dem Frühstück gebracht hatte.

{329}»Es geht ihr besser«, hatte Kaung verkündet. »Bald kann reisen.«

Valerie legte ihre Hand auf seine. Schoch sagte: »Kaung glaubt, Sabu sei heilig.«

»Ich weiß.«

»Und du?«

»Warum fragst du?«

»Weil du an die Schöpfung glaubst.«

»Du bist ungenau. Ich glaube nicht an den Unterschied zwischen Evolution und Schöpfung.«

»Okay. Und an etwas Heiliges?«

»Sabu ist sehr, sehr, sehr besonders. Vielleicht gibt es ja keinen Unterschied zwischen sehr, sehr, sehr besonders und heilig.«

»Dann glaubst du auch an Wunder?«

»Sabu ist eines.«

»Ich dachte, sie wäre das Resultat einer Genmanipulation.«

»Glaubst du, die wären so hinter ihr her, wenn sie so einfach herzustellen wäre?«

{330}31

Herbst und Winter 2016

Die Villa in der Hainbuchstraße ging für fünfzehn Komma vier Millionen an einen anonymen Käufer, es hieß, er sei Russe. Die Renovierungsarbeiten begannen wenige Wochen nach der Vertragsunterzeichnung durch die Bevollmächtigten von Käufer und Verkäuferin.

Gleich nach dem Verkauf erhielt die Sommer-Stiftung eine Überweisung über zweihundertzwölf tausendSchweizerfranken zum Ausgleich einer Zahlung über den gleichen Betrag, den sie aus dem Stiftungsvermögen an eine gewisse Frau Iten geleistet hatte. Diese transferierte ihrerseits die Summe auf ein Reisespesenkonto der Bank GCBS und annullierte eine Buchung über den gleichen Betrag zugunsten einer Charterflugfirma JetGroup.

Dr. Peter Grimm wurde von der Sommer-Stiftung fest als Arzt der Gassenklinik verpflichtet.

Der Zirkus Pellegrini hatte einen unerwarteten Erfolg dank seiner neuen komischen Elefantennummer.

Dr. Horàk übertrug im Auf tragvon Dr. Roux die letzte von diesem manipulierte Blastozyste auf die Elefantenkuh Asha. Mit Erfolg.

In Bejing beauf tragtedie Chinese Genetic Company den Leiter der Sicherheitsabteilung, international und ohne Einbeziehung von Dr. Roux nach dem rosa Zwergelefanten {331}zu fahnden. Das Team, das mit der Mission betraut wurde, stand unter der Leitung von Tseng Tian, der mit der Materie bereits vertraut war.

{332}32
29. August 2017

Da es keinen Erfolg vorzuweisen hatte, war das Projekt »Pink« in den folgenden Monaten auf der Prioritätenliste der Chinese Genetic Company immer tiefer gesunken. Tseng und sein Team wurden für andere Aufgaben eingesetzt, und Roux, der immer noch aufsässige Schweizer Teilhaber, wurde immer kurzangebundener vertröstet. Der Plan war, »Pink« nach achtzehn Monaten vollends fallenzulassen.

Aber dann stieß einer von Tsengs Internet-Researchern auf einen obskuren buddhistischen Blog, der in Myanmar eine Kultstätte für einen heiligen rosaroten Zwergelefanten namens Sabu Barisha erwähnte.

Der Fund erregte auf der Teamsitzung einiges Aufsehen, und Tseng beauf tragte zwei weitere Researcher damit, das Netz und das Dark Net nach Sabu Barisha abzusuchen.

Sie wurden rasch fündig. Der Suchbegriff führte sie immer wieder zu einem noch nicht lange existierenden großen Elefantencamp nördlich von Yangon in Myanmar zwischen den Flüssen Irrawaddy und Sittaung.

Das Camp hieß Sabu Barisha nach einem kleinen Tempel, der zur Anlage gehörte. Dort wurde einem winzigen rosarot leuchtenden Elefanten gleichen Namens gehuldigt.

Es fanden sich mehrere Fotos von der Tempelanlage und von Statuetten des kleinen Elefantengottes. Sie entdeckten {333}auch drei Videos mit Zeugenaussagen von Pilgern – zwei älteren Frauen und einem jungen Mann –, denen Sabu Barisha erschienen war und die glaubhafte Beschreibungen von ihr lieferten. Video- oder Fotomaterial von Sabu Barisha selbst fand sich keines.

Tseng unterbreitete das Material seinem Vorgesetzten, und der informierte das Management von CGC. Dieses bewilligte eine Expedition von drei Personen nach Myanmar unter der Führung von Tseng. Mit dem Ziel: Beschlagnahmung des Versuchstiers. Minimales Ziel der Mission: Gewinnung von verwertbarem Zellmaterial.

Drei Tage später landete die Gruppe in Yangon, jeder mit Diplomatengepäck und Diplomatenpass ausgerüstet. Am Flughafen holten sie ihren reservierten Landcruiser ab und machten sich auf den Weg.

Nach langer Fahrt auf schlechten und zum Teil vom Monsunregen ausgewaschenen Straßen erreichten sie das mächtige Eingangsportal. SABU BARISHA ELEPHANT CAMP stand in bunten Lettern über dem Eingang.

Sie fuhren hinein und folgten dem Wegweiser zur Rezeption. Er führte sie zu einem großen Bungalow im Schatten eines alten Teakbaumes. Dort wurden sie von einer jungen Frau in traditioneller Tracht mit eisgekühltem Ingwertee empfangen.

Das Camp verfügte über zehn Gästebungalows, Personalhäuser und Stallungen.

Ein Teil der Gebäude stammte aus der Zeit, als das Camp noch den britischen Kolonialherren oder der staatlichen Holzgesellschaft gehört hatte, die anderen waren von den neuen Besitzern erbaut worden.

Tseng und seine Begleiter bezogen ihre Bungalows.

{334}33
1. September 2017

In dem großen Bungalow, in dem sich die Rezeption befand, war in der Kolonialzeit der Camp Manager mit seiner Familie untergebracht gewesen. Das Gebäude war hauptsächlich aus dem Material gebaut, das hier gewonnen wurde: Teakholz. Die gebohnerten Parkettböden, die Fenster und Türen, die Dachkonstruktion und die meisten Möbel bestanden daraus.

Der Salon diente jetzt als Speisesaal. Er bot Platz für zwölf Tische.

Außer dem von Tseng und seinen Begleitern waren noch sechs weitere besetzt, alle mit indischen, chinesischen und burmesischen Gruppen in traditioneller Kleidung.

Die Männer von der CGC aßen schweigend ihr Curry, jeder hatte eine Flasche Myanmar Beer neben dem Teller.

Nach dem Dessert – Kokosmilch mit Sago – betrat eine Europäerin in burmesischer Kleidung den Speisesaal und ging von Tisch zu Tisch. Tseng hatte die Tierärztin zwar nur flüchtig im Auto vor der Villa gesehen, aber sie musste es sein.

Sie kam an ihren Tisch, begrüßte sie im Namen des Managements, wünschte einen schönen Aufenthalt und überreichte ihnen einen Flyer mit Informationen zum Camp.

Es lag am Rande einer riesigen Fläche aus wilden und {335}angebauten Teakwäldern aus der Kolonialzeit und grenzte an ein weitläufiges Waldschutzgebiet. Die Regierung hatte nun auch über den Nutzwald ein Abholzverbot verhängt, da der Waldbestand des Landes in der Vergangenheit jedes Jahr um über hunderttausend Hektar reduziert worden war, das waren jährlich zwei Prozent des gesamten Waldbestandes.

Die neuen Eigentümer hatten mit dem nun geschützten Waldbestand auch die zweiunddreißig Arbeitselefanten übernommen, die dort gearbeitet hatten, und die Elefantenbevölkerung durch Übernahme weiterer ehemaliger Arbeitselefanten inzwischen auf sechsundvierzig erwachsene Tiere und durch die Aufnahme von neun Elefantenwaisen auf insgesamt fünfundfünfzig erweitert.

Das Ziel des Projekts war die artgerechte Haltung und allmähliche Auswilderung der gesunden Tiere sowohl im eigenen als auch im angrenzenden Gebiet von weiteren achtzig Quadratkilometern, das neuerdings zum Natur- und Wildschutzgebiet erklärt worden war. Und die Pflege der schwachen und kranken Tiere bis zu ihrem Lebensende.

Das Camp bot Einblicke in das Leben der Elefanten. Die Besucher konnten die Herden auf dem riesigen Gelände von Geländefahrzeugen aus beobachten. Sie konnten ihnen beim Baden zusehen und die Babystation für die Handaufzucht von Elefantenwaisen besuchen.

Reiten, füttern, waschen und direkten Kontakt zu den Tieren pflegen konnte man nicht. Aber dafür Patenschaften von Elefanten übernehmen und bei der Auf forstung Hand anlegen.

Über Sabu Barisha und ihren Tempel fand sich in dem Flyer kein Wort.

{336}
34
Am selben Tag

Fritz Schoch war schlank, aber nicht mehr mager. Er trug einen karierten Longyi und ein weißes Hemd mit Stehbündchen. Noch immer war er glattrasiert und kahlgeschoren. Das Zittern seiner Hände war verschwunden.

Er saß an seinem Schreibtisch hinter dem Bildschirm und tippte auf seiner Tastatur. Er hatte seine IT-Kenntnisse aufgefrischt und gestaunt über die Quantensprünge auf dem Gebiet in den vergangenen zehn Jahren. Er kümmerte sich jetzt um die Administration des Camps und der Sommer-Stiftung. Keine Vollzeitbeschäftigung, aber genug für einen, der zehn Jahre lang keinen Finger gerührt hatte.

Valerie betrat das kleine Büro, das sie sich teilten. Auch sie trug einen Longyi und eine traditionelle burmesische Bluse. Sie hatte wie jeden Abend die Gäste im Speisesaal begrüßt und setzte sich jetzt vor ihren Computer.

Auch Valerie hatte sich weitergebildet. Sie hatte sich vom Sararwaan, dem Tierarzt, den Kaung wegen Sabu Barisha aufgesucht hatte, in die burmesische Elefantenheilkunde einführen lassen und sich gleichzeitig über das Internet schulmedizinisch mit dem *Elephas maximus* beschäftigt. Inzwischen kümmerte sie sich um die Gesundheit ihres wachsenden Elefantenbestandes, immer unterstützt von Kaung und dem Sararwaan.

{337}Valerie und Schoch gingen stumm ihren Beschäftigungen nach. Es war zu spüren, dass sie sich in der Gegenwart des anderen aufgehoben fühlten.

Valerie unterbrach das Schweigen. »Hast du die drei Neuankömmlinge gesehen? Chinesen.«

»Nein.«

»Seltsam. Nicht die typischen Gäste.«

»Inwiefern?«

»Einfach nicht die Art Leute, die ein alternatives Elefantencamp besuchen. Mehr wie Leute mit einem Auf trag.«

»Du meinst …?«

»Nur so ein Gefühl.«

Seit ihrer erfolgreichen und recht abenteuerlichen Flucht nach Myanmar hatten sie nie ganz aufgehört, sich immer wieder umzublicken. Aber es war nicht das erste Mal, dass ihnen Besucher seltsam vorkamen, deshalb nahmen sie Valeries komisches Gefühl nicht allzu ernst.

Sie trat hinter Schoch, legte ihre Hand auf seinen Nacken und sagte: »Wollen wir? Es ist Zeit.«

Schoch schaltete den Computer aus und stand auf. In dem Moment begann der Regen auf das Dach zu trommeln.

{338}35

Am selben Tag

Der Tempel lag einen Kilometer vom Hauptbungalow entfernt auf einer kleinen Lichtung. Eine sechseckige Pagode, pistaziengrün, weiß und golden, wie von einem Konditor geschaffen und mit einer nassglänzenden goldenen Haube, deren Spitze etwa fünf Meter in den Nachthimmel ragte.

Die Eingänge waren bewacht von furchterregenden Löwenstatuen.

Im Innern – genau im Zentrum – stand ein goldener Würfel, dessen Seiten jeweils einen Meter breit waren. Darauf, inmitten von Orchideenblüten und Räucherstäbchen, die Statuette eines kleinen rosa leuchtenden Elefanten.

Kaung kniete mit geschlossenen Augen davor und bewegte die Lippen. Er hörte, wie der Regen verstummte, so plötzlich, wie er begonnen hatte. Dann verlor er sich wieder in seiner Meditation.

Plötzlich spürte er, dass jemand den Tempel betrat. Er schlug die Augen auf und sah drei Männer. Einen von ihnen kannte er. Es war der große China-Mann, der Sabu Barisha suchte.

Kaung schloss die Augen wieder.

»Kaung«, sagte der Mann.

Kaung reagierte nicht.

»Wo ist Sabu Barisha?«, fragte der Chinese auf Englisch.

{339}Kaung tat, als würde er nichts verstehen.

»Where is the little Elephant!« Es klang lauter und drohender.

Kaung erhob sich und wollte an den drei Männern vorbei ins Freie gehen.

Auf ein Zeichen des großen Mannes flankierten seine Begleiter Kaung und hielten ihn an den Oberarmen fest.

»Komm«, sagte Kaung.

Der Chinese nickte den beiden zu, und sie führten ihn aus dem kleinen Tempel.

{340}36
Am selben Tag

Wie jeden Freitagabend gingen Schoch und Valerie zum Tempel, um ihre Gaben darzubringen. Gefolgt von dem Teil der Oozies, die an diesem Abend eine Stunde entbehrlich waren, und ihren Frauen. Es mussten an die dreißig Personen sein, viele trugen Kerzen oder Petrollampen.

Die Wolkendecke war aufgerissen, und ein fast voller Mond glänzte im Gold des Pagodendaches.

Aus dem schwach rosa erleuchteten Hauptportal trat eine Gruppe Männer. Sie machten ein paar Schritte und blieben stehen. Einer von ihnen war Kaung.

Valerie und Schoch gingen auf sie zu. Jetzt sahen sie, dass die Männer die neu angekommenen Chinesen waren. Zwei von ihnen hielten Kaung fest.

»Alles okay, Kaung?«, fragte Schoch.

Der große Chinese gab den beiden ein Zeichen, sie ließen Kaungs Arme los, und er ging rasch zu Schoch und Valerie.

»Was wollen die Männer?«, fragte Valerie.

»Sabu Barisha«, antwortete Kaung.

»Das Versuchstier gehört nicht Ihnen.« Es war der große Chinese, der jetzt das Wort ergriff. »Wir handeln im Auftrag von Doktor Roux, dem rechtmäßigen Eigentümer. Wir fordern Sie auf, uns das Tier auszuhändigen.«

{341}Die Oozies und die Frauen hatten zu Valerie und Schoch aufgeschlossen und bildeten einen Kreis um die Gruppe.

Jetzt sprach Kaung: »Sabu Barisha gehört nicht Doktor Roux. Sabu Barisha gehört niemandem. Sabu Barisha heiliges Wesen.« Er wandte sich dem Tempel zu, legte die Hände vor dem Gesicht aneinander und verneigte sich. Die Umstehenden taten es ihm nach.

Valerie flüsterte Schoch etwas zu. Er überlegte einen Moment und nickte dann.

»Kommen Sie«, forderte er die Chinesen auf.

Sie gingen voraus auf einem schmalen Pfad durch ein Stück Wald. Das Regenwasser tropf tevon den Blättern. Sie erreichten eine weitere, kleinere Lichtung, auf der ein Bungalow stand, der wohl ebenfalls noch aus der Zeit vor der Unabhängigkeit stammte. Er war auf Pfählen gebaut und umgeben von einer hölzernen Veranda, auf die eine Treppe von fünf Stufen hinauf führte.Die Oozies und die Frauen ließen sich auf der Veranda nieder, Valerie, Schoch, Kaung und die drei Männer gingen hinein.

Sie betraten einen Wohnraum. Die Einrichtung bestand aus einer Mischung von traditionellen burmesischen Möbeln und altem Kolonialmobiliar. Schoch betätigte einen Schalter, an der Decke begannen sich träge ein paar Ventilatoren zu drehen.

Kaung setzte sich auf den Boden.

Valerie bot den Männern einen Platz in einer Sitzgruppe an, holte einen Laptop und schaltete ihn ein.

Sie steckte einen Memory Stick in das Gerät und startete das Video.

{342}37
Am selben Tag

Auf dem schwarzen Bildschirm erschienen wie ein Filmtitel in rosa Schrift die Worte SABU BARISHA. Dazu spielten verschieden gestimmte Trommeln, Tschinellen und Harfen traditionelle burmesische Musik.

Der Titel blieb ein paar Sekunden stehen und wurde von einem Standbild überblendet, das den kleinen Elefanten mit erhobenem Rüssel zeigte. Das Maul war geöffnet und schien zu lachen. Die drei Chinesen flüsterten.

Das Bild geriet in Bewegung, Sabu Barisha schritt über den Perserteppich eines etwas düsteren Zimmers. Ihr Leuchten überstrahlte manchmal das Bild und tauchte den ganzen Bildschirm in ihr Rosa.

Aus diesem Rosa tauchte eine neue Szene auf: Der kleine Elefant, wie er heftig an einer Babyflasche saugte, die ihm eine behaarte Hand hinhielt.

Eine Überblendung zeigte dieselbe Hand, wie sie dem Mini-Elefanten einen Wollknäuel zurollte. Sabu Barisha stoppte ihn mit dem Rüssel und schob ihn geschickt mit dem Fuß zurück.

In der nächsten Szene hatte sie ihre Verspieltheit abgelegt und stand wie eine leuchtende Statuette unter einem Möbelstück, einer Kommode oder einer Bettstatt.

Das Bild wechselte zu einem anderen. Der kleine Elefant {343}lag auf der Seite neben einem blauen Hundekorb. Sein rosaroter Torso hob und senkte sich. Sabu Barisha schlief.

Die drei chinesischen Besucher hatten aufgehört, die Szenen leise zu kommentieren. Es war still im Raum, nur die Tonspur mit der burmesische Musik lief.

Doch dann tuschelten die drei Männer plötzlich wieder. Sabu Barisha schien verletzt zu sein. Kaung stand vor ihr und lockte sie zu sich heran. Sie schleppte sich mühsam, zog ein Bein nach, machte zwei, drei Schritte, gab auf und legte sich hin.

»Is she sick?«, fragte der großgewachsene Chinese. Er erhielt keine Antwort.

Von nun an war der kleine Elefant meistens auf dem Schoß von Valerie zu sehen. Oder in den Armen oder auf dem Schoß von Kaung, umgeben von Oozies, die ihm Blumen, Räucherstäbchen und Süßigkeiten darbrachten. Einmal war die kleine Pagode zu erkennen, die sich noch im Bau befand. Nur auf einem einzigen Bild versuchte er zu gehen. Doch das Nachziehen des Beines hatte sich so stark verschlimmert, dass er aufgab.

Sabu Barishas kleiner Kopf wirkte jetzt eingefallen. Auch die Knochen ihres Körpers zeichneten sich scharf ab unter der rosaroten Haut. Sie war jetzt immer bekränzt und umgeben von Menschen in traditioneller Kleidung, die vor ihr knieten. Die Kamera zoomte. Man sah, wie sich zwischen den Blumen der Rüssel bewegte.

Die Musik verstummte. In einer Überblendung erschien Kaungs versteinertes

Gesicht. Er hob den leblosen Körper hoch und trug ihn aus dem abgedunkelten Raum. Sein Leuchten war erloschen.

{344}Plötzlich schlugen schwere Regentropfen auf das Wellblech des Bungalows und erlösten die Zuschauer von der beklemmenden Stille.

Auf dem Bildschirm war eine große Versammlung festlich gekleideter Menschen zu sehen, die um einen kleinen blumengeschmückten Scheiterhaufen knieten, auf dem Sabu Barisha lag. Zwei Mönche und Kaung zündeten das Holz an.

Das Niederbrennen in langen Überblendungen war jetzt wieder von Musik begleitet, die aber vom Regen übertönt wurde.

Die letzte Szenenfolge zeigte Kaung und zwei Mönche, die die noch rauchende Asche bargen, in eine kleine Messingurne füllten und diese in den Würfel in der Mitte der Pagode einmauerten.

Hier endete das Video. Nur noch der Regen war zu hören.

»Barisha«, sagte Kaung, »Regen.«

Valerie wischte sich die Tränen aus den Augen, zog den Memory Stick aus dem Laptop und überreichte ihn Tseng.

Er nahm ihn wortlos entgegen und verließ den Bungalow, gefolgt von seinem Team.

{345}38

8. März 2018

Ein kleiner rostiger Schlepper, den Aufbau angriffslustig nach vorne geneigt, zog einen plumpen Container mit einer viereckigen, türkisbemalten Kabine. Ein Kranz alter Reifen schützte ihn vor dem Aufprall beim Anlegen.

»Wo diese Reifen wohl schon überall waren, als sie noch fuhren«, sagte Valerie versonnen.

Sie saßen in den Deckstühlen auf dem kleinen Balkon ihrer Kabine und sahen auf den Fluss hinunter. Der Irrawaddy war grünbraun, der Uferstreifen grün, der Himmel darüber grau, blau und rosa, wie eine Zürcher Stadttaube.

Sie befanden sich auf ihrem ersten Urlaub seit der Gründung des Sabu Barisha Elephant Camp. Eine Woche auf einem Flussdampfer auf dem Irrawaddy. Der Besuch der drei Chinesen, die lange gefürchtete Entdeckung, hatte sie befreit. Es war Valeries Idee gewesen, die Fahrt auf diesem Flussdampfer zu buchen. »Lass uns etwas tun, was normale Leute tun würden«, hatte sie vorgeschlagen.

»Sind wir denn normale Leute?«, hatte Schoch gefragt. Und beide hatten ein wenig gelächelt.

Ihre Kabine befand sich im Bug. Die einzigen Geräusche des Schiffes waren das Gurgeln des Wassers unter dem Rumpf und das Brummeln des Motors weit, weit hinten.

Valerie legte ihre Hand auf die von Schoch auf der {346}Armlehne seines Deckstuhls. Um beide Handgelenke waren bunte buddhistische Glücksbändchen gebunden. Der Fluss zog vorbei.

Nester von Wasserhyazinthen. Ein Fischerboot. Eine Boje mit der gelb-grün-roten Flagge und dem weißen Stern, die Markierung eines Netzes.

Selten das metallische Motorengeräusch eines Fischerboots, das sich vom frisch ausgelegten Netz entfernte.

Erste Lichter in den Hütten am Ufer. Achtzehn Uhr. Das Schiff lag ruhig auf dem glatten Fluss.

Es gab kein sanfteres Transportmittel zu Luft, Land und Wasser.

{347}

39

9. April 2018

Dr. Roux, Dr. Hess und Ben, der Elefantenpfleger, befanden sich in der Box von Asha. Sie war im sechzehnten Monat, und Dr. Hess führte auf Drängen von Roux gerade seine – er wusste nicht wievielte überflüssige – Ultraschalluntersuchung durch.

Als er sie beendet hatte, sagte er fröhlich: »Wie immer: Der Embryo ist kerngesund und entwickelt sich normal.«

»Normal!«, brüllte Roux. »Ja leck mich doch!«

Asha, die von Ben wie immer für die Arztvisiten an allen vier Beinen angekettet worden war, erschrak. Sie griff mit dem Rüssel neben sich, erwischte Roux und schmetterte ihn gegen die Trennwand. Dahinter trompeteten die übrigen Elefanten.

Es war der zweite tödliche Tierunfall in fast neunzig Jahren Zirkus Pellegrini.

{348}

40

16. Dezember 2018

Ein halbes Jahr später brachte Asha ein gesundes Baby zur Welt. Es wog hundertzehn Kilo und hatte eine Schulterhöhe von fünfundneunzig Zentimetern.

Das einzig Auf fälligean dem kleinen Bullen waren die Pigmentstörungen an Stirn, Rüsselansatz und Ohren.

Das kam zwar immer wieder vor, aber in diesem Fall war das Rosa der depigmentierten Stellen intensiver.

Und es leuchtete ein wenig im Dunkeln.

{351}Zuerst habe ich Herrn Prof. Dr. Mathias Jucker zu danken, Direktor am Hertie-Institut für klinische Hirnforschung der Universität Tübingen. Er war es nämlich, der mir vor zehn Jahren am Rande des internationalen Kongresses »100 Jahre Alzheimer« gesagt hat, es wäre gentechnisch möglich, einen winzigen rosaroten Elefanten zu erzeugen. Diese Vorstellung hat mich nicht mehr losgelassen.

Herr Prof. Jucker war es auch, der mich auf Frau Prof. Dr. med. Anita Rauch aufmerksam machte, die Direktorin und Ordinaria für Medizinische Genetik an der Universität Zürich. Sie hat mir von ihrem Spezialgebiet, dem primordialen Zwergwuchs, erzählt und mich über die Chancen und Gefahren der Genetik ins Bild gesetzt. Auch ihr ganz herzlichen Dank.

Auch Herrn Dr. Robert Zingg, Elefantenexperte und Senior-Kurator des ›Zoo Zürich‹, bin ich zu großem Dank verpflichtet. Er hat sich bemüht, mich mit dem Wesen und dem Verhalten der Elefanten bekanntzumachen, und er hat mich an einen weiteren Experten verwiesen, dem ich viel zu verdanken habe:

Herrn Prof. Dr. Thomas Hildebrandt, dem internationalen Experten für die künstliche Befruchtung von Elefanten am Leibniz-Institut für Zoo- und Wildtierforschung in Berlin. Er hat viel Zeit geopfert und Geduld aufgebracht, {352} um mir die Reproduktions- und Gentechniken zu erklären. Er und Frau Prof. Rauch und Herr Dr. Zingg haben die entsprechenden Stellen meines Manuskripts gegengelesen und korrigiert. Falls es noch immer Fehler enthalten sollte, sind sie mir unterlaufen.

Herzlichen Dank auch an Captain Helene Niedhart, President und CEO von CAT Aviation, die mich bei der Beschreibung des Fluges im Privatjet nach Singapur beraten und korrigiert hat.

Ich danke auch Ewald Furrer und Hans Peter Meier, die beide vom Verkauf des bemerkenswerten Straßenmagazins *Surprise* leben. Sie haben mir Einblick in die Welt der Randständigen und Obdachlosen verschafft und mir eine Ahnung von deren Lebensgefühl vermittelt.

Dankbar bin ich wie immer meiner Lektorin, Ursula Baumhauer, für ihre wichtigen kreativen Beiträge und ihren Überblick über die manchmal etwas vertrackte Chronologie. Und meinem Verleger, Philipp Keel, für die freundschaftliche und konstruktive Einmischung.

Meine Frau, Margrith Nay Suter, umarme ich dafür, dass sie auch diesmal die diffizile Aufgabe übernahm, mir als erste Leserin beizubringen, was sie gut und was sie verbesserungsbedürf tigfand.

Und ich bitte meine Tochter Ana um Verständnis, dass ich ihr nie einen kleinen lebenden rosa Elefanten schenken werde.

Martin Suter



Foto: Franco P Tettamanti

Martin Suter, geboren 1948 in Zürich, arbeitete bis 1991 als Werbetexter und Creative Director, bis er sich ausschließlich fürs Schreiben entschied. Seine Romane – zuletzt erschien ›Montecristo‹ – und ›Business Class‹-Geschichten sowie seine ›Allmen‹-Krimiserie sind auch international große Erfolge. Martin Suter lebt mit seiner Familie in Zürich.

Martin Suter bei Diogenes

Die grauen Zahlen im Text entsprechen den Seitenzahlen der im Impressum genannten Buchausgabe.

Jetzt für den Diogenes Newsletter anmelden:

diogenes.ch/newsletter

Besuchen Sie uns außerdem auf:

www.diogenes.ch

 *facebook.com/diogenesverlag*

 *twitter.com/diogenesverlag*

 *instagram.com/diogenesverlag*

 *diogenesverlag.tumblr.com*

Inhalt

Cover

Titelseite

Widmung

Erster Teil

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32

33
34
35
36
37
38
39
40

Zweiter Teil

1
2
3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30

Dritter Teil

1
2

3
4
5
6
7
8
9
10
11
12
13
14
15
16
17
18
19
20
21
22
23
24
25
26
27
28
29
30
31
32
33
34
35
36
37
38
39
40

Danksagung

Biographie

Hinweis für den Leser

Mehr Informationen

Inhaltsübersicht

Impressum

Covermotiv: Illustration von Christoph Niemann, ›Elefant‹, 2016
Copyright © Christoph Niemann

Alle Rechte vorbehalten
Copyright © 2017
Diogenes Verlag AG Zürich
ISBN Buchausgabe 978-3-257-06970-9
ISBN eBook 978-3-257-60782-6